<36616796300018

Rundschau

der

neuesten Zeit.

Von Napoleon's Sturz 1815—1848 excl.

Ein historisches Lesebuch

von

Dr. Carl Julius Arnold
(in Bremen.)

Leipzig, 1853.
In Commission bei Rob. Hoffmann.

Gedruckt bei G. Hunckel in Bremen.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

allerdurchlauchtigsten Herrn Großherzog

Paul Friedrich August

von

Oldenburg

in tiefster Ehrfurcht und unbeschränkter Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Ew. Königlichen Hoheit

mein neuestes Geschichtswerk widmen zu dürfen, haben **Allerhöchstdieselben** mir huldreichst zu verstatten geruht. Es liegt, Königliche Hoheit, auf der Hand, mit wie so mannigfaltigen Schwierigkeiten inmitten des wogenschlagenden, politischen Treibens es verbunden sei, ein Werk zu schreiben, welches partheilos, ohne politische Färbung und frei von individuellen Tendenzen nur einfach erzählend die Thatsachen der Geschichte an dem sich durchziehenden Zeitfaden in pragmatischem Zusammenhange sich entwickeln läßt. — Ich habe solchen Versuch gewagt. In wie weit dies gelungen, in wie weit ich vom Ziele abgeirrt, darüber zu urtheilen geziemt mir nicht. Doch das weiß ich, daß ich dies Ziel fest und unverbrüchlich im Auge behalten und jeder Art politischer Verfänglichkeiten meine Schrift fern blieb. Ew. Königliche Hoheit haben derselben die Weihe

durch Allerhöchst DERO gnädigste Protection huldreichst ertheilt; ich durfte mein Werk Allerhöchstdenenselben dediciren; unter Allerhöchst IHRER Aegide wird es sich Eingang bahnen und, so schmeichle ich mir, von einigem Nutzen sein, da ja so selten in ähnlichen Schriften Perspective, und das weise ne quid nimis inne gehalten wird. Möchte nun meine Arbeit, wenn auch nur in etwas, **AllerhöchstDERO** vorgefaßter, günstiger Meinung entsprechen, möchte **AllerhöchstIHREN** die ungeschminkte Wahrheit geschichtlicher Begebenheiten, in deren Kreis auch **AllerhöchstDERO** Land gezogen war, entsprechend entgegentreten und sich **AllerhöchstDERO** Beifalls, wenn auch nur in geringem Maße, erfreuen; dann würde so überaus vollgültig der Zweck erreicht und die mühevollen Stunden vergolten sein, die ich diesem Werke in Liebe und

Hingebung widmete. So lege ich denn ehrfurchtsvoll diese anspruchslose Arbeit in **AllerhöchstDERO** gütige Hand, wünschend und aus ganzer Seele, doch aber auch nicht ohne Scheu, hoffend, daß **Allerhöchstdieselben** sie mit einem nachsichtsvollen und schonenden Auge huldreichst beurtheilen wollen.

In tiefster Ehrfurcht und im Gefühl unbegrenzter Verehrung verharre ich als

Ew. Königlichen Hoheit

alleruntertänigster

Arnold.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort.

Jeder Schriftsteller hat bei Abfassung seines wissenschaftlichen Werkes stets die in ihm ruhende Richtung fest im Auge zu behalten, damit das Werk eben seiner Idee entspreche. So läßt sich denn die neueste Zeit namentlich aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten auffassen. Der meinige war nur Geschichte. Es sollten sich geschichtliche Begebenheiten an den Faden der Politik reihen und Politik nur das Bindemittel sein, welches die geschichtlichen Gebilde zusammenhält. Würde also ein allseitiges und allumfassendes Geschichtswerk beansprucht werden, so läge dies wie außer den Grenzen meines Planes, so außer denen eines auf so wenige Bogen gedrängten Werkes. Ein populäres Lesebuch wünschte ich zu schaffen, welches, da die verbreiteteren populären Schulbücher meist nur bis auf Napoleon's Sturz zu gehen pflegen, auch als brauchbares Schulbuch dienend, mit möglichster Uebergehung der Politik die interessantesten geschichtlichen Thatsachen zusammenstellt. Nur so ist das Buch, was es sein soll, ein Lesebuch.

So diene denn dasselbe Denen, die diese gehaltvolle Zeit durchlebt und mit Interesse den geschichtlichen Begebenheiten derselben gefolgt sind, zur Erinnerung, den Uebrigen zur Belehrung und Erweckung des Interesses! Etwaige Druckfehler bitte ich zu übersehen.

Bremen, 1853.

Dr. Arnold.

Frankreich.

Die Restauration.

Zweimalige Rückkehr der Bourbons 1814. 1815. Durch die ewig denkwürdige Schlacht bei Leipzig waren die Schwingen des französischen Adlers gelähmt. Napoleon wurde genöthigt, zu Fontainebleau den 11. April 1814 seine Absetzung zu unterschreiben. Elba sollte sein letztes Asyl sein! Geleitet von den Verwünschungen des Volkes, dessen Abgott er noch jüngst gewesen, blieb ihm nur dies Schattenreich, ihm, der schon in seiner Idee die Weltherrschaft in Händen hielt. „So fiel, wie Miguet sagt, dieser Mann, der 18 Jahre lang die Welt allein erfüllt hatte, der durch sein unternehmendes, organisirendes Genie, seine Lebens- und Willenskraft, seine Liebe zum Ruhme und seine unermeßliche disponible Gewalt, welche die Revolution in seine Hand legte, das riesenhafteste Wesen seiner Zeit wurde. Er erlag einer gegen ihn sich waffnenden Welt zum Beweise, wie unmöglich in unseren Tagen der Despotismus ist." — Ludwig XVIII., der vielgeprüfte, vielgewanderte, der, vom Vaterlande vertrieben, durch Napoleons Vorsicht wie alle Bourbons verbannt, bald hier bald dort seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte und der den großen Kampf in seiner endlichen Entscheidung in England abwartete, wurde nun durch ein Decret des Senates, welcher unter dem Vorsitze Talleyrands die Wiederberufung der Bourbons auf den französischen

Thron beschlossen hatte, in das Erbe seiner Väter zurückberufen. Dem Grafen v. Artois, Ludwigs XVIII. Bruder, nachmaligem Karl X., übertrug der Senat die Oberstatthalterschaft bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig XVIII. die constitutionelle Verfassung würde angenommen haben. Derselbe kam von Hartwell, woselbst er die letzte Zeit verweilte, den 20. April nach London, von wo aus der Prinz-Regent ihn nach Dover geleitete. Von Dover führte ihn der Herzog von Clarence den 24. April nach Calais. Die Herzogin von Angoulème, Ludwigs XVI. Tochter, Maria Therese, der Prinz von Condé und sein Sohn und der Herzog von Bourbon traten mit ihm ans Land. Von lebhafter Freude ergriffen, drückte er seine Nichte, die Herzogin von Angoulème, an sein Herz und sagte: „Ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, ich würde sie auf Dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken." Zum Andenken an seine Landung und des ersten Schrittes, den er auf französischen Boden that, wurde eine dorische Säule aus Marmor errichtet, ebenso die Spur seines ersten Fußtrittes in Erz aufbewahrt. Bewillkommt zu Compiegne von abgesandten Behörden und Deputationen, begrüßt vom Kaiser von Rußland sowie vom Kaiser von Oesterreich zu St. Ouen, hielt er, nachdem er das Wesentlichste der ihm vom Senate vorgelegten Constitution in 12 Punkten angenommen, und nachdem schon sein Bruder, der Graf von Artois, mit den verbündeten Mächten die Vorlage des Friedens zu Paris den 23. April 1814 abgeschlossen hatte, am 3. Mai seinen Einzug in Paris*). Dies geschah 21 Jahre nach dem Tode seines unglücklichen Brüders. Der nunmehr am 30. Mai 1814 mit den verbündeten Mächten abgeschlossene, definitive Pariser Friede beschränkte das Gebiet wieder auf die Grenzen vom 1. Januar 1792, ließ also Frankreich seinen alten Umfang, und die verbündeten Mächte ließen im Allgemeinen eine große Lindigkeit und Glimpflichkeit in ihren Forderungen obwalten, indem Frankreich meist im Besitz der geraubten Kunstschätze verblieb. Jetzt gab Ludwig XVIII. seinem Volke die noch-

---

*) An demselben Tage Abends 10 Uhr landete die Fregatte mit Napoleon im Hafen von Porto-Ferrajo auf Elba.

mals durchprüfte, repräsentative Verfassung, welche unter dem Namen der Charte constitutionelle bekannt ist, welche die Grundsätze einer beschränkt monarchischen Staatsform enthielt. Somit beginnt also die unter dem Namen der Restauration so bekannte, neue Zeitepoche. Wenngleich dem Könige persönliche Mäßigkeit, Güte und Gerechtigkeit nicht fehlte, so wurde er doch vielseitig bei allem Verstande, den er nicht selten bewies, falsch und widersprechend geleitet. Er erfüllte das in ihn gesetzte Vertrauen der Nation nicht. Seine Minister, strenge Royalisten, so wie er selbst, konnten die alten Ideen einer selbstständigen Regierung nicht vergessen. Freisinnige Männer wurden verfolgt; die schaarenweis zurückkehrenden Emigranten sahen mit Hochmuth und Stolz auf die Uebrigen herab, die sie für Verräther erklärten; die Abgaben wurden vermehrt, der alte Adel trat in seine Anmaßungen und Vorrechte wieder ein, das Heer wurde in Massen aufgelöst, verdiente Offiziere, narbenvolle Krieger wurden entlassen, selbst ohne Pension 2c. Derartige Mißgriffe reizten den Unwillen des Volkes. Es wollte dem Könige nicht gelingen, den Strom der fluthenden Volksmeinungen in das geordnete Gleis zurückzuführen. — Napoleon war von dieser in Frankreich obwaltenden Gährung sowie dem auf dem Wiener Congresse statthabenden Zwiespalte sehr wohl unterrichtet. Es bestimmte seinen Entschluß. Er verließ Elba. Wie durch ein Wunder entkam er den ihn umstellenden englischen Schiffen und landete am 1. März 1815 in Frankreich, wo sein Erscheinen wie ein Zauberschlag wirkte, alle Herzen ihm zuflogen und nunmehr sein Weg nach Paris einem Triumphzuge glich. Nach einem Marsche von 18 Tagen zog er, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, am 20. März in Paris ein. — Da Napoleon schon zu Chalons sur Saone alle Bourbons, die er noch in Frankreich betreffen würde, des Lebens verlustig erklärte, so sah sich Ludwig XVIII., dem endlich die Augen über die Täuschungen, womit seine Umgebungen ihn blendeten, aufgingen, genöthigt, die Hauptstadt an demselben Tage zu verlassen, an welchem Napoleon in Fontainebleau angekommen war. Der Abfall des Heeres unter dem Marschall Ney sowie Labédoyère's, von denen der erstere noch kurz vorher versprochen hatte, Alles für die Sache der Bourbons zu thun und Napoleon in einem eisernen

Käfig nach Paris zu liefern, trug viel zu diesem Entschlusse bei und brachte dadurch, daß er zu Napoleon überging, Paris in die größte Gefahr. Der König begab sich, versehn mit seinen Kronjuwelen, 14 Millionen an Werth, und seinem königlichen Schatze, an 100 Millionen und begleitet von vielen Wagen, auf den Weg nach Lille. Schon nach 24 Stunden mußte er Lille verlassen, um nicht in die Hände Napoleons zu fallen. Er gelangte dann nach Gent, später nach Brüssel, welches ihm genügende Garantieen für seine Sicherheit darzubieten schien. Viele seiner Anhänger begleiteten ihn, so daß die Masse der emigrirten Royalisten sich allmählig bis auf 1000 belief. Auch der Herzog und die Herzogin v. Orleans, der Graf v. Artois, der Herzog v. Berry, der alte Prinz v. Condé hatten Frankreich, dem Könige folgend oder voraneilend, verlassen. Brüssel und Gent wurden der Heerd der Royalisten. Schwache Versuche, die namentlich von dem Herzog und der Herzogin v. Angoulème zur Aufrechthaltung des schwankenden Throns der Bourbons im Süden Frankreichs versucht wurden, scheiterten dergestalt, daß Ersterer sich nach abgeschlossener Capitulation von Cette aus nach Liverpool einschiffte, Letztere, die bis dahin als Tochter Ludwigs XVI. nur für eine Dulderin gegolten, allein beim Kampf um ihren legitimen Thron besonders zu Bordeaux den kühnen Muth einer Heldin geäußert hatte, sich nach England begab, sicher nicht ohne Hoffnung, in günstigeren Zeiten ihre Wünsche mit Erfolg gekrönt zu sehen. —

Entrüstet, daß aufs Neue der Weltfrieden durch Napoleons Rückkehr bedroht schien, schleuderten die auf dem Wiener Congreß versammelten Mitglieder und sämmtliche verbündeten Mächte den Bannstrahl gegen den französischen Kaiser und erklärten ihn für einen Friedensstörer und Feind der Ruhe Europas. Oesterreich, Rußland, England und Preußen schlossen am 25. März ein Bündniß, worin diese Mächte sich eine jede zur Aufstellung einer Armee von 15,000 Mann gegen Napoleon verpflichtete. Allgemeiner Groll durchzog die Herzen. Nochmals mußten die Würfel des Krieges geworfen, nochmals die Auen mit Blut getränkt werden, die im aufkeimenden Schmuck der Frühlingsnatur den ruhigen Besitzern freundliche Hoffnungen boten. Doch was kümmerte das ihn, dessen eisern gestähltes Herz, über jedes weiche Mitgefühl sich

hinwegsetzend, nur immer seinen eigenen Ruhm, die Befriedigung seines eigenen Ehrgeizes und seine Kriegslust im Auge habend, ausrief: C'est la guerre! Doch sollte das Schwerdt, das ihn groß gemacht, ihm aus den Händen gerungen, die Krone, die sein Schmuck und seine Zier war, ihm zertrümmert vom Haupte gerissen werden. Sein schon jetzt von Nebeln umzogener Glückstern erlosch in den Ebenen von Waterloo. Das schwindelnde Gebäude seiner Macht sank in Trümmer. St. Helena wurde sein Grab. Er starb nach 6jähriger Gefangenschaft den 5. Mai 1821.

Im freudigen Bewußtsein des durch Gott ihnen gewordenen Sieges schlugen die Monarchen mit ihren kampfgeübten Heeren unter Wellington und Blücher zum zweiten Male die Straße nach Paris ein. Nach geringem Widerstande capitulirte die Stadt. Der Kaiser von Rußland und König von Preußen zogen mit angemessenen Truppenabtheilungen in Paris ein und ohne auf die geschehene Abdankung Napoleons zu Gunsten seines Sohnes Napoleons II. weitere Rücksicht zu nehmen, erklärten sie, daß sie gekommen seien, um die Bourbons in ihre angestammten legitimen Rechte wieder einzusetzen. Alle geraubten Kunstschätze, welche unter dem Directorium und Bonaparte aus Deutschland weggeschleppt worden waren, mußten zurückgegeben und eine Kriegssteuer von 700 Millionen Franken erlegt werden. 15,000 Mann verbündete Truppen blieben auf französischem Boden zur Ruheerhaltung und auf Kosten des Landes, die französische Armee mußte sich hinter die Loire zurückziehen und eine gewisse Anzahl (17) französischer Festungen den Alliirten auf 3 bis 5 Jahre eingeräumt werden. So wurde der zweite Pariser Frieden den 2. October unterzeichnet. Die Monarchen kehrten zurück, um den Schlußstein zur Vollendung der Unterhandlungen des Wiener Congresses zu legen.

Den 9. Juli Nachmittags war unter dem Schutze Wellingtons der Einzug Ludwigs XVIII. in Paris erfolgt. Der König, welcher versprochen hatte, alle Fehler zu vermeiden, die er 1814 aus Unbekanntschaft mit dem neueren französischen Zeitgeiste gemacht habe, begann jetzt seine zweite Regierungsepoche. Strenge waltete vor, namentlich gegen diejenigen, die als Führer des Heeres der legitimen Regierung den Eid der Treue gebrochen hatten. Sie wurden theils verbannt, theils nach Kriegsrecht erschossen. Letzteres

traurige Geschick erfüllte auch Ney, der Fürst v. der Moskwa, welchem Napoleon den Ehrentitel le brave des braves beigelegt hatte.

Marschall Ney's Tod, den 7. Decbr. 1815. Ney hatte nämlich nach dem Sturze Napoleon's 1813 dem König Ludwig XVIII. gehuldigt, und genoß fortan die höchste Auszeichnung bei Hofe. Bei Napoleon's Wiederkunft von Elba ging er unter Versicherungen seiner Treue und seines regsten Eifers für die Sache der Bourbons an der Spitze eines namhaften Heeres Napoleon entgegen, um, wie er sich ausdrückte, den Kronräuber zu vernichten. Als indeß bei Lyon sich die Stimmung des Heeres für Napoleon entschied, und nichts dem begonnenen Siegeslauf desselben Einhalt zu thun vermochte, trat er auf Napoleons Zuruf auf seine Seite. Wie schon früher, so leistete er auch jetzt, besonders in der Schlacht von Waterloo, in welcher 5 Pferde unter ihm erschossen wurden, und wo er, seine Kleider durchlöchert von Kugeln, bis tief in die Nacht hinein, umringt von Leichen, kämpfte, Bewunderungswürdiges. Nach der Rückkehr des Königs hatte Ney, da auch ihn die Verordnung vom 24. Juli 1815 traf, seine Zuflucht nach Aurillac in Ober-Auvergne zu einem Freunde genommen. Als dieser einst ein Gastmahl gab, bemerkte Jemand einen daselbst befindlichen Säbel, welchen nach erfolgter Anzeige der Unterpräfect sogleich nach der Beschreibung als Ney's Säbel erkannte. Nach geschehener Haussuchung wurde Ney verhaftet, verschmähte es aber, wozu sich ihm die Gelegenheit bot, zu entfliehen, behauptend, er habe das Wohl des Vaterlandes gewollt und seine Absicht sei rein gewesen. Er glaubte demnach nicht an seine Verurtheilung. Er wurde in Paris vor ein Kriegsgericht gestellt, welches in Betracht, daß der Marschall Ney in der Nacht vom 13. bis 14. März Emissäre von Napoleon empfangen, daß er seine Armee zum Abfall und zur Empörung verlockt, sich darauf mit der feindlichen Armee vereinigt und dadurch den Umsturz der Regierung Ludwig's XVIII. habe herbeiführen wollen, mit 169 Stimmen gegen 17 die Todesstrafe nach Kriegessitte gegen ihn aussprach. Als man ihm das über ihn gefällte Urtheil vorlas, bewies er dieselbe Ruhe und Kaltblütigkeit, mit der er so oft in den Schlachten dem Tode Trotz geboten hatte und als man an die

Aufzählung seiner Titel kam, unterbrach er den Vorleser mit den Worten: „Wozu hier noch Titel. Michel Ney! und bald eine Handvoll Staub.“ Einen Priester, den man ihm anbot, verschmähte er anfangs, ausrufend: „Ich bedarf keines Geistlichen, um zu sterben, ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt.“ Als er mit seiner Wache allein geblieben war, sagte ein Grenadier zu ihm: „Marschall, sollten Sie in Ihrer Lage nicht an Gott denken? Es ist immer gut, sich mit Gott zu versöhnen. Ich habe viele Schlachten gesehen; aber so oft ich gekonnt, habe ich gebeichtet und mich wohl dabei befunden.“ — Der Marschall stand still, betrachtete den Soldaten mit Theilnahme und sagte dann: „Ja, Du hast Recht; ich will als ehrlicher Mann und als Christ sterben. Laßt mir den Pfarrer von St. Sulpice kommen.“ Dieser wurde geholt und blieb an dreiviertel Stunden bei ihm. Er gab dem Wunsche des Verurtheilten nach, ihn zum Tode zu begleiten. Angekleidet warf er sich einige Stunden aufs Bett, bis er Morgens den 7. December um 4 Uhr durch die Ankunft seiner Gattin und Kinder, so wie seiner Schwester geweckt wurde. Die Unglückliche fiel beim Eintritt in das Zimmer ohnmächtig auf den Boden hin; der Marschall hob sie mit Hülfe der Wache auf und nun folgte ein langes, von Seiten der Frauen stets durch Schluchzen unterbrochenes Gespräch. Seine Schwester lag auf den Knien vor ihm. Die Kinder schwiegen traurig, weinten aber nicht; der älteste Sohn war 10—12 Jahr alt. Der Marschall sprach lange leise und ermahnte seine Familie zur Entfernung. Nun schrieb er noch zwei Briefe, den einen an seine Gattin, einen anderen an seinen Vater. Um 9 Uhr wurde ihm gemeldet, daß Alles fertig sei. Der Marschall zog eilig einen blauen Frack mit schwarzen Unterkleidern an, reichte beim Einsteigen in die Kutsche dem Pfarrer die Hand mit den Worten: „Steigen Sie zuerst ein, Herr Pfarrer, oben komme ich doch früher an als Sie.“ — Als er auf der Richtstätte ankam, wollte man ihm die Augen verbinden. Unwillig riß er die Binde weg und sprach: „Habt ihr vergessen, daß ich 26 Jahre unter Kugeln gestanden.“ Dann wandte er sich zu den Soldaten, wovon ein Peloton von 16 Veteranen beordert war, erklärte feierlich, daß sein Urtheilsspruch ein ungerechter gewesen, er nie ein Verräther an seinem Vaterlande gewesen sei, zog dann mit der linken

Hand den Hut ab, legte die rechte auf die Brust und rief mit fester Stimme: „Es lebe Frankreich! Kameraden, zielt gut, grade aufs Herz. Feuer!“ Der Officier des Pelotons gab mit dem Degen das Zeichen und der Marschall fiel von 12 Kugeln getroffen, wovon 3 durch den Kopf gegangen waren. Den Militärgesetzen zufolge blieb die Leiche eine Viertelstunde liegen und wurde dann von den Veteranen in ein Tuch gehüllt und von da nach dem Findlingshospital gebracht. Am folgenden Morgen fuhr man die Leiche auf einem Leichenwagen, welchem mehre Kutschen folgten, nach dem Begräbnißplatz des Père la Chaise. Ordensfrauen beteten die Nacht bei seinem Leichnam.

Ney's Biographie. Michel Ney, der Sohn eines Tonnenmachers, welcher früher als Soldat den 7jährigen Krieg mitgemacht hatte und sich namentlich darin gefiel, von seinen Kriegsthaten, besonders von der Schlacht bei Roßbach, seinem für Kriegsthaten begeisterten Sohn zu erzählen, war 1769 zu Saarlouis im Moseldepartement geboren. Während des Schulunterrichts, den er in dem Collegium der Augustiner genoß, bewies er stets Aufmerksamkeit und Fleiß, jedoch brach sein ungestümer Geist bei den dann folgenden Freistunden sich Bahn. Krieg war schon jetzt sein Element. Er erlangte ein großes Uebergewicht über seine Kameraden, stellte sie in Reih' und Glied, commandirte und disciplinirte sie. Nichts konnte im Laufe der Zeit seinen unwiderstehlichen Hang zum Kriegsdienste zähmen, nichts seiner militärischen Vorliebe andere Bahnen anweisen und manche Versuche, ihn für seinen Lebensberuf in andere Bahnen zu leiten, scheiterten. Er entfloh seinen Eltern, welche weder Drohungen noch liebevolle Zurechtweisungen gespart hatten, um ihn seinem festen Vorsatze untreu zu machen; ohne Geld, ohne Wäsche, mit zerrissenen Schuhen zeigte er schon jetzt bei dem Ertragen vielfältig sich ihm darstellender Mühen und Hindernisse die Charakterstärke, die ihn später so auszeichnete. Er machte seine Laufbahn von unten auf, trat als gemeiner Husar in ein Regiment ein, empfahl sich seinen Obern durch strenge Subordination, später durch ungezügelte Tapferkeit, Furchtlosigkeit nnd Todesverachtung, daß er in rascher Reihenfolge die verschiedenen Grade der militärischen Carrière durchlief und so alle in ihn gesetzten Erwartungen weit hinter sich

zurückließ. Seine in der Schlacht bei Elchingen 1805 bewiesene Bravour erwarb ihm den Titel eines Herzogs von Elchingen, seine kühne Todesverachtung, so wie sein ungebändigter Heldenmuth in der Schlacht an der Moskwa den Ehrennamen le brave des braves und eines Fürsten von der Moskwa, welchen der russische Kaiser Alexander später bestätigte. Er leitete mit bewunderungswürdiger Umsicht den Rückzug aus Rußland, glänzte durch seinen nie zu beugenden Muth in den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dennewitz, Leipzig (wo er verwundet wurde) und anderer, bis er endlich als ein Opfer seines schwankenden Benehmens fiel und den Tod, dem er so oft und kühn in so vielen Schlachten furchtlos ins Angesicht geschaut hatte, von den Kugeln derer empfing, die er vielleicht oft zu Kampf und Sieg geführt hatte. — Ney starb 46 Jahr alt und hinterließ 4 Söhne. Ohne Furcht besaß er eine unbezwingliche Kaltblütigkeit und Ruhe in der Gefahr, eine Schnelligkeit des Urtheils und der Ausführung, die in Kriegsbewegungen so nothwendig ist. Zur Furcht hatte er, wie er sich selbst äußerte, keine Zeit. Auf dem Kampfplatze zeichnete er sich durch Geist, Kühnheit und Fähigkeit aus. Er hatte darin mit Napoleon Aehnlichkeit, daß er auftauchende militärische Talente schnell zu entdecken, heranzuziehen und angemessen zu lohnen verstand. Voll warmer Menschenliebe, die in manchen Zügen sich besonders im spanischen Kriege bethätigte, wurde er doch oft verkannt und verleumdet, indem er Mißbräuchen schroff entgegentrat. Obwohl erst 46 Jahr alt, war sein Kopf kahl. Seine früher hellblonden Haare erwarben ihm den Beinamen: der rothe Löwe und hörte man in einem entscheidenden Augenblicke die Kanonen von Ferne donnern, so riefen die Soldaten einander sich zu: „Muth, der rothe Löwe knurrt." — — So endete ein Mann, der eines bessern Geschickes würdig war. Es waren mehrfach Schritte bei den verbündeten Mächten zu seiner Rettung geschehen, ebenso von seiner Gemahlin bei Wellington; allein vergeblich. Letzterer erklärte, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht mischen zu wollen.

Ebenso wurde das gleiche Geschick des Obersten Labédoyère's, eines jungen Mannes von hoher Liebenswürdigkeit, welcher mit seinem Regimente das erste Beispiel des Uebertritts zu Napoleons

gegeben hatte, allgemein bedauert. Auch die beiden Generale Faucher, Zwillingsbrüder, wurden zu Bordeaux erschossen. — Lavalette entkam durch die zärtliche, aufopfernde Liebe seiner Gemahlin unter Beistand der entschlossenen Engländer Bruce Hutchinson und Robert Wilson.

Das Ministerium Talleyrand, dann Richelieu, dann Décazes. Mit den Bourbons waren die Vertriebenen wieder zurückgekehrt, Haß im Herzen. Statt der verheißenen Schonung trat die Strenge der Rache ein. Die Reaction erhob ihr Haupt. Talleyrand, der Fürst von Benevent, dessen Geschmeidigkeit es verstand, seine Ansichten allen Regierungsformen passend zu machen, trat an die Spitze des Ministeriums. Seiner feinen Politik war es gelungen, Ludwig XVIII. zum Bundesgenossen der Alliirten zu machen. An seiner Thätigkeit scheiterten Napoleon's Unterhandlungen. Er darf als der eigentliche Wiederhersteller der Capets betrachtet werden. Durch ihn wurde die freisinnige Deputirtenkammer aufgelöst. Die sogenannte berüchtigte Chambre introuvable ward geschaffen, ein Spottname, welchen das Volk den Vertretern beilegte, die beflissen waren, mit neuen Sklavenketten das Volk zu belasten. Ganze Schaaren fanatischer Mönche und Missionäre durchzogen den Süden und erhitzten die Gemüther zu den wildesten Ausschweifungen gegen die Protestanten. Ludwig XVI., der Wiederhersteller des Edikts von Nantes, gebot und duldete Glaubensfreiheit. Seine menschenfreundliche Milde veranlaßte die jetzige Regierung nur zu geschärfteren Maßregeln und grausamen Verfolgungen. Die Zeit der Dragonaden unter Ludwig XIV. erneuerte sich in unerhörter Grausamkeit. Eine große Reihe angesehener und reicher Männer fielen unter den Messern dieser Bösewichter. Zu Nîmes wurden die Verfolgten öffentlich niedergestoßen. Die königlichen Befehlshaber Ramel und Lagrange fielen, von Kugeln getroffen, als Opfer der Volkswuth. Finstere Eiferer nahmen die Stellen derjenigen Pfarrer ein, die sich geweigert hatten, Mord zu predigen. Des Herzogs v. Angoulême persönliche Gegenwart vermochte nicht, das angefachte Feuer wild aufrührerischer Gesinnungen zu dämpfen, den zum wilden Orkan angefachten Sturm zu beschwören. Keine Hand erhob sich, die Verbrecher zu bestrafen. Das Gesetz schwieg. — Ueberall

erhob sich der Kampf der übermüthigen Feudalgewalt gegen die sterbende Freiheit. Den Ultras*) war nichts monarchisch, royalistisch genug. Sie erkannten nur diejenigen für echte Franzosen (plein purs) an, welche sich nie an den Vorgängen der Revolution und deren Folgen betheiligt hatten. An der Spitze dieser Parthei stand der Herzog von Angoulème und seine Gemahlin. Wer könnte es namentlich Letzterer, der unglücklichen Tochter Ludwigs XVI., der einzigen, noch übrig gebliebenen Zeugin der unaussprechlichen Qualen ihrer Eltern im Tempel, deren Kindheit durch die unerhörten Frevel der Menschen vergiftet war, die nach 18jähriger Abwesenheit von der Stätte der an ihr verübten Verbrechen, die unauslöschliche Erinnerung schmerzlicher Vergangenheit im Herzen, zurückkehrte, verdenken, daß sie im Gefühl unendlicher Verachtung gegen ein Volk, welches ihre theuren Eltern mordete, erfüllt war und abwärts allen freiheitlichen Bestrebungen ihren ganzen Einfluß, ihre ganze Kraft einer absoluten Monarchie zuwendete. Geistig stark, gewandt und erfüllt von dem regsten Eifer, die schwankenden Stützen absoluter Königsgewalt aufrecht zu erhalten, nannte Napoleon sie den einzigen Mann ihrer Familie. Dieser Parthei war selbst ein Talleyrand nicht royalistisch genug. Durch ihren Einfluß wurde Talleyrand gestürzt und der Herzog v. Richelieu, der Enkel jenes bekannten Wüstlings, unter russischem Einfluß zum Premierminister ernannt, in der sichern Voraussetzung, daß derselbe sich jener Hofparthei günstiger bezeigen werde. Jetzt hatten die Ultras den glänzendsten Sieg errungen. Den Ministern stand die furchtbare Gewalt zu, Alle zu verhaften, welche gegen den König und Staat schuldig schienen und sie auch ohne vorliegenden Beweis ihrer Schuld zu verhaften. Künstlich erzeugte Unruhen trieben den König zu harten Maßregeln. Der napoleonischen Familie wurde bei Todesstrafe verboten, im Lande zu verweilen, alle Güter derselben wurden eingezogen, überhaupt mit solcher Willkühr und Ungesetzlichkeit verfahren, daß der Herzog v. Orleans, Louis Philipp, seine Stimme für gemäßigtes Verfahren erhob, was ihm die Verbannung nach England zuzog.

---

*) D. h. übertriebene Eiferer für das Königthum. Fouché, Herzog v. Otranto, früher Jakobiner und Polizeiminister Napoleons, gab ihnen diesen Partheinamen.

Die Polizei verfuhr mit der abscheulichsten Gewaltthätigkeit. Alle Königsmörder wurden verbannt. Man forderte laut den Zustand vor 1789. Die aufgeregte, nach besseren geeignetern Zuständen sich sehnende Stimmung des Volks blieb dem klaren Sinn des Königs nicht unbekannt. Er bequemte sich, vom Rechtsgefühl durchdrungen, zur Nachgiebigkeit. Es gelang dem freimüthigen Décazes, durch Beredtsamkeit und Gründe den König umzustimmen. Durch seinen Einfluß wurde die Chambre introuvable gestürzt. Sie wurde den 5. September durch eine königliche Ordonnanz aufgelöst und bedingte den Triumph der liberalen Parthei. Décazes wurde Minister und große Mäßigung kam nun an die Reihe. Der König beantragte bei den Bundesmächten die Entfernung der Truppen, deren Anwesenheit dem Lande so große Opfer kosteten. Großmüthig gaben dieselben seinem Wunsche Erfüllung. Auf dem Congreß zu Aachen (October 1818) wurde Frankreich als eine der 5 Großmächte Europas aufgenommen. Der König schenkte seinem neuen Premier das vollste Vertrauen. Décazes war ein Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, lebendigem Geiste und durchdringendem Verstande, der dem Staate schon früher wesentliche Dienste geleistet; allein es fehlte ihm jene feste Beharrlichkeit und der Zauber der Rede, wodurch oft in stürmischen Zeiten so viel erstrebt wird. — Die neu eingeschlagene liberale Richtung wurde indessen durch einen furchtbaren Schlag unterbrochen. Der Herzog v. Berry, zweiter Sohn des Grafen v Artois, wurde den 13. Februar 1820 durch Louvel ermordet.

Ermordung des Herzogs v. Berry, den 13. Februar 1820. Der Herzog v. Berry, Carl Ferdinand, der zweite Sohn des Grafen v. Artois (später Karl X.) also Neffe Ludwigs XVIII., war den 24. Januar 1778 zu Versailles geboren. Zugleich mit seinem ältern Bruder, dem Herzog v. Angoulème erzogen, entwickelte er große Gutmüthigkeit des Herzens, stete Besonnenheit und Gegenwart des Geistes in seinen Handlungen. Er folgte seinem Vater ins Exil, lebte bei ihm in Schottland, in jenem Schlosse zu Edinburg, Holyrood-house genannt, wo fast jeder Schritt, jedes Zimmer von bedeutungsvollen Ereignissen redete (Maria Stuart). Stets war sein Geist mit der Wiederherstellung

der Bourbons in Frankreich beschäftigt. Als endlich die lange ersehnte Stunde der Rückkehr schlug, wußte er gleich nach seiner Landung in Cherbourg durch Leutseligkeit und Freundlichkeit, durch Allmosenspenden und Befreiung der Gefangenen sich sehr in Gunst beim Volke zu setzen. Er übernahm nach seinem Einzuge in Paris den 21. April den Oberbefehl über alle in und um Paris stationirten Truppen, mischte sich unter das Volk, munterte Künstler und Gelehrte, Fabrikanten und Handelsleute durch seinen persönlichen Besuch auf, mußte indessen, als Alles den Napoleonischen Adlern zuflog, sich mit den Haustruppen den 19. und 20. März nach Gent zum Könige zurückziehen. Die Schlacht bei Waterloo eröffnete ihm wie den übrigen Bourbons die Rückkehr ins Vaterland, wo er alsdann seinen Oberbefehl niederlegte und sich in das Privatleben zurückzog. Seit dem 17. Juli 1816 war er mit der Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien Franz I., Caroline Ferdinande Louise vermählt. Der erste Sprößling dieser Ehe war ein todtgeborner Prinz 1818, das zweite Kind Marie Louise Therese v. Artois, Mademoiselle de France, geboren den 21. September 1819. — Erst nach dem Tode des Vaters wurde am 29. September 1820 zu großer Freude der Nation noch ein Sohn geboren, der den Namen Heinrich, Herzog v. Bordeaux (Henri Charles Ferdinand Dieudonné) führt, derselbe, welcher jetzt von den Legitimisten Henri V. genannt wird, der nunmehr einzige Sprößling des Hauses Bourbon. — Wie schon angedeutet, wurde der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 von einem fanatischen, excentrischen Menschen, Namens Louvel, dem modernen Ravaillac, beim Austritte aus dem Opernhause ermordet. Die Beweggründe dieser ungeheuern That, die ganz Frankreich in die tiefste Trauer versetzte, dürfen nur in dem Hasse desselben gegen alle Bourbons gesucht werden. Er wollte ihr ganzes Geschlecht und alle Feinde Frankreichs vertilgen und hatte es zuvörderst auf den Tod des Herzogs von Berry abgesehen, weil dieser allein dem älteren Bourbonenzweig noch Hoffnung auf Dauer gab.

Pierre Louis Louvel war 1783 zu Versailles geboren. Sohn eines Krämers und Katholik, diente er als Sattler in dem Marstall Nepoleon's. Wegen schlechter Aufführung seines Dienstes

entlassen, gereichte dies, weil es als eine Art von Verfolgung angesehen wurde, zum Vorwande, ihn in den königlichen Ställen wieder anzustellen. Von Jugend auf zeigte er eine finstere Gemüthsart, war verschlossen und konnte keinen Widerspruch vertragen. Er liebte die Einsamkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. — Die einzelnen Umstände jener ruchlosen That dürften in Folgendem zusammengestellt sein: Man gab an dem bezeichneten Tage im Opernhause drei kleine Stücke, denen der Herzog und seine Gemahlin beiwohnten. Die Herzogin äußerte einige Minuten vor Beendigung des letzten Ballets den Wunsch nach Hause zu fahren. Der Herzog begleitete sie bis an den Kutschenschlag des Wagen und reichte ihr die Hand, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein, und dann in seine Loge zurückzukehren, als Louvel, der sich durch die Schildwachen hindurchgedrängt hatte, den Herzog bei der Schulter faßte und ihm ein 8 Zoll langes, zweischneidiges Messer in die Seite stieß. Der Stich war so sicher geführt, daß die ganze Länge des Dolches in den Körper des Prinzen eingedrungen war. Der Herzog fährt mit der Hand nach der Wunde und ruft: „Ich bin des Todes!" Er hatte den Muth, das Todeswerkzeug sich selbst aus der Wunde zu ziehen. Seine Gemahlin stürzt sogleich aus dem Wagen und hält den unglücklichen Gatten in ihren Armen, so daß das mächtig hervorquellende Blut ihre Kleider färbte. Man trägt den Herzog in den Saal der Direction des Opernhauses, wo man eine Art Feldbett aus Matratzen und Bänken zusammenschlägt, auf welches man den Herzog niederlegt. Man schickt zu den nächsten Wundärzten. Sie kommen. Alle Künste derselben scheitern. Der Herzog sagte mit leiser Stimme, sich über seinen Zustand nicht täuschend, zu den Aerzten: „Ich bin gerührt von Ihrer Sorgfalt, aber sie vermag doch nicht mein Leben zu verlängern; meine Wunde ist tödtlich. — Der Herzog ruft nach seiner kleinen Tochter. Segnend legt er unter Thränen seine Hand auf ihr Haupt und sagt, sie umarmend: „Armes Kind, ich wünsche, daß Du glücklicher sein mögest als Deine Familie." Um sich mit dem Himmel zu versöhnen, wandte er jetzt alle seine Gedanken der Religion zu. Der Pfarrer von St. Roche reichte ihm die Sterbesacramente der Kirche und der Herzog beichtete in Gegenwart der königlichen Familie. Die übrigen Mitglieder der Familie lagen auf den Knien neben dem

Bette des Sterbenden und brachten die ganze schreckliche Nacht in Thränen zu. Häufig unterbrach sie der Leidende mitten unter den heftigsten Schmerzen mit dem Ausrufe, daß er die Verzeihung seines Mörders erflehe. Der Herzog von Angoulème nebst Gemahlin, der Herzog von Orleans und seine Gemahlin, der Herzog von Bourbon waren an dem Sterbelager zugegen. Um halb sechs Uhr erschien auch der König. Man hatte denselben nicht eher von der Gefahr benachrichtigt, bis sich keine Hoffnung mehr zeigte. Des Herzogs Brust röchelte. Er flehte mit sterbender Stimme die Gnade des Monarchen für seinen Mörder an, andeutend: „Wahrscheinlich ist es ein Mann, den ich, ohne es zu wissen, beleidigt habe.“ Einige Augenblicke nachher gab der Herzog seinen Geist auf. Der König näherte sich dem Bette und drückte ihm die Augen zu und sagte ihm das letzte Lebewohl. Der Herzog war bei seinem Tode 43 Jahr alt. Seine Gemahlin wollte sich nicht eher von der erschütternden Scene trennen, als bis es ihr der König befahl. Sie begab sich nach St. Cloud, wohin die Herzogin von Angoulème ihr folgte. Die Leiche des Herzogs wurde in das Louvre geschafft, daselbst einbalsamirt, mit Weihwasser besprengt und von dem Pfarrer von St. Germain den folgenden Tag Vigilien und Gebete bei der Leiche gehalten. Dieselbe wurde, nachdem sie 9 Tage auf dem Paradebette in der erleuchteten Kapelle des Louvre ausgestellt gewesen war, in das königliche Grabgewölbe zu St. Dénys geschafft.

Gleich nach der That war Louvel entflohen. Der Graf von Clermont sah den Prinzen wanken, als er den Stich erhielt, glaubte aber nur, daß er durch das Zudrängen dieses Menschen gestoßen worden sei und stieß den Thäter von dem Wagen weg, ihm so selbst die Flucht erleichternd. Als er aber sah, was geschehen, eilte er mit einem Theil der Wache, welche ihre Flinten weggeworfen hatte, so wie der Graf von Choiseul unter allgemeinem Geschrei dem Mörder nach, der jedoch schon auf das Geschrei der Umstehenden von einem Bürger im Handgemenge gepackt worden war. Man bemächtigte sich seiner und übergab ihn der Wache, die den Vorhof des Opernhauses besetzt hielt. Er bezeigte die größte Ruhe und Kälte, und sein Herz schien allen Gewissensbissen unzugänglich zu sein. Man durchsuchte ihn und fand noch einen andern Dolch bei ihm, der vierkantig geschliffen

und sehr scharf war. Der Herzog von Clermont redete ihn an: „Ungeheuer, wer hat Dich vermocht, eine solche That zu begehen!" — „Ich habe Frankreich von seinem grausamsten Feinde befreien wollen," erwiederte der Mörder. — „Von wem bist Du gedungen, um Dich eines solchen Verbrechens schuldig zu machen?" — Ich bin von Niemandem gedungen, antwortete stolz und anmaßend der Thäter. Zwischen zweien Gensd'armen wurde derselbe zu der Leiche seines erhabenen Opfers geführt; allein dies Schauspiel rührte den Elenden nicht im Mindesten und er behielt seine ganze Unempfindlichkeit. Jetzt wurde sein Proceß, welcher über 3 Monate dauerte, vor der Pairskammer geführt. 1200 Zeugen wurden verhört. Allein trotz aller, selbst der sorgfältigsten Untersuchung, stellte sich die bestimmte Ansicht fest, daß, wie es gerüchtsweise sich ausgesprochen hatte, keine Mitschuldigen bei dem Attentat betheiligt waren. Keine politische Meinung hatte ihn verleitet, keine Anreizung Anderer hatte ihn in seinem Plan bestärkt. Am 5. Juni stand Louvel zum letzten Mal vor den Schranken des Gerichtshofes der Pairskammer. Er gestand, daß seine That ein furchtbares Verbrechen sei; er habe sich für Frankreich aufopfern wollen. Er berief sich auf die Bitte des sterbenden Prinzen um Begnadigung, las selbst mit keckem Tone seine Vertheidigung vor, seine Vertheidiger schützten den Wahnsinn einer fixen Idee vor. Es half nichts. Er wurde vom Gerichtshofe zum Tode durch die Guillotine verurtheilt.

Louvel's Hinrichtung, den 7. Juni 1820. Nochmals stellte der Generalprocuator in der Conciergerie ein Verhör mit dem Verbrecher an. Lange hatte er sich geweigert, einen Geistlichen und durch ihn die Tröstungen der Religion anzunehmen. Endlich, bewältigt von dem Ernste des Augenblickes, legte sich sein Eigensinn; er vertraute sich dem Abbé Montes an und hörte in scheinbarer Andacht auf dessen herzliche Worte. — Am Tage der Hinrichtung, welche um 4 Uhr Nachmittags angesetzt war, allein aus unbekannten Gründen sich bis 6 Uhr verzögerte, waren alle Anstalten getroffen, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zwei Legionen der Garnison in Paris waren auf dem Grèveplatze en bataille aufgestellt; das Spalier von diesem Platze bis zur Conciergerie war durch die Gensd'armen, die Kürassiere der Garde und die Linientruppen gebildet. — Um 5¾ Uhr wurde Louvel auf den für

ihn bereit gehaltenen Wagen gesetzt, Abbé Montes ihm zur Seite, ihm, wie es schien, anfangs vergebens religiösen Trost zusprechend. Sein Antlitz war außerordentlich blaß; auf der Fahrt nach dem Richtplatze sah er beständig rechts und links zur Seite. Gegen 6 Uhr gelangte der Wagen zum Schaffotte. Der Geistliche verdoppelte seinen Eifer und es gelang ihm, sich einige Minuten mit ihm zu unterhalten. Er war wie gewöhnlich gekleidet in schwarzer Jacke und schwarzem Halstuche. Seine Stirne war kahl. In seinen Zügen zeigte sich Beklommenheit und sichtbare Unruhe. Unterstützt von zwei Gehülfen des Scharfrichters bestieg er das Schaffot. Auf das Brett gebunden, wie es bei der Guillotine üblich ist, blickte er selbst da noch keck und frei nach allen Seiten umher. Eine Minute nach 6 fiel das Beil der Guillotine und mit ihm das Haupt des Verbrechers. — Die zahlreichen Haufen, welche die Straßen bedeckten, durch welche der Zug kam, gingen jetzt ohne alle Unordnung auseinander.

Folgen der That. Der Mord der Herzogs von Berry hatte ganz den Absichten des Thäters entgegengesetzte Folgen. Hatte Letzterer doch erwartet die Royalisten durch solchen Gewaltstreich gänzlich zu stürzen. Dies schlug ins Gegentheil um. Ueberall erhoben sich Stimmen über die unheilbringenden Lehre des Liberalismus, der Demokratie, die sich nicht entblöde, das Aeußerste, selbst den Mord zu wagen, um den Sturz der so eben erst befestigten, nunmehr bestehenden Ordnung herbeizuführen. Man ging so weit, den jetzigen Premier der Mitwissenschaft anzuklagen. Ludwig XVIII. konnte der in äußerster Erbitterung sich kund gebenden Stimmung nicht widerstehen. Der Tod des Herzogs von Berry gab dem liberalen Ministerium Décazes den Todesstoß. Ludwig genehmigte die Abdankung des Ministers, entließ ihn ehrenvoll und bediente sich in der Folge noch oft seines gewichtigen Rathes.

An die Stelle des gefallenen Ministers Décazes wurde nun anfangs der bekannte Herzog von Richelieu und seit 1822 der Graf von Villèle, zuerst als Finanzminister dann als Präsident des Staatsraths berufen.

Ministerium Villèle. Joseph, Graf von Villèle war 1773 zu Toulouse geboren. Schon in früher Jugend widmete er sich

dem Seedienste, war während des Krieges in Westindien, kehrte jedoch schon 1791 wieder nach Frankreich zurück. Mit dem Vice-Admiral Saint Felix in Indien, nahm er an einer Verschwörung gegen die bestehende Regierung Theil, flüchtete sich nach der Insel Bourbon und kehrte dann 1807 nach Frankreich zurück. Hier lebte er in Toulouse seit 1814 in gänzlicher Abgeschiedenheit und Zurückgezogenheit von Geschäften, gab jedoch, wodurch er sich damals bei der Aufgereiztheit der Gemüther zuerst wieder Bedeutsamkeit schuf, eine Gelegenheitsschrift heraus, welche, mit großer Gewandtheit gearbeitet, feurig und unbedingt die repräsentative Verfassung, also die Charte constitutionelle verwarf und die unumschränkte Gewalt des Königs im vollsten Sinne des Worts als die einzige die Völker beglückende Regierungsform darstellte. So brachte der Tod des Herzogs von Berry, ihn, der schon früher Mitglied der Chambre introuvable gewesen war und durch seine glänzende parlamentarische Beredtsamkeit manche Siege erfochten hatte, an das Ruder des Staats. Ein gemäßigter Monarchismus war die Idee, deren Verwirklichung er sich vorsetzte. Der bedeutendste Akt seiner Verwaltung war die kriegerische Unternehmung gegen Spanien.

Expedition gegen Spanien, 1823. Spanien hatte den Völkern zuerst das Vorbild der Losreißung vom Napoleon'schen Joche gegeben. Die Freiheitsidee hatte in Aller Herzen tiefe Wurzel geschlagen. Die Nation schüttelte im mächtigen Streben die ihrer Selbstständigkeit und ihrem Nationalgefühl geschmiedeten Ketten im begeisterten Selbstbewußtsein ab. 1815 wurde Ferdinand VII., der bis dahin in französischer schmachvoller Gefangenschaft gelebt hatte, geleitet von dem unaussprechlichen Jubel seines Volkes, wieder auf den Thron seines Vaters zurückgeführt. Doch bald entfremdeten seine absolutistischen Grundsätze, seine Verfolgungssucht und Rachgier, seine Befreundung mit der mönchischen Partei, seine Geneigtheit zu Wiedereinführung der Inquisition ihm die nach Freiheit sich sehnenden Herzen seiner Nation. Dieser Freiheitsruf wurde so weit es möglich in Blut erstickt und die Nation, die bei seiner Rückkehr auf Erlösung gehofft, geknechtet wie nie zuvor.

Allein die Zeit bevormundeter Völker war geschwunden. Das

Reich der Ideen für göttliches und menschliches Recht hatte sich Bahn geschaffen. Despotismus wurde nicht mehr in Geduld getragen, sondern in Erbitterung gefühlt, mit Schärfe und Unwillen beurtheilt. Ueberall in Spanien im Gefühl des erduldeten Unrechts und des noch täglich über die Freiheitsprincipien und ihre Helden verhängten herben Geschicks, loderten die weit hin leuchtenden Flammen heiliger Begeisterung auf, die, vom Gifthauche des Despotismus und tyrannischer Willkühr noch um so mehr angefacht, im hellen Schein über das ganze Land sich verbreiteten und vernichtend auf den Absolutismus einwirkten. Die freisinnige Constitution von 1812 war das Panier, um welches 1820 die Freiheitshelden sich schaarten. Es gelang! Die morschen Säulen verjährter Ideen brachen zusammen. Mit Blut wurde der Baum der jungen Freiheit gedüngt. Ferdinand VII. wurde zum Nachgeben gezwungen. Er befand sich in der Gewalt der Revolution, die seine gewaltthätigen Handlungen hemmte und seinen absolutistischen Ideen einen mächtigen Damm entgegensetzte. Ferdinand VII. lag in den Fesseln der zeitgemäß freisinnigen Constitution von 1820. Doch wollte es der im October 1822 zu **Verona** gehaltene glänzende **Congreß** der Hauptmächte des heiligen Bundes anders. Sie erklärten sich gegen jedes Revolutionswesen und beschlossen sowohl in Neapel und Piemont, als auch namentlich in Spanien den hervorbrechenden Keim der Freiheit zu vernichten. Frankreich erhielt auf dem Congresse von Verona den Auftrag, die Revolution in Spanien zu dämpfen und zu ersticken und Ferdinand VII. wieder in seine volle Gewalt einzusetzen, eine Maßregel, welche die liberale Partei in Frankreich mit den Gefühlen tiefster Erbitterung erfüllte. Der Herzog von **Angoulême** überschritt als Oberbefehlshaber der Armee den 7. April 1823 mit einem über 90,000 Mann starkem Heer den Grenzfluß Spanien's, die Bidassoa, welches noch durch ein spanisches Royalistenheer verstärkt wurde. Er kündete in einem schon am 2. April erlassenen Manifeste sich als einen Befreier, sein Heer als Bundesgenossen an; Alles solle für die Spanier und mit denselben geschehen; Frankreich wolle weder Spanien Gesetze vorschreiben, noch das Land in Besitz nehmen; es wolle nichts als Spanien's Befreiung von den Gräueln der Revolution und sich nach Erreichung dieses Zweckes

über die Pyrenäen zurückziehen. Ohne Kampf konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Das französische Heer ergoß sich wie ein mächtiger Strom über Spanien's liebliche Auen. Ueberall ließ die vordringende Armee blutgetränkte Stätten zurück. Madrid wurde von dem Marschall Bessières vertragswidrig überfallen den 20. Mai, und am 24. Mai hielt der Herzog von Angoulème, geleitet von dem Jubelgeschrei seiner Gesinnungsgenossen, seinen Einzug in Madrid. Bald erlag das ganze Land, dessen Volkskraft sich nicht zur Einheit entwickelt hatte, den französischen Waffen. Ferdinand VII. wurde in seine Machtfülle wieder eingesetzt und es ihm überlassen, selbstständig den Weg zur Beglückung der Nation zu wählen. Er empfing die Glückwünsche der Kaiser von Oesterreich und Rußland, so wie der Könige von Frankreich und Preußen. Welchen Weg ergriff er? Die Urheber der Revolution wurden verfolgt und, so weit man ihrer habhaft werden konnte, bestraft. Der edle Riego, der in glühender Begeisterung und in patriotischer Selbstaufopferung die Seele des Aufstandes gewesen, büßte seine vermeintlichen Verbrechen am Galgen. Am 13. November hielt der König auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen, gezogen von 100 Männern, unter dem Freudengeschrei des Volkes, umgeben von Chören von Tänzern und Tänzerinnen seinen Einzug in Madrid. So war das innere Leben einer stolzen und tapfern Nation muthwillig verletzt und neuer Despotismus breitete seine Fittige über das unglückliche Land. — Frankreichs Schuldenlast war durch diesen Krieg um ein Erhebliches vermehrt.

Tod Ludwig's XVIII. den 16. Sept. 1824. Durch den Feldzug gegen Spanien stand nun das monarchische Princip um so mehr gefestigt. Siegesruhm breitete sich über die französische Armee. Spanien wurde ein grünendes Blatt mehr an dem kräftig sich entfaltenden Baume des Absolutismus. Dieser Sieg umwob das absolute Königthum mit neuem Glanz. — Nach manchen parlamentarischen Kämpfen trat endlich der längst erwartete Zeitpunkt ein, wo der König, von seiner irdischen Laufbahn abberufen, das Zeitliche segnete. Schon seit langer Zeit war der König, von einer schmerzlichen Krankheit ergriffen, in einen Zustand verfallen, der ihn behinderte, den öffentlichen Angelegenheiten die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Schon seit mehren Jahren

konnte derselbe nicht mehr gehen*), sein Fleisch verknöcherte und gerieth in Fäulniß. Er näherte sich immermehr seiner Auflösung. Der Tod erlöste ihn den 16. Sept. Morgens 4 Uhr von seinen mannichfachen Qualen, die er mit großer Geduld und Ergebenheit ertragen hatte. Er äußerte: „Ein König kann sterben, allein er darf nie krank sein." Ungeheuchelte Trauer und die innigste Theilnahme sprach sich während seiner Krankheit überall und bei der ganzen Bevölkerung aus. Ausgegebene, von Stunde zu Stunde trüber lautende Büllletins bereiteten auf den herben Verlust vor. Schaaren, getrieben von der regsten Liebe, strömten zu den Tuilerien, um Näheres über den Zustand des Leidenden zu erfahren. Ueberall betete man für das Leben des Königs. Noch einmal in voller Kraft des Bewußtseins sagte er zum Grafen von Artois: „Ich habe noch andere Pflichten zu erfüllen; Sie, mein Bruder, haben Geschäfte, die Ihre Gegenwart erfordern." — Auf die Schwierigkeiten kommend, die sich seiner Regierung entgegengestellt hatten, sprach er: „Ich habe versucht zwischen den Partheien zu laviren. Handeln Sie, wie ich es gethan und Sie werden zu demselben Ende des Friedens und der Ruhe gelangen. Ich verzeihe Ihnen den Kummer, den Sie mir verursacht haben, in der Hoffnung, die ich auf Ihr Benehmen als König setzte." Auf des Sterbenden Wunsch versammelte sich seine Familie um sein Todtenbett. Der königliche Greis nahm von seiner Familie rührenden Abschied. Nie im Leben erschien derselbe so groß und verehrungswürdig als jetzt im Tode. Segnend legte er die Hände auf ihr Haupt. Als der junge Herzog von Bordeaux ihm zugeführt wurde, erhob er mit sichtbarer Anstrengung seine Hand gegen seinen Bruder und sprach: „Möge Karl X. diesem Kinde die Krone bewahren," welches Wort freilich nicht in Erfüllung ging. Der Arzt hatte schon Tags zuvor angedeutet, daß zwischen 3 und 5 Uhr Morgens der unglückliche Zeitpunkt seines Todes eintreten werde. Noch um 2 Uhr hörte er mit Bewußtsein den Trostworten seines Beichtvaters zu und wurde durch solche Tröstungen der Religion mit der Ruhe und Fassung erfüllt, welche Allen zu Theil wird, die auf ihre

*) Daher das Witzwort: Louis **XVI. sans tête**, Louis **XVIII. sans pieds**, Charles **X. sans coeur**.

Ermahnung hören. Die Schläge des Pulses wurden unmerklicher. Die Hände, das Crucifix haltend, waren gefaltet. Der Athem stockte. Nichts Schmerzliches und Convulsivisches verkündeten seinen Tod. Er entschlief ruhig und schmerzlos, wie ein Licht allmählig erlischt. Alle um das Schmerzenslager Stehenden waren von der Empfindung ergriffen, die jeden unwillkührlich erfüllt, wenn der Tod irgendwo seine Lese hält. Der Arzt zog eine der Hände des Königs aus dem Bette und sagte mit lauter Stimme: „Der König ist todt!" Alle Mitglieder der königlichen Familie sanken am Bette des Dahingeschiedenen nieder, umarmten sich unter Thränen und küßten dem Todten die Hand. Der nunmehrige König Karl X. verweilte noch eine Zeitlang mit Rührung in dem Sterbezimmer. Schon jetzt hörte man zu wiederholten Malen die üblichen Worte: der König ist todt. Es lebe der König! (le roi est mort. Vive le roi! —) Der diensthuende Kammerherr Herr Graf von Damas eilte, als Karl X. in seine Gemächer zurückkehrte, ihm voraus! Die großen Flügelthüren öffnend, rief er mit lauter Stimme: „Meine Herren, der König." Bald nachher begab sich Karl X. mit der königlichen Familie, wie es die Etikette vorschrieb, nach St. Cloud. Der Leichnam wurde mit einem zahlreichen Zuge von Trauerwagen nach der königlichen Grabstätte St. Denys geführt.

Karl X. (1824—1830.)

Biographie. Karl X. war der Bruder Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII. geb. zu Versailles den 9. Oct. 1757, vermählt seit 1773 mit Maria Theresia, Tochter des Königs von Savoyen, welche indessen schon den 2. Juni 1805 starb. Seine beiden Söhne waren: der Herzog von Angoulème und der 1820 (s. o.) ermordete Herzog von Berry. Karl X. führte früher, wie schon angedeutet, den Titel eines Grafen von Artois. Seine Jugendzeit, die er an dem üppigen, lasterhaften Hofe seines Großvaters, Ludwigs XV., verlebte, wirft dunkle Schatten über sein Leben. In den galanten Künsten der Ritterlichkeit erfahren, verstand es keiner wie er, wenngleich sonst ohne bedeutend hervorragende Geistesgaben, im feinen Anstand geselliger Verhältnisse sich zu bewegen,

was seines für ihn vortheilhaften Eindrucks bei dem so leicht durch äußern Schein geblendeten französischen Volke auch nie verfehlte. Er glich hierin wie auch in seinen politischen Bestrebungen und Ansichten seinem Urahn Ludwig XIV. Seine Ritterspornen verdiente er sich als Freiwilliger vor Gibraltar. Er wurde Ludwigsritter. Vielfältig in die Getriebe der Revolution verflochten, sogar durch seine Lebensweise und dem Zeitgeiste gehässigen Ansichten dieselbe theilweise bedingend, namentlich auf die Geschicke der unglücklichen Marie Antoinette einwirkend, blieb nur die Flucht zugleich mit dem Prinzen von Condé gleich nach der Erstürmung der Bastille sein Heil. Sein Beispiel gab den Impuls zu großartiger Auswanderung der Royalisten. Der Heerd der Emigranten war in Coblenz, wohin der Graf von Artois nach längerem Umherirren sich begab. Hier protestirte er gegen alle nach seiner Ansicht illegitimen Handlungen der damaligen französischen Machthaber, wodurch er seine Appanage verlor. Er trug selbst die Waffen gegen sein Vaterland als Führer einer Emigrantenschaar, den preußischen Feldzug in die Campagne 1792 begleitend. Seine beiden Söhne waren an seiner Seite. Nach dem unglücklichen Erfolge zog er sich auf das Schloß zu Hamm in Westphalen zurück. Hier erhielt er Nachricht von der blutigen That des 21. Januars, der Hinrichtung seines Bruders Ludwigs XVI. Stets mit Plänen zur Rückkehr beschäftigt, weilte er dann längere Zeit in Holyrood-house, dem Schlosse Edinburgs, nahm nach dem Ableben seines Bruders den bekannten Titel Monsieur und Generallieutenant des Reiches an und kehrte, nunmehr ganz die Geschicke Ludwigs XVIII. theilend, 1814 in sein Vaterland zurück. Wenngleich er wie alle Prinzen bei seiner zweiten Rückkehr das Staatsgrundgesetz beschworen hatte, so schloß er doch der Ultraparthei der Royalisten sich auf das innigste an, ja sein Palast wurde der Heerd aller derjenigen Ränke, welche sein Ansehen und seine Volksbeliebtheit untergruben. Bei Ludwigs XVIII. Kränklichkeit war er, besonders in Verbindung mit seiner Schwiegertochter Marie Therese, der Tochter Ludwigs XVI., der geheime Agent, der nach seinem Gefallen die Karten mischte. Eifriger Katholik fand er in den religiösen Uebungen, welche diese Kirche vorschreibt, Entlastung seiner Jugendsünden, die in späteren Jahren sein Gewissen bestürmten. Nur in ihr war für ihn Heil.

Er begünstigte **den** Orden, der die Stütze und der Haltpunkt der katholischen Religion von jeher im Aufgebote aller seiner Kraft gewesen ist, die **Jesuiten.** Einer freilich unverbürgten Nachricht zufolge war er selbst dem Orden affiliirt. Seine politischen und religiösen Ansichten erfüllten deßhalb die Gegner solcher Ansichten bei dem Hintritt Ludwigs XVIII. mit banger Besorgniß.

Karls X. Regierungsantritt. Alles eilte der neu aufgehenden Sonne entgegen. Zu St. Cloud nahm Karl X. die Huldigungen der königlichen Familie, der Großwürdenträger sowie aller Beamten und Staatsdiener, auf einem Throne sitzend, entgegen. Gleich seine ersten Bekanntmachungen und Ordonnanzen wirkten beruhigend, schienen die Nebel zu zerstreuen, die sich bei Vielen im Hinblick auf seine Thronbesteigung bedenklich gesammelt hatten. Er erklärte **nach der Charte regieren zu wollen,** hob den Druck, der bis jetzt die Presse gefesselt hatte, auf und gewann durch seine Liebenswürdigkeit Aller Herzen. Er stellte den freilich veralteten Titel Dauphin und Dauphine wieder her. Auch erhielt das Haus Orleans das Prädicat: Königliche Hoheit. Den 28. September hielt Karl X. seinen feierlichen **Einzug in Paris.** Wenngleich es heftig regnete (il a plu, was als Calembourg betrachtet auch heißen kann: er hat gefallen), so ließ das Volk es an Betheurungen der Liebe und Ergebenheit für den angestammten König nicht fehlen. Aller Partheihaß schien geschwunden. Der König hielt seinen Einzug zu Pferde. Der Kriegsminister und die Marschälle von Frankreich empfingen denselben am Thore. Der Donner der Kanonen verkündigte die Ankunft des Königs. Die Truppen beobachteten trotz des schlechten Wetters die schönste Haltung: die königlichen Prinzen und Verwandte waren dem Könige zur Seite. Der Präfekt der Seine überreichte die Schlüssel der Stadt. Der König stellte sie ihm zurück. Die Menge füllte die Straßen, durch welche der Zug sich bewegte. Der König wohnte darauf der Messe in Notre Dame bei und kehrte alsdann nach den Tuilerien zurück. Die auf dem Wege ihm überreichten Bittschriften nahm derselbe an und erhöhte dadurch den Enthusiasmus des Volks; ebenso die ihm dargebotenen Blumen.

Die **Verwaltung des Landes** ging ohne irgend Verän-

derungen zu erleiden ihren Gang. Der Gedanke, daß der König von Frankreich nie stirbt, d. h. im Augenblicke seines Todes die Herrschaft sofort auf den Nachfolger übergeht, überhob die in Thätigkeit gewesenen Staatscorporationen jeglichen nenen Eidschwures gegen die Krone. Alles blieb wie es gewesen. Der Graf v. Villèle lenkte als Premier nach wie vor das Ruder des Staatsschiffes. Jedoch schärften die Angriffe der liberalen Parthei seinen bis dahin gemäßigten Royalismus. Seine Denkungsart trat immer mehr in einen schneidenden Gegensatz mit dem in dem damaligen Frankreich sich kund gebenden Volksgeist. Diese Sinnesänderung wußten später seine Feinde zu seinem Sturze trefflich zu benutzen. Großen Unwillen erregte besonders das Gesetz über die *Entschädigung der Emigranten*. 100 Millionen von Renten wurden ihnen zugesagt und dadurch nicht allein der Staat bei seiner vorherrschenden Finanznoth übermäßig belastet, sondern auch solche Summe an Menschen gegeben, welche die Nation mit allem Grimme der Partheiwuth haßte. Uebrigens erhielt die Religion, die schon seit langer Zeit bei frivoler Lebensweise und Sitte ihren gewichtigen Halt verloren hatte, jetzt wieder ihre tiefere Begründung. Dem geselligen Leben umwob sich Seitens der höhern Stände Feinheit des Benehmens, Achtung für Kunst, Literatur und Nationalbildung und kehrte so, wie weit man auch durch die Revolution von dem frühern Wege der Nationalbildung abgekommen war, in das Geleis der früheren Gestaltung zurück. — Indessen lenkten sich für den Augenblick von den Meinungskämpfen im innern Gebahren des Staatsbetriebes alle Blicke auf ein Ereigniß hin, welches Karl X. nach alt üblicher Weise vollbracht wissen wollte und worin auch eine Andeutung sich kund gab, wie er nach den althergebrachten Grundsätzen der Monarchie, die da ihren Grnndpfeiler in der Religion fand, zu herrschen beabsichtigte. Dies war die *Krönung des Königs zu Rheims*.

Karl's X. Krönung, den 29. Mai 1825. — Wir schicken uns an, Karl X. auf dem Culminationspunkte zu erblicken. Die Religion sollte seinem legitimen Rechte erst die wahre Bedeutung, die wahre Weihe geben. Er zog, geleitet von dem Jubel des Volks, welcher sich in ungeschminkter Liebe in den auf seinem Wege gelegenen Städten aussprach, nach *Rheims*, der alten

Krönungsstadt der französischen Könige, der Stadt, wo schon Chlodewig als erster christlicher König mit dem heiligen Oel, welches eine Taube dem heiligen Remigius vom Himmel, gebracht haben soll, gesalbet wurde. Die Feierlichkeit des Zuges war einem strengen Ceremoniell unterworfen. Alle Würdenträger des Reichs wohnten in reicher Kleidung dem Krönungsceremoniell bei. Der Zug bewegte sich unter feierlichem Gesange nach der ehrwürdigen, mit blendender Pracht geschmückten und mit 10,000 Kerzen erleuchteten Kathedrale. Der König im reichen Krönungsornate wurde von dem Erzbischof von Rheims zu dem unter einem kostbar drappirten Thronhimmel befindlichen Sitze geführt, woselbst er, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, Platz nahm. Der König legte nun, sitzend und bedeckten Hauptes, die Hand auf das Evangelium, den Krönungseid ab, worin er versprach, nach der verfassungsmäßigen Charte zu regieren. Ebenso leistete er den Eid als Großmeister des heiligen Geistordens. Unter vielen Ceremonien wurde nun der König zum Altare geführt und knieend vom Erzbischof an 7 Stellen des Körpers mit dem aus dem heiligen Salbfläschchen mit einer goldenen Nadel entnommenen Oele, welches angeblich wieder aufgefunden war, feierlichst gesalbt. Nach der Salbung folgte die Krönung. Der Erzbischof nahm die gewichtige Krone Karls des Großen vom Altar und setzte sie dem Könige aufs schwache Haupt. Als dieser jedoch fühlte, daß sie ihm unbequem war, nahm er sie ab und setzte sie sich dann selbst wieder auf. Der Erzbischof sprach segnend die Worte: „Gott krönt dich mit der Krone des Ruhms und der Gerechtigkeit (Coronat te Deus corona gloriae et justitiae). Nun erhob sich der König und wurde auf den inmitten der Kirche errichteten Thron geführt. Herzliche Umarmungen erfolgten Seitens der königlichen Familie. Die Fanfaren schmetterten, das Tuch, welches den König bis jetzt den Blicken des sich herandrängenden Volkes verborgen hatte, riß mit lautem Geprassel entzwei, Artilleriesalven und Glockengeläute ertönten aufs Neue, das Volk drängte sich in die Kirche und Wappenherolde streuten die Krönungsmünzen aus.

Jetzt wurde das Hochamt gehalten und die üblichen Krönungs-

gaben von dem Könige auf den Altar gelegt. Als sich der Dauphin dem Vater nahte, umarmte ihn dieser und hielt ihn lange fest umschlossen. Thränen der Rührung füllten bei diesem Akte väterlicher und kindlicher Liebe die Augen der Zuschauer und es erscholl der tausendfache Ruf: „Es lebe der König, es lebe der Dauphin!“ Die Freude erreichte den höchsten Gipfel. Der König empfing nun das heilige Abendmahl und verließ alsdann in feierlicher Procession unter dem beständigen Geschrei: Es lebe der König! Es leben die Bourbons! die Kirche. — Der König war in eine Robe von Silberstoff gekleidet. Der prachtvolle Königsmantel soll allein 84 Pfund gewogen haben.

Nach vielen veranstalteten Festlichkeiten fuhr der König am 1. Juni unter dem lauten Rufe der zahllosen Menge: Vive le roi! in Begleitung des Dauphins von Rheims nach Compiegne ab und hielt am 6. Juni durch einen ihm errichteten Triumphbogen unter Kanonendonner im Krönungswagen, die Dauphine und Herzogin von Berry ihm zur Seite, umgeben von einem militärischen prachtvollen Zuge, seinen Einzug in Paris.

Villèle's ferneres Ministerium. Villèle schritt auf dem oben bezeichneten Wege, der dem Royalismus volle Geltung verschaffen sollte, vorwärts. Er that es im Sinne seines Königs, der Villèle's System für sein eigenes erklärte, und wenn ihm auch der nach Griechenland unternommene Zug, welcher im Sinn und Geiste der schmählich mißhandelten Menschheit unternommen wurde, glückte und in Verbindung mit einer englischen und russischen Flotte den Seesieg über das türkisch-ägyptische Geschwader bei Navarino 1827 herbeiführte, ihm auf kurze Zeit die flüchtige Volksgunst wieder erwarb und die liberale Parthei sich näher stellte, so erregte doch seine Verwaltung, welche in gemessener Reihenfolge den Baum freisinniger Ideen und freier Entwickelung entblätterte, einen solch heftigen Sturm allgemeiner Erbitterung, daß er demselben erlag. Der König mußte ihn den 4. Januar 1828 entlassen, nachdem er über 6 Jahre in sich das Regierungssystem verkörpert hatte. —

Weitere Schritte der Regierung. Das liberale Ministerium des Vicomte von Martignac, welches nun folgte, und im Interesse der Nation und des Thrones Bewilligungen und Zu-

geständnisse verlangte, konnte gegen den Eigenwillen des Monarchen nur kurze Zeit sich halten, und so verschwand der letzte Vermittelungsversuch zwischen Krone und Volk. Es wurde dem König immer unerträglicher, die vielfachen auftretenden Partheien in einer Anmaßung und Kühnheit sich erheben zu sehen, wovon er glaubte, daß seine königlichen Rechte dadurch früher oder später verletzt werden dürften; deßhalb suchte er je länger um so mehr die Charte zu umgehen, anderweitige Auslegungen nicht ganz deutlicher Punkte zu finden und erregte so immermehr bei dem Volke den Glauben, daß ihm an einer gesetzmäßigen, durch die Charte begrenzten constitutionellen Regierung nichts gelegen sei. Hierin sehen wir eben den Anfangspunkt seines Unglücks. Der Umsturz, die Aufhebung der Charte vernichtete seine Herrschaft. Wie ein Löwe, kühn in Blick und Haltung, stand die aus lauter freisinnigen Männern bestehende, die Rechte des Volkes bis zu einem gewissen Grade der Eifersucht vertheidigende Deputirtenkammer ihm entgegen in seinen verbrecherischen Plänen, immer mit dem Finger starr hinweisend auf das gegebene und beschworene Grundgesetz der Charte. — Nach dem Sturze Martignac hatte Karl X. sich mit einem durchaus unbeliebten Ministerium umgeben, welches Talleyrand le ministère impossible nannte und welches zu Staatsstreichen sich anschickte. Karl X. wollte von Zugeständnissen an das Volk nichts wissen. Einige ihm in Elsas bei einer Reise dorthin bewiesene Huldigungen reizten um so mehr ihn zum Uebermuth, statt ihn dem Volksgeiste zu nähern. Unverstand, Verblendung und Mißachtung des Volkswillens erschütterten die schon mächtig schwankenden Stützen seines Thrones. Er reizte das Volk zur Erbitterung, zum Grimm. Die Ernennung volksunbeliebter Minister, eines Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville, Chantelauze, Bourmont, welchen letzteren namentlich der Volkshaß traf, weil er als Ueberläufer in der Schlacht bei Waterloo die Niederlage der französischen Waffen bedingt hatte, erregte einen wahren Sturm der Entrüstung. Sie sollten nunmehr das Staatsschiff nach solchen vortrefflichen Ideen leiten, alle Segel aufspannen, um den absolutistischen, die Charte verletzenden, ja verhöhnenden Wünschen des Königs das Uebergewicht zu verschaffen, die Rechte des Volks unter die Füße zu treten,

um so dasselbe in die alten Bahnen eines blinden geknechteten Gehorsams, der tiefsten Abhängigkeit vom Thron, verworfener Erniedrigung zurückführen. Es war in der That eine Unmöglichkeit. Wie ließe sich dem überall sich kund gebenden Zeitgeiste wehren, wie gegen den Strom allgemeinen Volksgeistes und Volkswillens steuern! Karl X. verkannte den Geist der Zeit. Er wollte die zur Wirklichkeit gewordenen Unmöglichkeit besiegen. Ehe er sich jedoch zu entschiedenen Staatsstreichen anschickte und die durch Eidschwur geheiligte Charte, die vom Volke so sauer errungene Constitution, ohne welche die Bourbons eine Rückkehr nach Frankreich nie gefunden hätten, dieses Palladium der Freiheit, dieses Bollwerk gegen tyrannische Willkühr, in ihren Grundzügen verletzte, wollte er noch erst die glückliche Wendung eines Ereignisses abwarten, wodurch der Nationaleitelkeit geschmeichelt und der König mit größerer Machtfülle sich bekleidet sah. Dies war die Eroberung von Algier!

Die Eroberung von Algier 1830. Schon seit langer Zeit nämlich hatte auf der Nordküste Africa's eine französische Colonie bestanden, welche mit der Korallenfischerei beschäftigt war. Die vielfältigen Versuche Seitens der Raubstaaten, jene Colonie in ihren Rechten zu stören, die Mißachtung der französischen Flagge, deren Anerkenntniß doch in einem eigenen Vertrage stipulirt war, so wie sonstige gerechte Klagen, die sich über das Corsarenunwesen erhoben, gaben die Veranlassung zu dem Feldzuge. Als nun gar der Dey von Algier, Husseim-Bei, wegen einer noch rückständigen Forderung von 2½ Millionen Seitens Frankreichs, dem französischen Gesandten, welcher bei einem muselmännischen Feste um diese Gelder vom Dey befragt, nicht genügende Auskunft geben konnte, mit einem Fliegenwedel mehre Schläge versetzte, so bedingte diese Verletzung des Völkerrechts eine solche Entrüstung, daß die französische Regierung ihren Gesandten abrief. Dieselbe fand darin eine schickliche Gelegenheit, eine festere Colonie in Algier zu begründen, welche der Anfangspunkt zu weiterer Ausbeutung werden sollte. — Englische Vermittlungsmaßregeln, um den begonnenen Zwiespalt zu schlichten, wurden nicht angenommen. Der allgemein gehaßte und verachtete Kriegsminister Bourmont erhielt den Oberbefehl, Admiral Duperré, ein allgemein geachteter

und populärer Mann, commandirte die Flotte. Bourmont, der die an seiner Ehre erlittenen Scharte durch die unverwelklichen Blätter neuer, glorreicher Siege wieder auswetzen wollte, nahm seine 4 Söhne mit sich. Die Ausrüstung geschah in überreichem Maße. Ueberall entwickelte sich ein außerordentlicher Luxus. Man wollte mit Glanz ans Land steigen und Kriegsruhm mit den Bequemlichkeiten von Paris verbinden. Die Landmacht betrug 30,000 Mann Infanterie, zu denen sich noch 5000 Mann anderer Waffengattungen gesellte. Wie weit geringer war die Macht, mit welcher der jugendliche Held Bonaparte die Eroberung Aegypten's, eines so großen Landes, bewerkstelligte! Lächerlich war es, daß man auch in Toulon, dem Einschiffungsort, eine Menge angebundener Hunde einschiffte, welche bestimmt waren bei der Ankuft der Armee auf afrikanischem Boden das Wasser der Brunnen zu kosten, aus Besorgniß, sie möchten vergiftet sein, eben so, daß man Figuren aus Pappendeckel, als Soldaten gemalt, mitnahm, um, in der Entfernung aufgestellt, den Schein größerer Truppenmenge zu gewähren. Durch widrige Winde Anfangs zurück gehalten, welche den Admiral nöthigten, nach den balearischen Inseln zurückzusegeln, gelangte die Flotte endlich nach 4wöchentlicher Fahrt auf die Höhe Algier's. Die amphitheatralisch gelegene, mit weißen Mauern umzogene nnd mit vielen Obst- und Weingärten umgebene, schon durch die Belagerung Carl's V. so bekannte Stadt breitete sich vor den Blicken der Landungstruppen aus. Der auf Porfyrsäulen ruhende Palast des Dey's, in welchem seine unermeßlichen Schätze aufgehäuft lagen, beherrschte die Gegend. Eine fast ununterbrochene Reihe von Bastionen, Batterien und Schanzen, mit einer furchtbaren Artillerie besetzt, deckte die Stadt. Von energischem Charakter beschloß der Dey den kräftigsten Widerstand. Ihm zur Seite stand sein zum Kriegsminister erhobener Schwiegersohn Ibrahim Bay Aga, der durch List, Geschmeidigkeit und Gewandtheit sich rasch vom Dienste eines Pfeifenstopfers und Kaffeeträgers zu diesem Posten emporgeschwungen hatte. Die aus verschiedenen africanischen Elementen gemischten Streitkräfte des Dey's waren bei weitem denen der Franzosen überlegen. — Heftige Winde behinderten Anfangs die Ausschiffung des sich nach endlicher Landung sehnenden Heeres. Unter dem Kugelregen der Feinde

ging dieselbe endlich den 14. Juni vor sich. Alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten wurden durch den begeisterten Muth der französischen Truppen überwunden. Aus vielen Vorgefechten und Scharmützeln entwickelte sich den 17. Juni die entscheidende Schlacht bei Sidi Chalef. Von beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gefochten. Die Algierer schnitten den gefangenen oder getödteten Franzosen die Köpfe ab, weil der Dey jeden Franzosenkopf theuer bezahlte. Pardon wurde auf keiner Seite ertheilt. Der endliche Sieg neigte sich auf die Seite der Franzosen. Große Beute war in seinem Gefolge. Das ganze Lager, darin 400 Zelte, von denen die des Agas von Algier, des Beys von Titteri und Constantine mit großer Pracht, fiel in die Gewalt der Franzosen. Die Araber und Türken waren nach allen Seiten geflohen. Viele stießen sich selbst den Dolch in die Brust, um nur nicht in die Hände der Franzosen zu fallen. Der Dey ließ mehre Befehlshaber, die sich nicht tapfer gehalten hatten, köpfen. Sein Schwiegersohn, der Oberbefehlshaber kam nicht in die Stadt zurück. Er sammelte die Truppen vor der Stadt und beschloß, die erlittene Niederlage bald blutig zu rächen.

Die Sieger drangen nun nach einer nochmaligen Niederlage der Africaner bis in die unmittelbare Nähe der Stadt. Das die Stadt beherrschende Kaiserfort wurde durch das Feuer der französischen Batterie in einen Schutthaufen verwandelt. Der Dey erkannte die Unmöglichkeit sich länger zu halten. Er schickte einen Parlamentär zur Unterhandlung an den Obergeneral. Die Uebergabe der Stadt an die Franzosen wurde abgeschlossen. Es wurde den Einwohnern Sicherheit der Person und des Eigenthums, die ungestörte Ausübung ihrer Religion, so wie dem Dey die Wahl seines Aufenthalts außerhalb des Landes und die Erhaltung seines Privatvermögens verbürgt. Der Dey entschied sich für Livorno, später für Paris, dann für Neapel. Er schiffte sich den 12. Juli nach Livorno mit seinen 52 Frauen und 60 Personen seines Gefolges ein und landete am 31. Juli in Neapel. Der König von Neapel ertheilte ihm eine Audienz. Er zog sich auf ein in der Nähe Neapel's gelegenes Landgut zurück. Sehr verwundert schien er einst, als man es ihm in diesem christlichen Lande nicht gestatten wollte, einen Sclaven, der sich gegen ihn vergangen

hatte, enthaupten zu lassen. — Später begab er sich nach Aegypten. So war Algier nun von französischen Truppen besetzt. Die weiße Fahne Frankreichs wehte auf den Thürmen der Stadt. Das Land wurde nach französischer Weise organisirt. In dem Fort der Casauba fand man Alles in der größten Unordnung. Der Dey hatte es in aller Eile verlassen. Die dort befindlichen Schätze, der sich überall kundgebende Luxus schien an die Mährchen von Tausend und Eine Nacht zu erinnern. Das Serail war angefüllt mit Frauenkleidern von höchstem Reichthum und einer Anzahl von Sachen, die zur Toilette der Damen gehörten, im mannigfaltigsten Farben- und Goldglanze. Ueberall fanden sich herrliche Teppiche, silber- und goldgestickte Polster. Außerdem erhöhte der sehr beträchtliche Schatz des Deys die Freude. Vieles ging indessen verloren. Es gerieth in die Hände der Plünderer. Selbst von Bourmont glaubte man, daß er große Summen auf die Seite geschafft habe. Die Schamlosigkeit der Plünderung wurde aufs äußerste getrieben. So verschwand z. B. ein Schmuckkästchen mit Diamanten vom höchsten Werth. Ein Offizier betrachtete diese reiche Beute mit Wohlgefallen. Ein General macht ihm Vorwürfe über seine klar sich herausstellende Absicht. Ein hinzukommender Oberst wollte mit dem General theilen. Der Sieg verblieb dem General. Später, als der Dey das Schmuckkästchen, dessen Inhalt sich auf 3 Millionen belaufen haben soll, reclamirte, war es nirgends zu finden. Bourmont zahlte ihm jedoch eine Entschädigungssumme von 1 ½ Mill. Franken. Auch fand man im Schatze des Dey's viele alte und seltene Münzen, unter andern auch noch einige aus den Zeiten Karl's V., welcher bekanntlich Algier vergeblich belagerte. — Bourmont, dessen einer Sohn in einem Gefechte geblieben war, erhielt den Marschallsstab. Duperré wurde zum Pair von Frankreich ernannt.

(Der Dey, so berichtete ein Privatschreiben, ertrug sein Unglück mit vieler Resignation. Er ist ein Mann von 60 Jahren, aber noch frisch für sein Alter. In seiner Miene ist ein Gemisch von Sanftmuth und Gleichgültigkeit, sonst ein kleiner und häßlicher Türke. Gleich nach dem Tage des Einzugs sah er etwas bekümmert aus. Als man ihn darüber fragte, sagte er: Wenn man von solcher Höhe gefallen ist, so kann man schon etwas betroffen sein.)

Vorspiel zur Julirevolution. Welch' ungeheure Sensation die Nachricht von der Einnahme von Algier in Frankreich erregte, mit welchem Entzücken Karl X. dieselbe vernahm und seine absolutistischen Ideen auf eine schwindelerregende Höhe trieb, seine vorgefaßten Pläne zum Umsturze der Charte zur Reife brachte, läßt sich leicht denken. Zur Feier dieses ruhmvollen Ereignisses wurde am 2. Juli ein Tedeum in der Kathedrale von Paris gehalten, woran auch Karl X. in der heitersten Stimmung, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, theilnahm. Er empfing die Glückwünsche der Behörden und unter vielen anderen wurde auch eine Deputation der untersten Volksklassen, der sogenannten Damen der Halle, der Kohlenträger und Lastträger empfangen, wobei die Damen der Halle ihre Bouquets überreichten. Ein Kohlenträger wandte sich an den König mit den Worten: „Sire, ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause. Machen Sie es wie der Kohlenträger und zählen Sie auf uns." Trotz dessen sah man einige Zeit darauf grade den Pöbel noch kräftiger als den wohlhabenden Mittelstand sich gegen den König erheben. — Frankreich ging nun mit raschen Schritten seiner Katastrophe entgegen. Die Gegensätze gestalteten sich zur äußersten Schroffheit. Eine unübersteigliche Kluft trennte Ansicht, Meinung, Gemüther. Der König, trunken in Siegesfreuden, schien nun Alles wagen zu dürfen. Er glaubte bei seinen nunmehr vorzunehmenden Staatsstreichen eines glücklichen Erfolges gewiß zu sein. Die Dauphine warnte und erinnerte den schon entschlossenen König an die letzten Worte Ludwig's XVIII.: „Regiert gesetzlich!" Auch fremde Mächte warnten. Nichts konnte seinen einmal gefaßten Plan aufhalten. Hirtenbriefe bearbeiten das Volk und schleuderten Bannstrahlen gegen die liberale Partei und jede Verleumdung und Verwünschung, während die freisinnige Partei ihr Müthchen kühlte und durch fulminante Schriften den Royalisten alle Schuld der jetzigen Zustände, jegliche Anarchie beimaß. Der Uebermuth der Minister steigerte sich zu gänzlicher Verachtung des Volks. Als einst ein Bekannter den Polignac fragte, wie er bei seinem hohen Amte noch Zeit finden könnte, aufs Land zu gehen, antwortete er: „Bah, alle 14 Tage gebe ich meinem Departement einen Druck mit dem Daumen und dann geht Alles von selbst." — Daß die königliche Familie von Neapel,

welche wegen der bei der letzten neapolitanischen Restauration vorgefallenen entsetzlichen Grausamkeiten, wegen ihrer äußersten Neigung zum Absolutismus beim Volke verhaßt war, gerade damals in Paris zum Besuch verweilte und hier mit großer Bevorzugung Seitens des Königs behandelt wurde, konnte nur das allmählig immermehr hervortretende Feuer des Unmuths, des Ingrimms schüren. So stand Alles zum Kampf gerüstet. Freiheit oder Knechtschaft war die Losung. Der Sieg von Algier entschied den König! Der Blitz fiel und schleuderte den zündenden Funken in das Pulverfaß des Staates. Es explodirte und zerschmetterte den Thron der Bourbons. Karl X. erließ die 6 berüchtigten Ordonnanzen. Sie wurden der Feuerfunke für ganz Europa und entzündeten einen Brand und eine Gährung in den europäischen Staatengebilden, welche nach allen Seiten hin sich verbreitete und das Wort des Mirabeau aufs neue wahr machte, daß die Revolution die Reise um die Welt machen werde.

Die Ordonnanzen des 25. Juli. Die 6 verhängnißvollen, die Charte und mit ihr die Volksfreiheiten umstürzenden Ordonnanzen, welche die Bourbons des Throns beraubten, gingen unmittelbar vom Könige aus und waren auf dessen speciellen Befehl von allen Ministern, mit Ausnahme des abwesenden Bourmont unterzeichnet. Tief fühlten Alle die Verantwortlichkeit, die sie durch solch illegalen Akt auf sich lüden. Nur der Fürst von Polignac konnte seine Freude über solchen die Freiheiten des Volks von Grund aus vernichtenden Staatsstreich nicht verbergen. Peyronnet, im vollsten Bewußtsein des schweren Gewichts seiner Verantwortlichkeit unterzeichnete mit den Worten: „Sie wollen meinen Kopf; hier ist er." Der König schritt in großer Heiterkeit durch den Saal und ging an demselben Tage, wo der Erlaß erfolgte, in Begleitung seines Sohnes, des Dauphins, nach Rambouillet auf die Jagd. — Folgendes sind die 6 Ordonnanzen: 1. Aufhebung der Preßfreiheit. 2. Auflösung der Deputirtenkammer. 3. Illiberales Wahlgesetz. 4. Berufung einer neuen Kammer. 5. und 6. Ernennung höchst unpopulärer Männer zu Staatsräthen.

Die Julirevolution den 27, 28. und 29. Juli. Der Moniteur vom 26. Juli machte die Ordonnanzen bekannt. Wie ein

Blitz aus hellem Himmel traf der Schlag die friedliche Hauptstadt. Ein augenblickliches lautes Geräusch, dem Donner gleich, erscholl von der auf den Straßen versammelten Menge. Man erzählte sich das Gelesene und überall zeigten sich die Ausbrüche des heftigsten Zorns; in Verwünschungen machte man sich Luft und erregte sich zu den heftigsten Leidenschaften. Die Läden wurden geschlossen. Im Palais royal, dem vornehmsten Sammelplatze aller Neugierigen, Müßiggänger und Vergnügungssüchtigen, gab sich große zum höchsten Unwillen sich steigernde Bewegung kund. Junge Leute bestiegen Stühle und lasen der um sie sich schaarenden Menge den Moniteur vor. Die Fabrikherren entließen die Arbeiter, ebenso die Buchdrucker und stießen die auf solche Weise brotlos gemachten Arbeiter auf die Straßen, eine Maßregel, die darauf berechnet war, die tobende Menge zur Entrüstung und Wuth aufzustacheln. Ueberall sprach sich die Ansicht aus, die Verletzung der Charte nicht zu dulden. Große Handelshäuser stellten ihre Zahlungen ein. An mehren Läden waren Carricaturen und satyrische Verse zu sehen. Man erwartete den Fürsten von Polignac aus St. Cloud. Volksmassen lauerten ihm auf und da sie doch ihn verfehlten und derselbe glücklich in sein stark besetztes Palais gelangte, so ließ man sich daran gegnügen, ihm unter lauten Geschrei die Fenster einzuwerfen. Der erste, nunmehr kräftig sich entwickelnde Widerstand ging von den Journalen aus, die natürlich durch die die Preßfreiheit aufhebenden Bestimmungen in ihrer ganzen Thätigkeit gelähmt waren. Sie erklärten die von der Regierung ergriffenen Maßregeln für ungesetzlich, so wie, daß sie nur der Gewalt weichen würden. Die Policei verfügte sich zu den Druckereien, um dieselben zu schließen. Herr Baude, der Director des Bureau des Temps ließ die Thüre zur Druckerei verrammeln. Man wollte die Eröffnung derselben mit Gewalt erzwingen. Vier Mal wurde der Director aufgefordert, die Schlüssel zum Locale der Druckerpressen herauszugeben. Als der Policeicommissär nun sich den Eingang erzwingen wollte und einen Schlosser zum gewaltsamen Einbruch holen ließ, las Herr Baude den Artikel des Gesetzbuches, welches über den Diebstahl mit Einbruch handelte, vor. Auf erneuten Befehl rief Herr Baude

dem Schlosser zu: „Nur zu, Ihr wagt nichts dabei als die Galeeren.“ Er notirte sich sogleich in sein Taschenbuch einige Zeugen aus dem Volke. Ergriffen von Schrecken packte der Schlosser sein Arbeitsgeräth zusammen und eilte unter dem Jubel des Volkes davon. Einem anderen jetzt herbeigeholten Schlosser entwandte man sein Handwerkszeug. Zu dem entehrenden Geschäft der Thürerbrechung mußte man erst einen Kerkerwächter verwenden. Die Gensdarmen zertrümmerten die Presse und der Auflauf wurde zur Revolution. Der Mittelpunkt der Zusammenläufe war das Palais Royal. Man ließ das Gitter herunter. Jetzt schlossen die Bürger ebenfalls ihre Läden. Die tobende, zahlreiche Menge, die Fäuste geballt, den Ausbruch wilder Volksrache verkündend, zog immer zorniger durch die Straßen. Noch hätten versöhnende Maßregeln beschwichtigend wirken können; noch war Blut nicht geflossen. Da ließ der König seine Bajonette gebrauchen und so erhob sich, während derselbe in St. Cloud Whist spielte, um 4 Uhr Nachmittags den 27. Juli der verhängnißvolle Kampf. Der Herzog von Ragusa, Marmont war zum Führer des Militairs ernannt. Statt mit demselben von einem Punkte aus zu wirken, vereinzelte er seine Truppenmassen. In den engen Straßen wurden sie mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln überschüttet. In der Straße St. Honoré und im Palais Royal fielen die ersten Schüsse. Die tobende Menge wurde auseinander gejagt; allein die Massen sammelten sich wieder in den benachbarten Straßen und verrammelten sich durch Barrikaden, wozu man aufgerissene Straßensteine, umgestürzte Omnibus und dergleichen verwandte, gegen das weitere Vorrücken des Militairs. Gegen 3 Uhr Nachmittags rückte besonders die Cavallerie und zahlreiche Artillerie zu einem neuen Angriffe vor. Kaum wurde es ermöglicht, die ungeheuren Menschenmassen aus den Straßen zu vertreiben. Eine Salve aus dem kleinen Gewehr streckte in der Straße St. Honoré ganze Reihen der Bürger nieder. Die Menge wich nicht und konnte durch ihre eigne Masse behindert, nicht weichen. Die Gräuel des Bürgerkrieges begannen jetzt sich zu entwickeln. Alles griff zu den Waffen und eilte zu den Magazinen, Schmieden und Läden, wo Pulver, Blei und Gewehre zu bekommen waren.

Willig lieferten die Meisten, von Patriotismus durchglüht, alle diese Gegenstände ab. Die Nationalgarden griffen zu ihren Flinten und bekleideten sich mit ihren Uniformen. Ein furchtbares Gemurmel ging durch die Straßen und unbeschreibliche Geschäftigkeit zeigte sich in den kleinsten Gassen. Als man Abends die Laternen anzünden wollte, fand man sie alle zerbrochen, um so durch die Dunkelheit dem Kampfe Einhalt zu thun. Vor die Fenster gestellte Lichter erleuchteten jedoch die Straßen. Die Nacht verstrich unter Vorbereitungen und Bewaffnungen. Das Pflaster der ganzen Straße St. Dénys wurde aufgerissen und an Verrammlungen gearbeitet. Am 28. Morgens erklärte der König die Stadt in Belagerungszustand. Der Herzog von Ragusa, mit der militärischen Obergewalt bekleidet, nahm nunmehr seine Maßregeln. Sein Versuch, den König umzustimmen, war gescheitert. Ein großer bewaffneter Volkshaufen setzte sich in Bewegung und bemächtigte sich des Stadthauses. Alle königlichen Wappen und Insignien wurden abgerissen und zertrümmert. Eine ungeheure Menge Bürger erschien mit der dreifachen Kokorde. — Neue Regimenter rückten ein. Die ganze Garde, alle Linienregimenter, die beiden Schweizerregimenter, die Gendarmerie zu Fuß und zu Pferde war schlagfertig. Die Regierung beschloß das vom Volke eroberte Stadthaus um jeden Preis demselben wieder zu entreißen. Um 9 Uhr begann der Angriff. Der Kampf wurde allgemein. Die Schweizer und Garden eröffneten den Kampf aus grobem und kleinem Geschütze. Es wurde Seitens der Bürger erwiedert. Soldaten und Bürger wurden handgemein. Man sah es indeß den Linientruppen an, daß sie nur mit Widerwillen kämpften. Das Stadthaus wurde 3 Mal von den Truppen genommen und ging 3 Mal wieder verloren. Endlich blieb es den Bürgern; aber die Wände waren von Kugeln durchlöchert. Dieser Kampf kostete viele Menschenleben. Jetzt wehte die dreifarbige Fahne, die alte Fahne der Freiheit und des Ruhms, der Republik und des Kaiserreichs auf der Notre-Dame-Kirche. Das Sturmgeläute ertönte von den andern Thürmen. Allenthalben organisirten sich Bürgerhaufen. Officiere der alten Armee und Schüler der polytechnischen Schule, die man vergebens zurückzuhalten bemüht war, standen an der Spitze der Bürger, die willig den Befehlen der erfahrenen

Männer, wie der Jünglinge gehorchten. Ein starkes Feuer ging von dem Quais Voltaire, Malaquais ꝛc. über die Seine, wo die Truppen die Quais des Louvre und des Museums besetzt hielten; es wurde eben so stark erwiedert und auch hier fielen viele Menschen. Vor und neben der Porte St. Martin regnete es ungeheure Massen von Steinen auf die Truppen, welche vergebens versuchten, die Barricaden zu stürmen. Von allen Dächern fiel ein gleicher Steinregen, wo nur Truppen sich sehen ließen. Die Truppen erwiederten hier nur einige Schüsse. Auf den Boulevards währte das Feuer den ganzen Tag mit derselben Heftigkeit wie allenthalben. Selbst in den Zeiten der Revolution stellte Paris kein furchtbareres Schauspiel dar; aber allenthalben sah man, daß die Linientruppen nur gezwungen fochten.

Gegen Abend verweigerte ein Theil der Linientruppen den Dienst. Die Offiziere wollten vergebens Gewalt gebrauchen. Die Bürger bemerkten, daß sie im Vortheil waren und das befeuerte ihren Muth. Die Truppen wichen vor ihrem Angriffe zurück. Sie blieben bald nur auf den Besitz des Louvre und der Tuilerien beschränkt. Sie machten dorthin rückgängige Bewegungen. Die Erbitterung des Volkes hatte einen solchen Grad erreicht, daß der Anblick eines gewissen Todes keine Macht mehr ausübte. Eine Hängebrücke, welche von der Insel la Cité zum Grèveplatze führt, war mit Geschütz besetzt, daneben standen Schweizer. Zu wiederholten Malen stürmten dichte Haufen heran, um die Brücke zu nehmen; zu wiederholten Malen mußten sie durch Kartätschen geräumt werden. Da stürzt ein Jüngling, der den bedeutungsvollen Namen d'Arcole führte, auf dieselbe mit dreifarbiger Fahne unter dem Rufe voran: „Wenn ich falle, so gedenket, daß ich d'Arcole heiße". Er fiel von Kugeln durchbohrt. Man schrieb seinen Namen auf den Schwibbogen der Brücke, welche seitdem denselben behalten hat. — Eine gegen das Volk geschossene Kugel fing man auf und hängte sie zum Fenster hinaus mit der Aufschrift: Karl X. an sein Volk. — „Die Tapferkeit und noch mehr der Edelmuth des Volks hatte sich an diesem Tage im glänzendsten Lichte gezeigt. Unverzagt warfen sich wohlhabende Bürger, arme und ungebildete Handwerker, selbst Weiber und Knaben, Menschen, die nie eine Waffe geführt hatten,

den Kugeln und Bajonetten entgegen. Auch nicht die mindeste Ausschweifung fand statt. Selbst der rohste Pariser Pöbel zeigte sich großmüthig gegen den überwundenen Feind, keine Grausamkeit ward begangen, keine Plünderung. Offen liegendes Silberzeug fand man in einem den ganzen Tag über zum Schießen benutzten Zimmer unberührt. Einem ermüdeten und halb verschmachteten Arbeiter bot man Geld. Wüthend zog er den Säbel und rief: „Elender, Du wagst mir Geld zu geben, mir, einem Soldaten des Vaterlandes!" Tausende solcher Züge und Anecdoten, die Großmuth der Vaterlandskämpfer schildernd, wurden durch Flugschriften und Lithographien überall verbreitet.

Die ganze Nacht wurde zu Barrikaden und Verrammlungen benutzt. In allen Straßen hatte man Wagen jeder Art, Balken, Tonnen, grobes Hausgeräth und das aufgerissene Straßenpflaster aufeinander gehäuft. Kein Mensch kam zu Bett. Weiber und Kinder arbeiteten mit den Männern um die Wette. Alles war entschlossen, den Kampf am nächsten Tage mit verdoppelter Wuth zu erneuen.

Den Soldaten, ermattet von der sauren, blutigen Tagesarbeit hatten die dringendsten Lebensmittel gefehlt. Mit Wein und Branntwein wurden sie versehen, allein Brod fanden sie nicht. Die Regierung, ihres Sieges schon im Voraus gewiß, hatte nicht daran gedacht, daß sich dem Militär die Thüren der Bürger verschließen würden. Dabei das zermalmende Gefühl, Bürgerblut in Strömen vergossen zu haben! Inzwischen hatte sich der edle Lafayette und mit ihm die Generale Gérard, Sebastiani und andere an die Spitze gestellt. Die Deputirten ergriffen die Zügel der Gewalt und plötzlich entwirrte sich das wilde Chaos und Ruhe und Ordnung trat ein. Am Abend des blutigen Tages (28. Juli) begaben sich auf Befehl der versammelten Deputirten 5 Mitglieder derselben, General Gérard, Graf Lobau, Lafitte, Casimir Périer und Manguine zum Herzog von Ragusa, um ihn zum Einhalt der Feindseligkeiten zu nöthigen und ihn im Namen der Kammer verantwortlich zu machen. Sie verlangten Zurücknahme der Ordonnanzen und boten ihre Vermittlung zwischen dem Volke und der Regierung an, als deren Grundbedingung sie die Entlassung des Ministeriums verlangten. Lafitte

führte das Wort. Der Herzog von Ragusa erwiederte, daß es ihm als Soldaten die Ehre verbiete, mit dem unter den Waffen stehenden Volke zu unterhandeln. Er habe nur die Befehle des Königs zu vollziehen! Gehorsam sei die erste Pflicht des Soldaten. Aber, rief Lafitte entrüstet, es ist die Ehre des Bürgers **nicht,** seine Mitbürger zu erwürgen!" Der Herzog erbot sich dem in der Nähe befindlichen Minister Polignac die Wünsche der Abgeordneten zu überbringen. Nach einer Viertelstunde kehrte er mit dem Bescheide zurück, daß der Minister es verschmähe, auf solche Bedingungen hin in Unterhandlung zu treten. „So will man denn den Bürgerkrieg?" rief mit Heftigkeit Lafitte. Marmont machte eine stumme Verbeugung und die Mitglieder der Deputirtenkammer kehrten aus den Tuilerien zurück, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Marmont sandte jedoch sogleich den Oberstlieutenant Komierowski an den König in St. Cloud, um ihm Bericht über die stattgehabte Zusammenkunft abzustatten. Schweiß- und staubbedeckt kam jener an, so daß man ihn Anfangs in solchem Zustande nicht vor den König lassen wollte. Endlich vorgelassen antwortete der König ganz im Sinne Polignac's, der da gesagt hatte: „Schießen Sie, schießen Sie, wohin Sie können," er möge dem Marschall sagen, daß er sich gut halten solle, er soll seine Truppen auf dem Carousselplatz und dem Platze Ludwig's XV. zusammenziehen und mit Massen wirken. — Als der berühmte Gelehrte Arago, ein entschiedener Liberaler, dem Polignac andeutete, daß die Linientruppen wankten und bald zur Nation übergehen würden, rief er aus: „Nun, so muß man auf die Einen, wie die Andern schießen."

So mußte man sich denn am folgenden Morgen, den 29. Juli, aufs Neue zum Angriff entschließen. Ganz Paris glich einem großen Lager. Auf der Straße wurden Kugeln gegossen und Pulver angefertigt. Häuserhohe Barrikaden schützten die Bürger gegen den Feind. Unglaubliche Thätigkeit entwickelte sich überall. Wohl an 30—40,000 Mann standen auf den Sammelplätzen unter den Waffen. Sturmgeläute mischte sich in den Donner der Kanonen. Das Artillerie-Museum wurde geplündert. Arbeiter schmückten sich mit alten, oft kostbaren Waffen, die mit

Verzierungen geschmückt und von unschätzbarem Werthe waren. Große Erbitterung zeigte sich gegen die Schweizerkaserne, welche durch ungefähr 100 Mann vertheidigt wurde. Heftig war der Kampf. Die Schweizer, welche sich hinter altes Geräth postirt hatten und den Schüssen der Stürmenden Matratzen und Betten entgegenhielten, richteten von ihrem Verstecke aus ein schreckliches Blutbad an. Endlich legte man Feuer in die Kaserne. Ein furchtbarer Rauch hüllte das Ganze in einen undurchdringlichen Nebel. Nicht lange vermochten die Schweizer zu widerstehen. Ueberall drangen die Stürmenden ein. Viele wurden niedergemacht, einige retteten sich durch einen hintern Ausgang, noch Andere verdankten ihr Leben der Großmuth der Sieger. — Jetzt stürmte General Gérard, einer der besten Napoleonischen Generäle, das Louvre. Auch hier vertheidigten sich die Schweizer mit einer Tapferkeit, die eines besseren Erfolges würdig gewesen wäre. Die Angreifenden bestiegen die Dächer der umliegenden Häuser, ja selbst das Dach der dort befindlichen Kirche und richteten ein vernichtendes Feuer auf den Pallast, den seine feste Bauart zu einer kräftigen, Widerstand leistenden Festung machte. Endlich erkannte man, daß ohne Kanonen nichts ausgerichtet werden könne. Man zog ihrer 4, die man in dem Artillerie-Museum vorgefunden hatte, heran und richtete sie gegen das Schloß. So sanken die Gitter ein. Da indessen der Platz noch durch Garde-Regimenter und Cuirassiere besetzt war, so wollte Anfangs Nichts helfen. Man unternahm von der andern Seite den Angriff. Ein Offizier führte die Bürgerkolonnen dorthin. Auf einer Maschine, welche bei dem dort befindlichen Bau wahrscheinlich dazu gedient hatte, Steine und dergl. hinaufzuwinden, wurde von einem 16jährigen Jüngling benutzt, um sich in das obere Stockwerk zu bringen. Es gelang ihm, wenngleich ihm der Arm zerschmettert wurde. Die Gitter wurden eingestoßen. Das Louvre war der Preis des Sieges. Die Schweizer zogen sich durch die lange Gallerie des Museums nach den Tuilerien zurück. Man fürchtete für die dort aufgehäuften Kunstschätze. Solche Befürchtung ergab sich als unnütz. Nichts wurde vernichtet als ein Gemälde Karls X., ein Bild, die Krönung Karls X. vorstellend, beide von dem berühmten Gérard, und noch ein drittes. — In furchtbarem Ge-

wirre drängte sich Alles nach den Ausgängen, welche Rettung darzubieten schienen. Die Soldaten warfen die Gewehre, selbst Uniformen weg. Offiziere zerbrachen in der Verzweiflung die Degen. Man erbrach die Thüren der Tuilerien. Die Menge drang ein. Sie wogte durch die königlichen Säle. Man zog die dreifarbigen Nationalfahnen auf. Die Bildsäulen der Könige wurden zertrümmert. Die Karls X. lag auf der Erde mit zertrümmertem Kopfe. Obgleich Reichthümer in Massen herumlagen und arme Handwerker nur die Hand ausstrecken durften, um sich lange Zeit vor Mangel zu schützen, so wurde doch nichts entwandt. Einige kleideten sich in die Gewänder der Prinzessinnen und trieben ihren Spott. Im Thronsaale, wo eine Menge Arbeiter meist mit aufgekrempten Hemdsärmeln sich eingefunden, setzte sich einer nach dem andern spaßend auf den Thron; endlich legte man die Leiche eines an den Sälen der Tuilerien Gefallenen darauf. Man war eifrigst bemüht, das auf den Straßensteinen sowie hier am Boden befindliche Blut aufzuwaschen, damit es nicht mit Füßen getreten würde. — Auch die Büste Ludwigs XVIII. sollte zertrümmert werden. Sie wurde indessen durch den Ausruf des einen der Sieger gerettet: „Er ist ja der Vater der Charte!" Wie ließen sich alle Züge des Edelmuths angeben, welche an diesem Tage vorkamen! Ein Schüler der polytechnischen Schule verlangte von einem die Eisengitter vertheidigenden Offiziere die Uebergabe derselben. Dieser drückte jedoch seine Pistole auf ihn ab. Sie versagte. Sogleich setzte er dem Offizier den Degen auf die Brust, ihm zurufend: „Ihr Leben ist in meiner Gewalt; allein ich will kein Blut vergießen." Gerührt riß der Offizier seinen Orden von der Brust und ihn dem Jüngling reichend, sprach er: „Tapferer, junger Mann, keiner ist würdiger, dieses Zeichen der Ehre zu tragen als Sie. Wie heißen Sie?" — „Schüler der polytechnischen Schule" war die Antwort und sogleich verschwand er. — Auch gegen den Palast des Erzbischofs Latil richtete sich die Wuth des Volkes, weil man dem Erzbischofe und dem Einflusse seiner Parthei den Treubruch zuschrieb, welchen Karl X. an seinem Volke begangen hatte. Es wurde hier ebenso gehaust wie in den Tuilerien. Alles, was Menschenhände nur im Stande waren zu vernichten, wurde zer-

trümmert. Aufgefundene, frisch geschliffene Dolche und vorgefundene Pulverfässer reizten zum heftigsten Grimme. Priesterliche Kleidungen und Abzeichen, Geräthe, Möbeln, Bücher, Alles wurde in die Seine geworfen. Die Trümmer schwammen nach St. Cloud, die Niederlage zu bezeugen. — Durch den Besitz der königlichen Schlösser war nun der Sieg des Volkes entschieden, doch der Kampf noch nicht geendet. Die tapfern Soldaten kämpften so lange ihre Kraft und ihr Kriegsbedarf ausreichte. Die in die Häuser geflüchteten Schweizer wurden zum Fenster hinausgestürzt, auch viele der französischen Gardisten wurden ein Opfer ihres hartnäckigen Widerstandes. Doch endlich verbrüderten sich die Linientruppen mit dem Volke. Im Siegestaumel zogen sie Arm in Arm durch die Straßen. Die Bürger nahmen sie in ihre Reihen auf. Nur ein Offizier wurde auf der Stelle erschossen, weil er bis zuletzt Befehl zum Feuern gegeben hatte. Jetzt, um 3 Uhr Nachmittags, wehte die dreifarbige Fahne auf allen Thürmen der Stadt. Der vollkommene Sieg war entschieden, allein theuer erkauft! Es waren wenigstens 2000 Todte und 2300 Verwundete. Die Todten wurden in Höfen und Gärten unter militärischen Ehrenbezeugungen beigesetzt. Die Gräber wurden mit Blumen und Lorbeern bestreut. Der Geistliche der Kirche St. Germain l'Auxerrois in seinem Ornate weihte die Erde. Ein einfaches schwarzes Kreuz wurde darauf gesetzt mit der Inschrift: „Den Franzosen, die für die Freiheit gestorben sind." Auf den Quais nahmen zwei große Gruben an 80 Leichen auf, die hier zwischen 2 Lagen Kalk beerdigt wurden. Einer der Arbeiter erkannte unter den Todten seinen Bruder. Er warf sich unter jammervollem Geschrei auf den Leichnam und schnitt ihm zum Andenken eine blutige Locke vom Haupte. — Am 30. Juli fuhr ein großes Schiff mit schwarzer Fahne die Seine herauf. Es hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Gefallenen aufzunehmen. Auf Tragbahren wurden sie an Bord gebracht. Es fanden sich Weiber, Kinder von 10—12 Jahren und Greise darunter. —

Die geschlagenen Truppen zogen sich nun durch die elyséeischen Felder nach St. Cloud zurück. Hier herrschte die unglaublichste Verwirrung. Die Wagen standen bereit; alle Vorbereitungen

waren getroffen, um bei dem geringsten Anschein von Gefahr den König und die königliche Familie zu retten. Tiefgebeugt kam auch der Herzog von Ragusa an. Der Dauphin, welcher ihm die Niederlage der Truppen zuschrieb, eilte ihm entgegen und versetzte ihm voller Wuth Stöße auf Brust und Kehle. Marmont drohte sich zu vertheidigen. Der Prinz forderte ihm seinen Degen ab. Als ihn Marmont übergiebt, fährt der Dauphin unbedachtsamer Weise in die Schneide und verwundet sich die Hand. Er rief: „Wache, mir zu Hülfe." Man wollte den Herzog durchbohren. Der Prinz verhinderte es jedoch und sagte: „Es ist ein Verräther, doch will ich, daß man ihn schone." Der König bewerkstelligte indessen bald eine Versöhnung. Der Dauphin willigte ein. Er sprach zu Marmont: „Ich habe Unrecht gethan, aber ich bin dafür genügsam bestraft; da sehen Sie meine Hände."

In Paris hatte sich nun unter dem Vorsitze Lafitte's eine provisorische Regierung gebildet, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und dem Ganzen einen leitenden Mittelpunkt zu geben. Dieselbe bestand aus den 5 Deputirten: Lafitte, Casimir Périer, Graf Lobau, Odier und Graf Gérard, welcher Letztere jedoch seiner militärischen Geschäfte wegen die Stelle nicht annahm. Lafayette wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Minister hatten sich nach St. Cloud geflüchtet. Der würdige Semonville wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, um den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Anfangs scheiterten alle Versuche desselben an dem Starrsinn des Königs. Die Minister, namentlich Polignac unterstützten seine Meinung. Doch endlich wich er der Nothwendigkeit und den rührenden Vorstellungen Semonville's; er änderte seine Entschließungen und war bereit die Ordonanzen zurückzunehmen, die Minister zu entlassen und die Kammern auf den 3. August einzuberufen. Eine Deputation, die aus Argout, Semonville und Vitrolles bestand, erschien auf dem Stadthause und erklärte, daß Karl X. die Ordonanzen widerrufen und ein gemäßigtes Ministerium unter dem Herzog Mortemart gebildet habe. Allein jede gütliche Ausgleichung wurde bestimmt zurückgewiesen. Die Unklugheit der Regierung und das geflossene Bürgerblut hatte eine unausfüllbare Kluft zwischen die Bourbons und das Volk

gelegt. Lafayette und die meisten Mitglieder der provisorischen Regierung wollten von einem Vergleiche nichts wissen. Sie betrachteten Karl X. als einen Feind der Freiheit, den die reichen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens nicht klüger gemacht hatten. Das Herz der Nation wandte sich von ihm und seiner Familie ab. Es konnte sich nicht mit einem Könige versöhnen, welcher Bürgerblut in Strömen vergossen, und fern von der Gefahr, seine Bürger gemordet hatte. So wurden denn 2 Proclamationen erlassen, in deren einer den Soldaten Verzeihung geboten wurde, die andere aber die Vertreibung der Bourbons verkündete. In Letzterer hieß es: „Karl X hat aufgehört zu regieren.“ So endete die Herrschaft Karls X.

Vertreibung des Königs und der königlichen Familie. Bei mehr selbstbewußter Kraft im Handeln wäre die Sache des Königs noch keinesweges so verlassen gewesen, wie es den Anschein hatte. 12,000 Mann Infanterie, 600 Reiter und 40 Kanonen standen noch zu seiner Disposition. Allein er verlor das Vertrauen zu sich und seiner Sache, gab sich auf und betrachtete die traurigen Ereignisse als Schickungen und Strafen des Himmels für seine Sünden. Wie das Glück ihm den Rücken wandte, so verließen ihn nun auch noch diejenigen, die sich bislang in dem Scheine des königlichen Glanzes gesonnt hatten. Nur die Soldaten, durch Ehre und Eidschwur an die Fahne gefesselt, an Gehorsam gewöhnt und eine feile Camarilla blieb ihm auch im Unglück treu. Der Dauphin, der, aufgeblasen durch den Zug nach Spanien, sich's in den Kopf gesetzt hatte, ein großer Feldherr zu sein, wollte an der Spitze der Truppen nach Paris marschiren. Der König verweigerte es ihm. Unwillig und kindisch zerbrach er, in sein Zimmer zurückgekehrt, seinen Degen. Die Bewegungen in Paris theilten sich dem Lande mit. Ueberall erhob sich das Volk. Dies trieb Karl X. aus St. Cloud nach Trianon. Der Dauphin blieb noch daselbst zurück. Er versucht es, die Soldaten für die Bourbons zu begeistern. Allein wie konnte ihm dies gelingen, ihm, der, auf seinem Pferde hin- und herschwankend, durch sein fortwährendes Lächeln, welches um seinen Mund spielte, einen traurigen Contrast bildete, mit der Festigkeit und dem männlich kräftigen Ansehn der Soldaten. Lebensmittel waren nicht

aufzutreiben. Der Dauphin verlangte solche von dem Maire. Man gab endlich aus Mitleid und Menschlichkeit, nachdem man sich anfangs geweigert hatte, sie als ihre Feinde zu unterstützen. Der Dauphin dankte persönlich dem Mairen, welcher letztere nicht unterlassen konnte, zu bemerken, daß, hätte Karl X. constitutionell regiert, jene traurige Katastrophe vermieden worden wäre. Bei dieser Bemerkung wandte der Dauphin sein Pferd. Als derselbe einen Soldaten erblickte, dessen Kragen sich oben verschoben hatte, eilt er auf ihn zu und ruft in übelberechneter Heftigkeit ihm zu: „Dein Kragen sitzt nicht ordonnanzmäßig!" Ein Murren lief durch die Glieder. Jeder mochte fühlen, wie es jetzt sich um etwas Anderes als um das Sitzen eines Kragens handele. Der Dauphin eilt jetzt dem Könige nach Trianon nach. Allein auch hier war der König nicht sicher und doch konnte derselbe nur mit so schwerem Herzen Trianon verlassen, woran ihn so viele freundliche Erinnerungen fesselten. Allein feindliche Bewegungen, Kugeln, die sogar in das Gehölz schlugen, trieben ihn weiter nach Rambouillet. Hier fand man nichts für die Aufnahme der königlichen Familie vorbereitet. Um das Nothwendigste sich zu verschaffen, sah Karl X., nunmehr von solcher Höhe zu solcher Tiefe gestürzt, sich genöthigt, sein Silberzeug zu verkaufen. Am 31. Juli langte er in Rambouillet mit seiner Familie an und am nächsten Tage kam auch die Herzogin von Angoulème aus den Bädern von Vichy zurück, wohin, wie man meint, sie geschickt worden sei, um nicht durch ihre warnende Einsprache die von Karl X. beabsichtigten Staatsstreiche zu hemmen. Sie war gerade in Dijon im Theater, als sie die Kunde von den Ereignissen in Paris erhielt. Unter dem Geschrei der Menge mußte sie dasselbe verlassen und entging nur durch eine Verkleidung und durch Anlegung der tricoloren Farben den Gefahren, die ihr auf dem Wege durch das überall erregte Land drohten. Unter einem Thränenstrome fiel sie in die Arme ihres Oheims. Welches Mißgeschick häufte sich auf das Haupt dieser unglücklichen Tochter Ludwig's XVI., die, nachdem sie das blutige Geschick ihrer Eltern sich erfüllen sah, nun auch noch die Entehrung ihres Gatten tragen mußte.

Karl X., dessen Vergleichungsvorschläge nicht angenommen worden waren, trachtete jetzt nur darnach, wenigstens seinem Stamme die Krone zu erhalten. Er zeigte deßhalb in einem Schreiben dem Herzog von Orleans, der jetzt in Paris zu der Würde eines Verwesers des Landes erhoben war, an, daß er für sich und seinen Sohn der Krone entsage, allein zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V. und den Herzog zum Generallieutenant oder Regenten während der Minderjährigkeit des jungen Königs einsetze. Man nahm die Entsagung an, nicht aber die Ernennung und, indem man erkannte, wie so unheilbringend die fernere Nähe der Bourbons für die Ordnung und weitere Gestaltung der Dinge in Paris werden könne, beschloß man ihre Vertreibung aus dem Lande. Eine nach Rambouillet gesandte Commission unter Leitung des Marschall Maison, des Deputirten Schoner und Advocaten Odilon Barrot machte dies dem Könige kund und war bereit für seine und seiner Familie Sicherheit nicht allein einzustehen, sondern auch sie zu geleiten, wohin es ihr zu ziehen beliebe. Karl X. wollte sich nicht eher dazu verstehen, als bis er Antwort vom nunmehrigen Reichsverweser erhalten und ihm eine Rente von 4 Millionen zugesichert worden sei. Die Commission kehrte unverrichteter Sache zurück. Solche Widerspenstigkeit setzte die ganze Pariser Bevölkerung in Allarm. Wie ein elektrischer Funke regte dies zu der heftigsten Bewegung auf. Wie aus einem Munde ertönte es: Auf, nach Rambouillet, nach Rambouillet. Es sammelten sich Anfangs nur 12,000 Menschen, die sich bald zu der Anzahl von 20,000 steigerten, um den Zug zu gewaltsamer Vertreibung der Bourbons zu unternehmen. Eine große Menge Wagen, 7—800, wurden zur Verfügung gestellt, um diesen Riesenzug der Bevölkerung nach Rambouillet zu bringen. Selbst Kanonen, die man unterwegs einem Magazine entnommen hatte, geleiteten den Zug. General Pajol, dem der Oberst Jacqueminot beigegeben war, ordneten das Ganze und mit dieser Menschenmasse vereinigten sich noch viele Roueneser und Havreser, die auf dem Wege nach Paris den dortigen Kämpfern zu Hülfe eilen wollten. Man wollte jetzt an den König die einfache Frage stellen, ob er begleitet oder geführt sein wollte.

Die Regierungscommissarien, welche nochmals an Karl X. geschickt waren, um ihn zur Abreise zu nöthigen, wurden rauh und hart, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit empfangen. Erst als Odilon Barrot, die Drohung, daß 600,000 Mann gegen Rambouillet im Anzuge sein, mit der Bitte, doch nicht ferner französisches Blut durch Bürgerkrieg vergießen zu wollen, vereinigte, beschloß der König abzureisen. Sobald dieser Entschluß des Königs bekannt war, blieb die Masse fern von Rambouillet stehen. Nur 300 Mann waren bis Rambouillet vorgedrungen. Es wurde kein weiterer Unfug verübt, als daß das Volk acht der königlichen Kutschen sich bemächtigte, welche, mit tricoloren Fahnen bedeckt, von Parisern besetzt, nach Paris zurückkehrten. Ihr Rückzug war ein Triumphzug. Im Palais Royal wurden sie mit Jubel empfangen. Es war ein seltsames Schauspiel, diese Staatscarossen, die sonst nur bei feierlichen Gelegenheiten von den Mitgliedern der königlichen Familie benutzt wurden, mit Leuten aus den niedrigsten Ständen angefüllt zu sehen, deren Piken, Bajonette und Säbel aus dem Kutschenschlage herausragten, während Andere auf den Pferden, dem Bocke und dem Verdecke saßen, umgeben von einer jubelnden Menge, welche Freudenschüsse abfeuerten.

Nachdem Karl X. noch die Kronjuwelen ausgeliefert und, da er von Allem entblößt war, ein Reisegeld von 1 Million erhalten hatte, so trat er den 3. August 11 Uhr Abends seine Reise nach Cherbourg an, um von hier aus nach England sich einzuschiffen. Diese Reise des entthronten, nun vertriebenen Königs mußte die innerlichsten Gefühle seine Herzens ergreifen. Sie glich einem Trauerzuge. Immermehr schwanden die Zeichen der königlichen Herrlichkeit. Das den König zuerst noch geleitende Militär wurde in den verschiedenen Stationen allmählig entlassen. Der König, welcher die Offiziere unter Thränen umarmte, sah die Soldaten wehmüthig scheiden. Die Regierungskommissarien, welche stets eine halbe Stunde vorausreisten, geschmückt mit den Nationalfarben, hielten einfach Alles in Ordnung und verschafften der gefallenen Größe Theilnahme, dem Unglücke Achtung. Der König, in tiefe Gedanken versunken, saß still, stumm und in sich gekehrt mit dem Dauphin, der Dauphine mit dem Marschall Maison in dem einen Wagen, während die Herzogin von Berry,

welche, wie sie dies zu thun liebte, Manneskleidung trug, in einem andern ihnen folgte. Oft streichelte sie, wehmüthig ihre Blicke auf ihre Kinder heftend, dem Herzog von Bordeaux die Wangen, weinte bitterlich und schien in das Schicksal ihrer Kinder verloren. Auch die Herzogin von Angoulème gab sich ihrem Schmerze hin, oft in Ausbrüchen der Leidenschaft dem Könige sein unbesonnenes Handeln vorwerfend. Nur der Dauphin schien wenig von dem ihn belastenden Geschicke zu empfinden. Während der König betäubt und von tiefem Schmerze ergriffen, hohläugig, ein Bild des Elends, auf die überall sich hinzudrängende, neugierige Menge sah und ein erzwungenes Lächeln um seine dürren, bleichen Lippen spielte, stellte sich der Dauphin sehr fröhlich, lächelte viel und laut, daß man es auf der Straße hören konnte. Seine blinzelnden Augen sowie sein Mund, der mit der Nase in steter Berührung stand, gaben seiner Physiognomie das Ansehn der Lustigkeit. Es hatte das Ansehen, als wenn er auf eine Jagdparthie ausging. Einen Offizier befragte er, ob es in Paris noch Barrikaden gäbe. Als dieser es verneinte, rief er unter lautem Lachen: „Nun, so haben sie also keine Furcht mehr." — In einem auf dem Wege belegenen Dorfe begab sich die Herzogin v. Angoulème nur von zwei Offizieren begleitet, in die Dorfkirche, um hier, an den Stufen des Altars knieend, ihren Schmerz auszuweinen und ihr Herz mit dem Troste zu erfüllen, den die Welt nicht zu geben vermag. — In Aigle, wo man in das Schloß des Herrn C. einkehrte, entstand große Verlegenheit, indem theils die Zimmer nicht so gelegen waren, wie es die Etikette erforderte, noch auch ein viereckiger Speisetisch vorhanden war. So mußte sich also seit Ludwigs XIV. Zeit zuerst ein König von Frankreich entschließen, an einem runden Tische zu speisen. — Die Kinder schienen meist vergnügt, scherzten und lachten und grüßten die Menge mit Kußhändchen. Ein Landmann brachte dem kleinen Herzog von Bordeaux ein Körbchen mit Aprikosen. Er sagte: „Vous êtes bien aimable. Ihr seid der erste, der mir Obst giebt, seit wir Rambouillet verlassen haben. Wenn ich nach den Tuilerien zurückkomme, will ich meinen Lehrer bitten, Euch zu belohnen. Jetzt habe ich kein Geld, und Mama verließ das Chateau in solcher Eile, daß sie auch keins bei sich hat.« — Auch der Herzog von

Ragusa begleitete den Unglückszug, geschmückt mit seiner prächtigen Marschallsuniform, auf einem mit scharlachsammetner Satteldecke bekleideten Grauschimmel. Er war gebeugt und niedergeschlagen. — So öffnete sich Karl dem X. Cherbourg und das Meer. Die glänzende, dann wieder mit so vielen traurigen Geschicken umwobene Vergangenheit lag hinter ihm! Des schönen Frankreichs Küsten schwanden bald aus seinen Blicken. Er hatte sein Schicksal erfüllt! Er landete auf der Insel Wight, begab sich dann nach Lulworth in Dorsetshire und von da nach dem Schlosse Holyroodhouse in Edinburg. Später ging er über Hamburg und Berlin nach Prag, woselbst er mit seiner Familie den Hradschin bewohnte und hielt sich auch zuweilen in Carlsbad auf. Zuletzt lebte er in Görz, woselbst er 1836 an der Cholera starb. Auch der Herzog von Angoulème ist gestorben.

Genealogie der letzten Bourbons. 1) Ludwig XVI., vermählt mit Marie Antoniette, beide guillotinirt 1793. Ihre Tochter Maria Therese, vermählt mit dem Herzog von Angoulème. Ihr Sohn Ludwig (XVII.) † 1795. 2) Ludwig XVIII. † 1824. 3) Karl X. † 1836. Seine beiden Söhne: a) der Herzog von Angoulème, vermählt mit Marie Therese, b) der Herzog von Berry, vermählt mit Caroline von Neapel. Deren Kinder: a) Marie Louise, b) Heinrich (V.), Herzog von Bordeaux.

Louis Philipp, Generallieutenant des Reichs. Nach der Vertreibung der Bourbons handelte es nun darum, welche Regierungsform Frankreich erhalten sollte. Die verschiedenen Partheien Republikaner, Napoleonisten, welche den Herzog von Reichstadt ersehnten, Royalisten, welche für Heinrich V. stimmten, traten in schroffen Gegensätzen hervor. Der eigentliche Kern der Nation erklärte sich dahin, die monarchische Regierungsform, eingeschränkt durch die Modificationen und vorzunehmenden Reformen der Charte, beizubehalten und dem Herzoge von Orleans Louis Philipp, nach dem Herzog von Bordeaux der legitime Nachfolger, die Krone zu übertragen.

Biographie. Der Vater Louis Philipps war der durch seine Ränke und Machinationen so berüchtigte und 1794 guillotinirte Herzog von Orleans, Egalité beibenannt. Schon als Jüngling

hatte Louis Philipp in der Schlacht bei Jemappes 1792 sich ausgezeichnet und sowohl durch sein freundliches Benehmen gegen seine Soldaten als durch seine strenge Redlichkeit und Pflichttreue sich allgemeines Vertrauen erworben. Auch zog seine äußere Haltung und Gestalt die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich, und Aller Liebe flog schon damals ihm zu, als sich die Nachricht verbreitete, er habe ein in die Loire stürzendes Kind mit kühner Todesverachtung gerettet. Später geächtet, lebte er unter angenommenem Namen in der Schweiz, wohin sich auch seine Mutter und Schwester geflüchtet hatten, und erhielt hier, aller Geldmittel beraubt, eine Anstellung als Lehrer der Geographie und Mathematik an einer Knabenschule in einem Kloster zu Reichenau und unterstützte auf solche Weise seine Familie. Bald jedoch verließ er die Schweiz und wanderte nach Hamburg, setzte von hier nach Schweden hinüber, besuchte selbst das Nordcap und begab sich dann nach Amerika, um dort mit seinen Brüdern zusammenzutreffen. Hier sah er die gewaltigen Wassermassen des Niagara und vertiefte sich aus Lust und Wißbegier in die Wildnisse der amerikanischen Urwaldungen, woselbst er solch ein Behagen an den Wilden und eine solch gastliche Aufnahme fand, daß er länger, als er es sich vorgenommen, bei ihnen verweilte. Von der berühmten Frau v. Genlis erzogen und abgehärtet zu derartigen Strapazen, erfreute er sich einer kräftigen Gesundheit und erfahren in der Wundarzneikunde, die er mit Liebhaberei betrieb, rettete er einst einem Wildeu durch einen schnellen Aderlaß das Leben. Nach Europa zurückgekehrt begab der Herzog sich nach Palermo und vermählte sich mit der Tochter Ferdinand's IV. 1809. Erst 1816 kehrte er nach Frankreich zurück und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit im Kreise seiner Familie zu Neuilly, von woaus er berufen ward, den Thron Frankreichs zu besteigen.

Louis Philipp wurde, wie schon angedeutet, zum Generallieutenant des Reichs ernannt den 30. Juli. Er erließ eine klug abgefaßte Proclamation, worin er nicht allein sich zur Annahme der ihm übertragenen Stelle bereit erklärte, sondern auch andeutete, daß von jetzt an die Charte eine Wahrheit sein solle. Die Deputirtenkammer beschloß auf Anregung Lafitte's insgesammt nach dem Palais Royal zu ziehen, um dem

neuerwählten Oberhaupte ihre Gefühle mitzutheilen und ihm so einen glänzenden Beweis ihrer Achtung zu geben. Der Herzog empfing sie mit der ihm eignen Leutseligkeit und Beredtsamkeit. Wohl fühlend, wie wichtig es sei, seine Popularität durch die der Deputirten zu vermehren, erklärte er, sich sogleich nach dem Stadthause begeben zu wollen, und daß er sich glücklich schätzen werde, von den Deputirten der Nation auf dem Wege dorthin sich umgeben zu sehen. Der Herzog, in Generalsuniform gekleidet, geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion und der dreifarbigen Kokarde stieg zu Pferde. Alle geleiten ihn. Eine unzählige Volksmenge schließt sich an und die Luft ertönt von ihrem Freudengeschrei. Lafayette war auf dem Stadthause. Als der Herzog von Orleans die Stufen desselben hinanstieg, sprach er zu den dort Wache haltenden Nationalgardisten: „Ihr seht, meine Herrn, einen alten Nationalgardisten, der seinen ehemaligen General zu besuchen kommt.“ Als der Herzog nun mit Lafayette Arm in Arm, die Nationalfahne in der Hand tragend, vor die Menge hinaustrat, da wollte der Jubel kein Ende nehmen.

An demselben Tage, den 3. August, an welchem Karl X. die Eröffnung der Kammern anberaumt hatte, wurden dieselben von dem Herzoge von Orleans als Generallieutenant des Reichs eröffnet. Dies geschah nicht im Louvre, sondern in der Deputirtenkammer. Ungeduldig harrte die zahlreich versammelte Menge des Herzogs. Im Saale selbst war der daselbst befindliche Thron von dreifarbigen Nationalfahnen und Wimpeln umweht. Vor dem königlichen Lehnsessel standen 2 sammtbedeckte Sitze für den Herzog von Orleans und den Herzog von Nemours. Die Deputirten in Pairs versammelten sich allmählig, alle in einfacher Kleidung. Als Lafayette einfach bürgerlich gekleidet eintrat, beeilte sich Alles, ihm die Hand zu drücken. Um 1 Uhr verkündete der Donner des Geschützes die Annäherung des Herzogs. In Begleitung seines Sohnes, des Herzogs von Nemours und umgeben von einem zahlreichen Generalstabe, ritt er, von der Nationalgarde ehrenvoll militärisch begrüßt, dem Palaste der Deputirtenkammer zu. Beim Eintritt in den Saal erscholl der Ruf: Es lebe der Herzog von Orleans! Die Herzogin nebst Familie hatte in einer eigends ihr reservirten Tribüne Platz genommen.

Alle frühere Etikette auf die Seite weisend, sagte der Herzog einfach: „Meine Herrn, setzen Sie sich." Seiner einfachen Rede, worin er andeutete, daß er aus vollem Herzen einer freien Regierung zugethan sei und sich gern zu Allem verstehe, was des Volkes Wohl erheische, wurde lebhafter Beifall gezollt. Nachdem derselbe noch die Entsagungsakte Karl's X. und des Dauphins verlesen, zog er durch die dichten Massen des Volks zum Palais royal zurück. Die Herzogin fuhr in einem dreisitzigen, höchst einfachen Wagen. Ihr Herz konnte sich nicht zu den Gefühlen einer ungetrübten Freude erheben. Bislang nur in den beschränkten Kreisen häuslichen Glückes lebend, äußerte sie, daß es nun mit ihrem stillen Glücke ein Ende habe.

Um allen Faktionen und Meinungsdifferenzen ein Ende zu machen, faßte die Mehrheit der Deputirten, begünstigt von dem augenblicklichen Vertrauen der Nation, den raschen Entschluß, dem Herzog von Orleans die Krone anzutragen. Jedoch stellten die Vertreter des Volks durch die Vornahme wesentlicher Veränderungen der Charte sich sicher. Jetzt beschloß die Deputirtenkammer in corpore sich zu dem Herzoge zu begeben, um ihn von der Beschlußnahme der Kammer und demnach von dem Wunsche des Volkes in Kenntniß zu setzen. 4 und 4 im feierlichen Aufzuge, den Präsidenten an der Spitze, nahten sie sich dem Palais royal, woselbst der Herzog im Beisein seiner Familie sie freundlichst empfing. Lafitte las mit lauter wohlklingender Stimme die Erklärung vor, worauf der König mit sichtbarer Rührung folgende Antwort ertheilte: Ich empfange mit tiefer Rührung die mir von Ihnen vorgelegte Erklärung; ich betrachte sie als den Ausdruck des Nationalwillens und sie scheint mir den politischen Grundsätzen, die ich mein Leben hindurch bekannt habe, angemessen. Voll Erinnerungen, die mich immer hatten wünschen lassen, nie zur Besteigung des Throns bestimmt zu sein, von Ehrgeiz entfernt, und an das friedliche Leben, das ich in meiner Familie führte, gewöhnt, kann ich Ihnen nicht alle Gefühle verbergen, die mein Herz bei dieser großen Lage ergreifen; es giebt aber eins, das sie alle beherrscht, nämlich die Liebe zu meinem Vaterlande; ich fühle, was sie mir vorschreibt, und ich werde es thun." — Hierauf ertönte nicht nur der Palast, sondern ganz Paris von dem Freudenrufe: „Es lebe der

König, es lebe die Königin, (einen Ruf, den man seit langen Jahren zum ersten Mal wieder vernahm) es lebe die königliche Familie! Der Enthusiasmus stieg aber erst dann auf den höchsten Punkt, als der neue Regent mit dem greisen, ehrwürdigen Veteran der Sache der Freiheit, Lafayette, an der Hand auf dem Balkon des Palais royal erschien. Der General ergriff, hingerissen von dem allgemeinen Jubel, die beiden Hände seines neuen Fürsten, und rief begeistert aus: Wir haben Treffliches gethan; Sie sind ein Fürst, wie wir ihn brauchen; das ist die beste Republik!

Louis Philipp's Thronbesteigung
den 9. August 1830.

Der 9. August war der Tag, an welchem der Herzog von Orleans den Thron von Frankreich bestieg. Schon um 8 Uhr Morgens umlagerte eine große Menschenmasse den Palast der Deputirtenkammer, indem sich die Pairs und die Abgeordneten Frankreichs versammeln sollten, um die Eidesleistung des Herzogs zu empfangen. Am Mittag wurden die Pforten geöffnet und schnell waren alle Tribünen von einer glänzenden Versammlung erfüllt. An der Stelle der Rednerbühne erblickte man eine Erhöhung, auf welcher unter reichem Purpurbaldachin der Thron sich erhob. Zur Rechten und Linken desselben waren 4 große dreifarbige Fahnen entfaltet, alle Lilien aber, mit denen die sammtnen Draperien übersäet waren, waren verschwunden. Auf einer Tafel zur Rechten des Throns lagen auf purpurnen Kissen die Attentate der königlichen Gewalt, die Krone, der Scepter, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit! Auf der Bank, auf der in den Sitzungen der Kammer die Minister sitzen, dem Throne gegenüber, bemerkte man die mit rothseidenen Draperien behängten Plätze der beiden Präsidenten der Kammern, der Herren v. Pasquier und Casimir Périer. Der ganze Raum rings umher war gefüllt und ungefähr 100 Pairs und 300 Deputirte gegenwärtig. Sämmtliche Pairs und Deputirte trugen einfache schwarze Kleidung und keine andere Dekoration als das Band der Ehrenlegion. Um ¼ auf 3 Uhr eröffnete sich eine reservirte Tribune, und es erschien die nunmehrige Königin, früher Herzogin von Orleans, an ihrer Seite Mademoi-

selle d'Orleans, Schwester des Königs, und umgeben von ihren 3 Prinzessinnen Töchtern und ihren beiden jüngeren Söhnen, den Prinzen v. Joinville und dem Herzog v. Aumale. Der Letztere, damals ungefähr 8 Jahre alt, blieb neben seiner erlauchten Mutter stehen. Der jüngste Sohn, der Herzog v. Montpensier, damals erst 6 Jahre alt, war allein abwesend. Die Prinzessinnen Töchter trugen einfache weiße Kleider, die Prinzen hellblaue Fracks. Nicht ein Ruf ließ sich vernehmen, alle Blicke richteten sich mit achtungsvoller Neugier nach der Tribune. Die Prinzessin, dieses Stillschweigen verstehend, grüßte mehre Male mit jener einfachen Grazie und Hoheit, die einen trefflichen Dichter von ihr sagen ließen, sie sei die erste Großdame von Europa. Um halb 3 Uhr verkündete Kanonendonner und die Töne der Musik der Nationalgarde, die die Marseillaise und la Victoire est à nous spielte, vor Allem aber der Freuderuf des Volks, das Nahen des Herzogs, der zu Pferde ankam, zwischen seinen beiden ältesten Söhnen, den Herzögen v. Chartres und v. Nemours. Er erscheint im Saale, blos von wenigen Offizieren begleitet. Ihm voraus treten die 4 Marschälle von Frankreich: Oudinot, Mortier, Macdonald und Molitor. Wiederholter Ruf: Es lebe der Herzog v. Orleans! Er steigt langsam und ernst die Stufen des Thrones hinan und setzt sich auf den Stuhl vor demselben, umgeben von seinen Söhnen, den Marschällen und Ministern. Er bedeckt sich und ladet die Versammlung ein, sich zu setzen. — Darauf spricht der Herzog: „Meine Herren Pairs, meine Herrn Deputirten: Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Erklärung der Kammern der Deputirten sowie der Pairs gelesen. Ich habe alle Ausdrücke derselben erwogen und überdacht. Ich nehme ohne Beschränkung oder Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen an, welche diese Erklärung einschließt und den Titel eines Königs der Franzosen, den sie mir überträgt. Ich bin bereit, deren Beobachtung zu beschwören. Der Herzog erhebt sich mit seinen 3 Söhnen. Desgleichen thun alle Pairs und Deputirte. Herr Dupdon de l'Eure, die Funktionen des Siegelbewahrrrs erfüllend, legt die Eidesformel in die Hand des Herzogs, der das Haupt entblößt und unter tiefer Stille mit fester Stimme und erhobener Hand die Worte

des Eides spricht: In Gegenwart Gottes schwöre ich, die constitutionelle Charte mit den in der Erklärung ausgedrückten Modificationen getreulich zu beachten; nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren; gutes und genaues Recht zu sprechen, jedem wie ihm gebührt, und in allen Dingen nichts vor Augen zu haben, als das Interesse, das Wohl und den Ruhm des französischen Volks. Da ertönte von allen Seiten der Ruf: Es lebe der König! Es lebe Louis Philipp! Es lebe der König der Franzosen! Die Marschälle von Frankreich nehmen die königlichen Attribute und überreichen sie Sr. Majestät. Herr Dupont übergiebt dem Könige die Feder, der sie ergreift und unterzeichnet. Nun wird der Sessel, auf welchem bisher der Herzog saß, weggenommen und der Herzog besteigt als **Louis Philipp I. den Thron.** So endete diese für Frankreich so höchst bedeutungsvolle, einflußreiche Handlung!

Der König nahm nun den Titel Louis Philipp I., König der Franzosen an. Neben seinem Hauswappen behielt er auch die dreifarbige Nationalfahne bei. Der älteste Prinz nahm den Namen Herzog von Orleans, die Töchter Prinzessinnen von Orleans an. Der Titel Dauphin wurde durch Kronprinz ersetzt. Der König blieb im Palais Royal und behielt seine einfache Umgebung bei. Es schien dem Könige Ernst zu sein, seinen Thron mit republikanischen Formen zu umgeben. Er wollte nur der Präsident des monarchischen Staats sein. Seine Civilliste war sehr mäßig gestellt und gern willigte er in die dem Volkswohl entsprechenden Reformen. Es hieß von ihm: „Den Tag über sieht man den König nicht oft; er arbeitet mit seinen Ministern und arbeitet wirklich; gegen 6 Uhr Abends spielen Musikcorps, Bürger und Linie abwechselnd, im Hofe des Palais Royal Märsche und Nationallieder, besonders die Marseillaise und Mehres aus Rossini's Wilhelm Tell; das Volk begleitet mit Castagnetten, Gesang und Händeklatschen; die losen Buben klettern bis unter die Fenster Sr. Majestät, die kleinen Prinzen zeigen sich in halber Uniform und spielen mit Gewehrchen, und um 7 Uhr kommt der König auf den Balkon, immer im braunen Frack. Das Volk jubelt, schreit Vivat und schwenkt die Hüte und Mützen, der König grüßt und sieht vergnügt aus, schlägt den Takt zur Marseillaise;

nun umringt ihn seine Familie, man bringt der Königin, der königlichen Familie ein Lebehoch und der Balkon füllt sich mit Höflingen von neuem Schlage. Studenten sprechen unaufgefordert mit der Königin. Ein Mann unterhält sich mit der Schwester des Königs und hat den Hut auf dem Kopfe. Als ob nicht Ludwig XIV. bei Nacht und Regen den Hut in der Hand gehalten hätte, wenn er eine Dame begleitete."

Jetzt beschworen auch die Pairs- (den 10. August) und die Deputirtenkammer (den 11. August) die Charte. Wer den Eid nicht leistete, verlor seine Stelle. Ueberall in den Provinzen wurde der neue Zustand der Dinge frohlockend anerkannt. In Nimes indessen brachen Unruhen aus, weil die katholische Bevölkerung glaubte, daß durch den Sturz der Bourbons der Katholicismus gefährdet sei. Die Aufregung wurde durch die beiden Prediger der katholischen und protestantischen Partei, die sich vor dem Volke, Eintracht predigend, öffentlich umarmten, beschwichtigt. Auch der größte Theil der Geistlichkeit erließ liberale Hirtenbriefe, während freilich ein Theil derselben, den Jesuiten zugethan, Verbindungen mit Holyrood-house unterhielten. Die auswärtigen Mächte nahmen keinen Anstand, die neue Regierung anzuerkennen, zumal sie die heiligsten Versicherungen gab, daß sie den allgemeinen Frieden auf keine Weise stören werde. Ein zu London gehaltener Congreß der fünf Großmächte, zu welchem der Erzvater der Diplomatie Talleyrand gesandt wurde, drückt dem befreundeten Verhältnisse Frankreichs mit den übrigen Staaten das Siegel auf und schaffte dem französischen System Achtung. Die Napoleoniden blieben nach wie vor von Frankreichs Boden verbannt und sonstige zeitgemäße Reformen wurden vorgenommen.

Frankreich nach der Julirevolution.
(1830—1848 excl.)

Es würde den Umfang dieses Buches überschreiten, so wie der ursprünglichen Idee des Verfassers widerstreben, wollten wir die Geschicke Frankreichs, die sich jetzt in der Person des erwählten Oberhauptes verkörperten, in detaillirter Darstellung dem Leser vorhalten. Doch diene Folgendes als leitender Faden: Louis Philipp

glaubte, daß nach den Gesetzen einer legitimen Nachfolge der erledigte Thron ihm gebühre; während die Ansicht des Volkes sich dahin erklärte, daß der König denselben aus der Hand des Volkes als ein Geschenk erhalten habe und sich somit der Hoffnung hingab, daß er alle schon lang gefühlten Bedürfnisse und Einzwängungen eines so gern sich frei bewegenden Volkslebens befriedigen, ihnen abhelfen werde. Dies stand wie in keines Menschen, so auch nicht in seiner Gewalt, lag aber auch nicht in seiner Ueberzeugung. Eine absolute Monarchie, anfangs anzubahnen, später zu verwirklichen war das Zauberbild, was in den Tiefen seiner Seele liegend, alle seine Regentenhandlungen zur Folie diente. Die Fesseln der Revolution mußten abgestreift werden, um dem Staate das volle Glück und segensreiches Gedeihn zu geben. Dies war sein Princip; darin meinte er es ehrlich; er liebte in Wahrheit sein Land und wußte klug das Steuerruder zu handhaben, um solchen Staatszweck zu erreichen. Doch stürzte ihn die Idee des Zeitgeistes. Als Einzelner konnte er seine Ideen nicht gegen den ankämpfenden Wogendrang der Masse durchbringen, da eben der Einzelne stets der Masse unterliegt. Accommodation war der Weg, den er zur Erreichung seines Staatszweckes einschlug. Weise und diplomatisch fein gebildet, mit hohem Verstande versehen, beachtete er die Umstände und stets lavirend zwischen Ansichten, Meinungen und Parteien suchte er sich zu halten, die Ruhe nach innen und außen zu fördern, den Frieden Europa's zu bewahren. Den Zeitumständen gehorchend, sie belauschend und mit feiner Kunst dieselben vorfühlend, suchte er sich nach dem Winde der Meinung zu richten, ohne jedoch seine ursprüngliche Ansicht aufzugeben, im Gegentheil dieselbe nach seinen Ideen zu gängeln und seinen Ansichten förderlich zu machen. Diese seine Schaukelpolitik, wo er wie ein geschickter Lootse die Untiefen und Klippen möglichst vermied, ist das bekannte Prinzip des Juste Milieu, welches durch anfängliche loyale Bürgerfreundlichkeit, die sich in seinem ersten Ministerium aussprach, sich anbahnte. Casimir Périer, jener gewandte, streng charakterfeste Diplomat, lenkte zuerst in diese Bahn ein. Der König selbst stand, stets seine Idee festhaltend, sicher und kühn am Ruder und wechselten auch die Persönlichkeiten der Minister, sein System schwankte nicht. Da indessen

seinen innerlichsten Gefühlen einer Beschränkung der königlichen Macht durch die Charte, also auch die Grundprincipien der Julirevolution, überhaupt die Republikaner zuwider waren, so erhoben sich Parteien und Gegensätze aller Art, die aber meist durch seine Gewandtheit und seinen hellen Blick zu seinen Gunsten niedergeschmettert wurden. Nur zu bald erkannten die Republikaner, die in ihm nur gleichsam einen Präsidenten einer Republik sich gedacht hatten, daß sie sich leeren Täuschungen hingegeben. Er entfernte und entfremdete sich immer mehr und mehr dem liberalen Elemente, verabschiedete die Repräsentanten freisinniger Ideen, einen Lafitte, Lafayette, Odilon Barrot, Dupon de l'Eure aus seiner Nähe und sah er sich gleich durch Umstände gezwungen, das Ruder einige Mal in die Hand des freisinnigen Thiers zu legen, so geschah dies doch nur widerstrebend und stets in dem Gedanken, sich baldmöglichst wieder seiner zu entledigen. Das Princip Louis Philipps brach meist mit Thiers, denn der König wollte eigenmächtig und selbstbewußt herrschen, sich nicht von seinen Ministern leiten lassen. Da Thiers indessen vermeinte, den König beherrschen zu können, so entstand stets ein Conflict der Meinung, deren Opfer Thiers wurde. Gegen das königliche Princip erhoben sich Volksfreunde und die Democratie. Viele Aufstände, die oft blutig unterdrückt wurden, waren davon die Folge. Attentate bedrohten das Leben des Königs. Nur gar zu klar konnte man den silbernen Faden, der durch seine Politik sich hindurchzog, an dem Prozeß der eingezogenen Minister Karl's X. erkennen. Dieselben, verantwortlich für des Königs Handlungen, für den durch Karl X. herbeigeführten Treuebruch der Charte, waren nicht allein in seinen Sturz verwickelt, sondern erregten auch als Hochverräther, die die Vernichtung der durch die Charte vorgeschriebenen constitutionellen Formen herbeizuführen beabsichtigten, den glühendsten Volkshaß. Sie hatten sich demselben durch die Flucht zu entziehen gewußt und während drei derselben glücklich entkamen, so wurde doch der Graf Peyronnet, als er unter Verkleidung und dem Namen eines reisenden Kaufmanns durch Tours passirte, daselbst erkannt und verhaftet. Ebenso dort Herr von Chantelauze und Guernon de Ranville. Der Fürst Polignac, dessen Verhaftung das Volk am meisten wünschte,

war im Gefolge Karl's X. als Bedienter verkleidet, entkommen. Doch aus Furcht bei der Einschiffung in Cherbourg erkannt und und von den erbitterten Garden, die in ihm den Urheber alles Unheils sahen, arretirt zu werden, begab er sich mit der Marquise St. Fargeau nach Granville, um von hier aus nach England heimlich sich einzuschiffen. Polignac war in ärmlicher Kleidung in eine elende Schenke eingekehrt und da die Marquise die Unvorsichtigkeit beging, ihn daselbst mehrmals zu besuchen und in auffallender Geheimthuerei sich mit ihm zu besprechen, so führte dies seine Entdeckung und sofortige Verhaftung herbei. Das über ihn so sehr erbitterte Volk rief wüthend: „Zur Guillotine!" Man versuchte den Kerker zu stürmen. Die aufgestellten Nationalgarden indessen retteten ihn und er wurde ebenso wie die übrigen eingefangenen Minister nach Vincennes gebracht. Sie wurden des Hochverraths angeklagt. Ihre Schuld war erwiesen. Sie hatten dreifach die Verfassung verletzt, durch Wahlumtriebe, durch Unterzeichnung der Ordonnanzen und durch ungesetzliches Blutvergießen. Es handelte sich nun nur um die Strafe. Nach dem Gesetze hatten sie die Todesstrafe verdient und dieselbe wurde auch beantragt. Konnte Louis Philipp dieselbe an Männern vollziehen lassen, die ganz eigentlich in seinem Geiste, nach seiner individuellen Ueberzeugung gehandelt, die aufs kräftigste den Versuch gewagt hatten, die Revolution zu bändigen und zu zügeln? Dies durfte nicht geschehen! Konnte er aber sie frei ausgehen lassen? Auch dies nicht, wenn er nicht den Strom der Volkswuth auf sich als einverstanden mit ihren Ideen ablenken wollte. So mußten sie also bestraft werden. Sie wurden mit Verlust aller ihrer bürgerlichen Ehren und Würden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und nach Ham abgeführt, indessen später nach sechsjähriger Gefangenschaft begnadigt. Des Königs Politik wurde offenbar und lag klar zu Tage. — Die Legitimisten, welche sich in Karlisten und Henricinquisten, nach dem jungen Herzog von Bordeaux, Heinrich V. also benannt, theilten, schienen ihre Hoffnungen auf Rückkehr der Bourbons keineswegs aufgegeben zu haben. Namentlich waren das westliche Frankreich, besonders die Vendée und der Süden der Sache derselben zugethan. In Hoffnung darauf versuchte die Herzogin von

Berry eine Landung, um durch ihre persönliche Erscheinung die Sache ihres Sohnes kräftig zu fördern. —

Landung der Herzogin v. Berry. Gefangennahme derselben den 5. November 1832. Die Herzogin v. Berry konnte bei ihrem romantisch südlichen Charakter sich nicht von der Idee befreien, ihren Sohn als Souverain auf dem Throne und sich als Regentin während seiner Minderjährigkeit zu sehen. Sie suchte zur Ausführung ihres Planes bei der englischen Regierung um Unterstützung nach. Da ihr dieses jedoch fehlschlug, machte sie sich mit dem Erlöse ihrer Edelsteine auf den Weg. Große Summen wurden ihren geheimen Agenten zur Verfügung gestellt, um ihre Anhänger zu bearbeiten. Sie ging nach Italien. Auf dem Dampfschiffe Carlo Alberto schiffte sie sich in Livorno ein. Der Marschall Bourmont begleitete sie, ebenso dessen Sohn und einige Andere. Beim Erscheinen des Dampfboots auf der Höhe von Marseille sollte der beabsichtigte carlistische Aufstand losbrechen. Man ließ Heinrich V. leben und zog die weiße Fahne auf. Die indessen von der Regierung getroffenen Vorkehrungen dämpften die Bewegungen und verhinderten die Landung. Die Herzogin mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Bei einer an einer andern Stelle bewerkstelligten Landung hieß es, die Herzogin sei ergriffen worden. Bald indeß nahm man dies zurück, angebend, es sei eine andere Person gewesen. Man glaubte allgemein, die Regierung habe die Herzogin entkommen lassen unter der Bedingung, von ihren Umtrieben abzustehen. Louis Philipp's politische Ansichten lassen dies sehr wohl als glaubwürdig erscheinen. Doch finden wir sie bald wieder im Süden, in verhüllender Verkleidung, ihr Gesicht mit einem grünen Schleier bedeckt. Sie gelangte in die Vendée. Die Aufstände der Chouans wurden durch blutige Kämpfe bewältigt. General Solignac führte die Truppen. Die Herzogin kam, immer umlauert von ihren Verfolgern, in die Umgegend von Nantes, oft als Hirtin, Schäfer- oder Müllerbursche verkleidet, einmal sogar in einem Heusacke versteckt, von einem kräftigen Ochsenhirten auf den Schultern getragen. Des gefährlichen Herumirrens müde beschloß sie in Nantes sich zu verbergen. Eine Localität wurde zu ihrer Verfügung gestellt. Geheime Agenten der Polizei erkundeten ihre Anwesenheit, kannten auch das

Haus, in welchem sie, wie man wußte, am 6. November speisen sollte. Alle Aus- und Eingänge wurden bewacht. Die auf dem Cours versammelten Truppen erhielten Ordre zu marschiren. Man kommt vor das Haus und findet es verschlossen. Man läutet. Eingelassen wird nun der Speisesaal untersucht. Man fand das Zimmer mit Lilien und sonstigen Insignien geschmückt. Ein treffliches Diner stand bereit. Ein mit sympathetischer Dinte geschriebener Brief verräth die Herzogin. Es ist nur zu gewiß, sie muß in der Nähe sein. Nichts bleibt ununtersucht. Man stellt die ganze Nacht Nachforschungen an. Alles vergeblich. Ein entdeckter Schlupfwinkel mit einer offenen Fallthüre konnte, dies erkannte man, nicht zu ihrer Flucht gedient haben. Man sprach von unterirdischen Gängen, wodurch das Haus mit den Nebenhäusern in Verbindung stände. Alle angestellten Nachforschungen gaben kein Resultat. In den Kaminen wurde Feuer gemacht, besonders in dem einen, denn es war empfindlich kalt, ein sehr starkes. Es war vor dem Behältnisse, worin die Herzogin mit noch 3 andern Personen sich befand. Dem Ersticken nahe, vernahm man einige unfreiwillige Bewegungen. Dies führte auf die Entdeckung, nachdem man 20 Stunden ununterbrochen gesucht. Von der furchtbarsten Gluth bis aufs Aeußerste getrieben, öffnete sich endlich der Verschlag. In dem traurigsten Zustande, von Kohlendunst geschwärzt, traten die Herzogin und dann die Uebrigen hervor. Allgemeines Erstaunen und schlecht verhaltenes Lächeln erregte diese Scene. Die Herzogin gab sich zu erkennen und ergab sich. Sie wurde arretirt den 7. November. Im Augenblicke ihrer Gefangennahme sagte sie, sie nebst ihren Gefährten habe seit 36 Stunden nichts gegessen. Man beeilte sich ihr ein Mahl zu serviren, welches sie mit gutem Appetite verzehrte. Ihr Verräther war ihr Liebhaber, Gonzaga Deutz, früher Jude, später zur katholischen Religion übergetreten. Er scheint sie aus Eifersucht verrathen zu haben. Deutz war 31 Jahr alt. Die Herzogin wurde nach dem festen Schlosse Blaye gebracht. Hier genas sie eines Töchterleins. Sie offenbarte nun ihre, wie sie sagte, vorlängst stattgehabte Vermählung mit einem italienischen Principe Lucchesi Palli. Dieses Ereigniß entzog ihr alle Achtung und Theilnahme. Die anfangs ernstlich scheinende Bewegung löſ'te

sich in eine Comödie auf. Marie Caroline hatte sofort aufgehört, Regentin Frankreichs zu sein, selbst auch für den Fall des Gelingens. Sie hatte ihren politischen Charakter und Einfluß als Mutter und Vormünderin des Herzogs von Bordeaux verloren. Bald wurde sie freigelassen und ging nach Neapel und es kam eine oberflächliche Aussöhnung zu Leoben, woselbst sie mit Karl X., der Herzogin von Angoulême zusammenkam, zu Stande.

Es schien, als wenn die Sonne des Glücks den neuerrichteten Julithron in diesem Jahr umleuchte. Nachdem auch noch die Republikaner eine entschiedene Niedelage erlitten hatten, starb auch der Herzog von Reichstadt, Napoleon's Sohn und befreite so den König von seinem gefährlichsten Nebenbuhler.

Tod des Herzogs von Reichstadt, den 22. Juli 1832. 1811 geboren erhielt derselbe den bedeutungsvollen Namen eines Königs von Rom, worin schon die Andeutung der Wiederherstellung eines Reiches lag, welches einst den Erdkreis in sich schloß. 7 Könige umstanden als Vasallen seine Wiege und huldigten dem jüngst gebornen Sprößling eines gewaltigen Vaters, dessen Ruhm und Macht zu erben er berufen war. Ein früher Tod entzog den Sohn des auf den Gluthfelsen St. Helena's Verbannten seinem irdischen Laufe, einem Leben, auf welches die Enthusiasten eines Kaiserreichs hoffend sahen und welches vielleicht bei längerer Dauer ein großes Gewicht in die Wagschale der Völkergeschicke gelegt hätte. Er liefert den Beweis, wie oft so kurzsichtig die Berechnungen der Menschen in ihren Entwürfen und Plänen sind und wie der Lenker aller Geschicke nach seinem weisen Willen in vorgefaßter Bestimmung es sich vorbehält, dem Wege des Menschen die seiner Weisheit zusagende Weisung zu geben! Ein feierliches Todtenamt wurde dem hoffnungsvollen, volksbeliebten 21jährigen Jüngling gehalten, tiefbetrauert von Allen, die seinen vielbegabten Geist, seine schönen Anlagen kannten. Wie ein electrischer Schlag traf diese Nachricht Frankreich, in dessen Schooße noch stets der Kriegsruhm Napoleon's, der den Nationalruhm des Volkes so hoch gehoben hatte, lebte und durch Generationen leben wird. —

Casimir Périer † den 16. Mai 1832. Casimir Périer erlag der 1832 in Paris grassirenden Cholera. Louis Philipp

verlor in ihm das festeste Bollwerk und die kräftigste Stütze seiner Staatsgewalt, in Staatsansichten sein zweites Ich, wenngleich er diesen diplomatischen Doppelgänger persönlich nicht liebte. Périer wollte um jeden Preis die Ordnung, die Ruhe und den Frieden des Landes durch die Charte. Ohne sie war nach seiner Meinung ein Gedeihen und sittliche Gestaltung des Staatsgebildes nicht möglich. Sie sind, was Regen und Sonnenschein den Pflanzen. Er war glühender Vertheidiger, so lange sich die Staatsgewalt bedrückend zeigte, allein ein würdiger Vorfechter, als der Sturm revolutionärer Aufstände dieselbe zur Untergrabung der Freiheit mißbrauchen wollte. Er war einer der berühmtesten Staatsmänner der neuesten Zeit, ein Vertreter des Juste Milieu. — Zu Grenoble 1777 geboren, Sohn eines dortigen Kaufmanns, durchlief er die militärische, mercantilischen und später politische Carrière und wurde nach der Revolution Präsident der Kammer und dann Premierminister. Louis Philipp stellte ihn an die Spitze der Verwaltung, weil zu dieser Zeit er eines festen und entschlossenen Mannes bedurfte. Périer lenkte das Staatsschiff mit geschickter, fester Hand. Mühsam war es, dasselbe durch die Wogen und Brandungen zu führen. Er führt es aus; allein seine Kraft erlag. Die Macht der entzügelten Leidenschaften vermochte er selbst bei dem besten Willen nicht zu lähmen. Die Uhr seines Wirkens und somit seines Lebens stand still. Die Cholera raffte ihn hin. Den 1. April 1832 begab er sich nämlich mit dem Kronprinzen in das Hôtel Dieu, um sich von der Zweckmäßigkeit der für die Cholerakranken getroffenen Anstalten zu überzeugen. Beide blieben daselbst 1 Stunde. Der durch leidenschaftliche Erregung so reizbare Périer wurde von der Seuche angesteckt. Die Aerzte hielten ihn noch einige Wochen hin. Lang und grausam war sein Todeskampf. Vom Wahnsinn ergriffen, verschied er unter entsetzlichen Qualen, den 16 Mai. Auch seine Feinde ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Ein prachtvoller Leichenzug geleitete ihn den 19 Mai zu Grabe. — Die wichtigsten Handlungen seiner Verwaltung waren: die Unterdrückung eines Arbeiteraufstandes in Lyon, die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie, die Errichtung Belgien's zu einem unabhängigen Königreiche und die in großer Kühnheit ausgeführte Besetzung

Ancona's, zur Sicherung der französischen Interessen in Italien und Griechenland. In Paris unterdrückt er den während der Cholerazeit entstandenen republikanischen Aufstand.

Arbeiteraufstand in Lyon den 17. November 1831. Die durch die Zeitumstände verarmten Seidenarbeiter in Lyon ahmten das Beispiel der englischen Fabrikarbeiter nach und empörten sich zur Erlangung höheren Arbeitslohns gegen ihre Fabrikherren. Nachdem sie in der Umgegend Lyon's manche Gewaltschritte begangen hatten, zogen sie unter Geschrei und Drohungen gegen Person und Eigenthum heran. Begütigendes Zureden vermochte nicht, sie zu zerstreuen; man mußte zur Gewalt seine Zuflucht nehmen. Die Ruhestörer wurden zurückgedrängt und die Truppen blieben auf allen Punkten Meister. Ein junger Hutmacher befehligte die Arbeiter, hielt dieselbe in musterhafter Ordnung und führte sie gegen die Linientruppen, welche von General Roguet befehligt wurden. 200 Verwundete kamen in die Hospitäler. Jedoch bewilligte man die dringendsten Forderungen. Von Seiten des Hofes wurden zur Abhülfe momentaner Noth großartige Bestellungen gemacht. Marschall Soult und der Kronprinz gingen nach Lyon, um theils durch Drohungen, theils durch Besänftigungen des Aufruhrs Flammen zu ersticken. Dies gelang auch vollkommen, wenngleich an eine gründliche Heilung der Noth nicht zu denken war. Die Arbeiter, die nicht im Stande sind, mit den Bergischen und Schweizer Seidenfabriken zu concuriren, leiden entsetzlich. Die bitterste Armuth ist ihr Loos. Im eigentlichsten Sinn des Worts kamen Viele vor Hunger um und fielen todt auf der Straße nieder. Der Reisende traf nur Bettler auf seinem Wege.

Republikanischer Aufstand während der Cholerazeit den 27. Mai 1832. – Die Cholera, welche gewissermaßen aus England nach Paris herübergesprungen war, verbreitete daselbst überall Lähmung, Betäubung und Schrecken. Sie richtete in einer Stadt, wo namentlich die niederen Klassen oft in größter Unreinlichkeit und Unsittlichkeit, oft auch dem tiefsten Elende, der bittersten Noth hingegeben, leben, wo die Luft durch mephitische Ausdünstungen verpestet und oft Seitens der Regierung wenig geschah, um derartigen Uebelständen abzuhelfen, großartige Verheerungen an. Allein auch hier wie überall trieb der Aberglaube und Argwohn

sein Spiel. Man glaubte nicht an das Vorhandensein der Cholera und gab der Regierung Schuld, daß sie das Volk, um dasselbe zu vermindern, theils um dasselbe von politischen Fragen fern zu halten, vergiften wolle. Die aufgeregte Menge steigerte sich zur entsetzlichsten Wuth. Wer irgend Vorkehrungen oder Sicherheitsmaßregeln ergriff, wurde von dem erbitterten Volke fast zerrissen. Die Brunnen sollten vergiftet, das Fleisch mit Gift bestreut sein und was derartige unsinnige Gerüchte mehr waren. Es führte dies zu beklagenswerthen Excessen. Allerdings gereicht es der Regierung zum Vorwurf, nicht zweckdienlichere Mittel ergriffen zu haben. Viele Notabilitäten wurden davon befallen (Périer). Die Deputirten vergaßen ihre Mandate und machten sich aus dem Staube. Die Kammer wurde leer und den 21. April aufgelöst. Endlich schwand die Krankheit, und mit ihr der Wahn des Volkes. Es war Périer's letztes Verdienst, diesen auftauchenden Bewegungen Einhalt zu thun.

Das nunmehr eintretende Ministerium Soult intervenirt zu Gunsten Belgiens und eroberte Antwerpen (vgl. Belgien).

Erster Mordversuch gegen den König den 19. Novbr. 1832. Als Louis Philipp den 19. November die Kammern wieder eröffnen wollte, fiel ein Schuß, der jedoch Niemanden verletzte. Der Mörder stürzte sich durch die Menge. Ein junges Mädchen, Adele Boury, hielt ihn am Arm fest. Er riß sich jedoch los und entkam. Vielfältige Nachforschungen haben indessen auf keine Spur geführt. 12 Kugeln wurden eingeliefert, so daß der Minister keine mehr annehmen wollte. Man hielt das Ganze für ein von der Regierung künstlich herbeigeführtes Mittel, um dem Könige Volksbeliebtheit zu verschaffen und in Freude über die geschehene Rettung ganz Frankreich zu den Füßen des vielgeliebten Herrschers zu werfen. Gleich nach dem Schusse war der König ruhig weggeritten und eröffnete gefaßt die Kammer mit der Thronrede, die von Ruhmredigkeit über die glücklichen Erfolge seiner Regierung strotzte.

Blutige Emeuten der Republikaner zu Lyon und Paris den 6. April und 12. April 1834. Die Veranlassung zu solchen bedauerlichen, die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdenden Aufständen war die Annahme des Gesetzes gegen die Associationen.

Die ersten Ausbrüche des Zorns und des Unwillens erfolgten in Lyon, erst später in Paris. In heftigen Protestationen machte man sich Luft. Bei der Beerdigung eines Seidenwebers in Lyon, dessen Leichenzug wohl 2000 Menschen begleitet hatten, hörte man plötzlich den Ruf: A bas le gouvernement, à bas le roi, vive la République! Aus übelverstandener Schonung wollte die Regierung Anfangs gegen die sich anhäufenden Massen nichts Energisches unternehmen. Diese, es der Regierung als Feigheit auslegend, entwickeln nun zur Förderung ihrer Zwecke um so größeren Eifer, welcher das Einschreiten des Militärs endlich nothwendig macht. Der Procurator des Königs wurde angefallen und wäre sicher als Opfer der Volkswuth gefallen, wenn nicht einige Gemäßigte seine Person gegen die Wüthenden geschützt hätten. Den Gensdarmen riß man schonungslos die Decorationen und Kleider ab, stieß und verwundete sie und erfüllte die Luft mit entsetzlichen Drohungen. General Aimand sandte nach Verstärkungen; doch ehe diese erschienen, mußte er mit den Arbeitern einen blutigen Straßenkampf bestehen. Aufgeworfene Barricaden behinderten die Operationen des Militärs. Jedes Haus wurde ein Kampfplatz. Die Arbeiter schlugen sich kühn und tapfer. Die Nacht brach ein, hell und blutig erleuchtet von den Flammen der Wohnungen. Bomben und Kugeln flogen in die Vorstädte. Ueberall zeigten sich Feuersbrünste. Die Meuterer suchten den Aufstand auf die Umgegend auszudehnen. Dieses mißlang. Die von Paris erwarteten Truppenverstärkungen trafen ein. Jetzt wurde der Aufstand erstickt und Ordnung, welche über die Empörung gesiegt hatte, stellte sich wieder ein.

In Paris verbreitete die Nachricht von dem Lyonner Aufstande Seitens der Regierung Furcht und Schrecken. Man dachte an eine durchgreifende Bewegung der vereinten Republikaner. Gleiches Gebahren derselben erheischten ähnliche Maßregeln. Auch hier kostete die Erstürmung der Barricaden viel Blut. General Bugeaud traf zweckdienliche Veranstaltungen zur Bewältigung der Meuterei. Zwei Tage dauerte der Kampf. Viele Insurgenten fanden den Tod. Die Herzöge von Orleans und Nemours erschienen auf den Straßen. Da fielen Schüsse auf sie aus einem benachbarten Hause. Man stürmte das Haus, aus welchem dieselben gefallen waren und hieb schonungslos Alles nieder. —

Die Hauptstadt bot eine traurige und niedergeschlagene Stimmung dar. Der Gedanke, so jeden Augenblick Person und Eigenthum dem Angriffe aufrührischer Factionen Preis gegeben zu sehen, wirkte belastend und erfüllte mit Trauer.

Lafayette's Tod den 20. Mai 1834. Nächst Napoleon weiß die neuere Zeit keinen Namen anzuführen, in dem sich die vielgeschichteten Begebnisse einer denkwürdig verhängnißvollen Zeit, 50 Jahre hindurch, so innig verkörperten, als in dem des edlen Generals Lafayette. Er trat von dem Schauplatz seiner großartigen, bedeutungsvollen Thätigkeit und Wirksamkeit den 20. Mai ab und schloß so ein Leben, dessen Fäden 2 Welttheile umfassen. In ihm starb der edelste Bürger Frankreichs, der hochbegeisterte Vorkämpfer und Standartenträger der Freiheit seit dem frühsten Beginn seiner militärischen und späteren politischen Laufbahn. Geboren zu Chavagnac 1759 und schon mit seinem 16. Jahre mit der Tochter des Grafen von Noailles vermählt, zerriß er diese eben erst geschürzten zarten Banden und verließ, 18 Jahre alt, von leidenschaftlichem Thatendurst und schwellenden Freiheitsideen getrieben, sein Vaterland, um seine jugendliche Kraft und seinen Kriegerarm dem in Freiheitswehen liegenden Amerika zu leihen. Hier kämpfte er an der Seite Washington's. Er war sein Freund! Englands Leopard erlag dem amerikanischen Aar! — Zurückgekehrt nach Frankreich wurde er 1789 Präsident der Nationalversammlung und Commandeur der Nationalgarden. Er, der Koryphäe der Freiheit, ließ das Bollwerk der Tyrannei, die Bastille schleifen. Ihm gelang es, die entzügelte Wuth frecher Horden zu meistern, ihm verdankte Ludwig XVI. bei der Stürmung des Schlosses Versailles Krone und Leben. Er stand stets auf der Seite des Rechts, deßhalb auf der Seite Ludwig's XVI., als der Terrorismus anfing seine blutigen Klauen in die Bahnen des Rechts einzuschlagen. Der Versuch, seine und andere Truppen 1792 zu überreden, den König aus den Händen jener Blutmenschen zu befreien, scheiterte. Nur die Flucht konnte ihn vor dem Schaffotte retten. Auf derselben ergriffen wurde er als Republikaner festgehalten und duldete zu Magdeburg, Wesel und Olmütz harte Gefangenschaft. In Olmütz 5 Jahre lang. Eine lange Prüfungszeit! Ein von 2 Engländern unternommener Freiheitsversuch scheiterte, nachdem schon die

Hauptschwierigkeiten beseitigt waren. Gegen Marie Therese ausgewechselt lebte der edle Dulder nach seiner Rückkehr still und zurückgezogen auf seinem Landgute Lagrange, stimmte indessen nach der verlorenen Schlacht bei Waterloo für die Absetzung Napoleon's. Erst 1830 trat er, ein neuer Stern aus dunkler Zurückgezogenheit wieder hervor. Der Freiheitsruf einer geknechteten Nation schlug an sein Ohr. Er folgte ihm und der auf Despotismus gegründete Thron stürzte unter seiner kräftigen Beihülfe zusammen. Er wurde der Held zweier Revolutionen. Er und Lafitte bahnten Louis Philipp den Weg zum Bürgerthron. Das Geschick Frankreich's und eben dadurch das Geschick der Welt lag in seiner Hand. Noch einmal erfreute er sich des Jubelrufs der Menge und als Louis Philipp und er auf dem Balkon des Stadthauses sich in den Armen lagen, da feierte Frankreich den Anbruch der Morgenröthe eines in Freiheit begründeten, besseren Sinns. Er übernahm den Oberbefehl über die Nationalgarden. Jetzt fing allmählig sein Stern an zu sinken. Bei eingetretener Altersschwäche benahm er sich schwankend. Sein Einfluß auf die Geschicke des Landes blieben schwach und ohne wesentlichen Einfluß. Die Republikaner verdächtigten ihn den Royalisten und diese den Revolutionairs. Doch blieb sein Charakter rein, edel, fleckenlos, durchglüht von Patriotismus, den er bis zum letzten Lebenshauche trotz erfahrenen Undankes sich bewahrte. So starb der Held der Freiheit. Seine Leichenfeier wurde in 2 Welttheilen begangen. Seine Geschichte wie sein Ruhm gehört der Nachwelt! — — Das Ministerium Soult löste sich auf und viele andere traten auf, ohne sich den Beifall der Kammern zu gewinnen.

Höllenmaschine des Fieschi, den 28. Juli 1835. Zur Feier der Julitage begab sich der König, umgeben von seinen Söhnen und einem glänzenden Generalstabe nach dem Marsfelde, um daselbst einer Revue beizuwohnen. Da erfolgte plötzlich eine schreckliche Explosion, wodurch an 28 Personen theils sogleich getödtet theils verwundet wurden. Auf eine noch wunderbarere Weise wie einst Napoleon in der Straße Nicaise entging Louis Philipp der Todesgefahr. Gottes schützende Hand hatte ihn augenscheinlich bewahrt, ihn den Friedenserhalter Europas! In übergroßer Fassung setzte er die Revue, als sei nichts vorgefallen, fort. Man

ergriff den ebenfalls durch die zersprungenen Flintenläufe schwer verwundeten Mörder. Es war ein gewisser Fieschi, aus Corsika gebürtig. Früher Soldat in Italien und Rußland hatte er später wegen Fälschung und Diebstahl gesessen. Die Aufsicht über eine Mühle zu Croullebarbe war ihm eben wegen Fälschung genommen. Rachsucht leitete ihn, den König und die Prinzen zu ermorden. Er verfertigte eine Maschine mit 24 Flintenläufen und feuerte dieselbe gerade, als der König vorüberritt, ab. Nach seiner Genesung wurde sein Prozeß dem Gerichtshofe überwiesen. Der 70jährige Sattler Morey und der Krämer Pepin wurden der Theilnahme überwiesen und die Todesstrafe wurde über sie verhängt. Pepins Frau und Kinder sowie seine früheren Kameraden, denn ehemals war er Soldat, gaben Gnadengesuche ein. Sie wurden nicht berücksichtigt. Morey vernahm sein Urtheil gelassen, Fieschi's wilde Natur wüthete gegen die ihm angelegte Zwangsjacke. Am 19. Februar Morgens 8 Uhr wurden sie guillotinirt. Morey's weißes Haupt, als es vor dem Loche der Guillotine erschien, erregte allgemeines Entsetzen. Pepin hatte bis zum letzten Augenblicke in völliger Ruhe seine Pfeife geraucht. — Die einäugige Nina Lascave, Freundin Fieschi's, wurde jetzt Gegenstand der Speculation und Neugier. Sie vermiethete sich in ein Kaffeehaus als Dame du Comptoir für 3 Monate zu 7000 Fr. und dasselbe konnte sich des Andrangs kaum erwehren. — Das Ministerium Thiers, welches nunmehr sich gebildet hatte, zerfiel nach Kurzem mit dem Könige und wurde durch das Ministerium Molé ersetzt, welches ganz unter dem Einflusse des Königs stand.

Attentate auf das Leben des Königs. Als der König den 25. Juni 1836 nach Neuilly fahren wollte, trat plötzlich ein Mann mit einer Stockflinte bewaffnet an den Wagen desselben, legte den Flintenlauf auf den Wagenschlag und drückte auf den König los. Dieser vermied den Schuß dadurch, daß er sich zum Gruße gegen die Schildwache mit dem Haupte beugte. Der Mörder wurde sogleich ergriffen und nach der Conciergerie in dasselbe Zimmer gebracht, worin Fieschi gesessen hatte. Er hieß Alibaud, war zu Nimes 1810 geboren und stammte von armen aber redlichen Eltern. Grenzenloser Ehrgeiz, Haß gegen den

König und überspannte Freiheitsideen hatten ihn verleitet. Im Gefängnisse versuchte er sich den Kopf an der Wand zu zerschmettern und es wurde ihm deßhalb ein Fellhut aufgestülpt. Sein kurzer Prozeß endete mit Verurtheilung und Hinrichtung den 11. Juli 1836. Die Strafe wurde dadurch in seiner äußeren Erscheinung geschärft, daß er mit einem schwarzen Flor um den Kopf, mit bloßen Füßen und mit einem Todtenhemde angethan, auf dem Schaffotte erschien. Schon unter der Guillotine liegend, rief er aus: „Es lebe die Freiheit. Tod der Tyrannei." — Als man den König von seinen häufigen Spazierfahrten abmahnte, sprach er: „22 Mordversuche auf Heinrich IV. waren vergebens, erst der 23. gelang; soll ich durch Meuchelmörders Hand sterben, so werden solche Vorkehrungen mich doch nicht schützen." — Alibaud war früher Soldat und als solcher degradirt worden. Er hatte ein düsteres, ruhiges und verschlossenes Wesen und bezeigte bis zum letzten Augenblicke keine Reue über seine That.

Aehnliches unternahm den 29. December 1836 ein gewisser Meunier. Der König, begleitet von seinen 3 Söhnen, den Herzögen von Orleans und Nemours und Prinz von Joinville, fuhr von den Tuilerien ab, um in Person die Session der Kammern zu eröffnen. Es fiel ein Schuß in den Wagen, welcher dem König die Brust streifte und die beiden Herzöge verwundete. Der König neigte sich aus dem Wagenschlage, um die Menge darüber zu beruhigen, daß er nicht getroffen sei. Meunier wurde festgenommen und nach vollendetem Prozeß begnadigt, weil der König einmal bei ihm den Versuch machen wollte, seine persönlichen Feinde auf solche Weise zu gewinnen. Indessen bemächtigte sich doch des Königs eine tiefe Betrübniß und er soll ausgerufen haben: „Es ist wahrlich kein Glück, König der Franzosen zu sein. Später wagte nochmals ein gewisser Champion auf den König ein der Fieschischen Höllenmaschine ähnliches Instrument abzufeuern. Champion erdrosselte sich in seinem Gefängnisse mit seiner Halsbinde, welche er an den Fensterstangen befestigt hatte. Er war auf das Bett gestiegen, hatte dasselbe mit den Füßen fortgestoßen und so sich durch sein eigenes Gewicht strangulirt. — Auch ein gewisser Darmès feuerte den 15. October 1840 auf den König. Er wurde guillotinirt. Anderer Mordversuche zu geschweigen! Man

ließ dem König einen mit Eisenblech gefütterten Wagen machen, mit tiefen Sitzen, um ihn so vor den Kugeln der Mörder zu sichern. — Welche Verwirrung und Umwälzung würde der Tod des Königs damals über Frankreich und dadurch über ganz Europa gebracht haben!

Louis Napoleon's Schilderhebung. a) den 29. October 1836 zu Straßburg. Eine andere Gefahr bedrohte die Regierung von Straßburg aus. Noch immer waren gewaltige Sympathien für den Mann rege, der Frankreich groß gemacht hatte. Napoleons Name hatte noch nicht seinen Zauberklang verloren. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen Impulses, um die vielen über Frankreich verbreiteten Anhänger der napoleonischen Familie zum Umsturz der regierenden Dynastie in einen Mittelpunkt zu einen. Solche Stimmung blieb dem jungen Louis Napoleon, geb. 1808, Sohn des Exkönigs von Holland (Graf St. Leu) und der Stieftocher Napoleon's, der schönen Hortense nicht verborgen. Er lebte damals bei seiner Mutter in der Schweiz auf deren Gute Arenenberg in der Umgegend Aarau's. Von Ehrgeiz getrieben, faßte er den damals allerdings lächerlichen Plan, die Regierung zu stürzen, ein neues Kaiserreich zu begründen und sich als Napoleon II. auf den Kaiserthron zu schwingen. Ging doch auch das Gerücht, als habe der sterbende Herzog von Reichstadt ihm seine Anrechte vererbt. Er setzte sich mit seinen Anhängern und Freunden in Verbindung und bei einer in Frankreich vermeintlich ihm günstigen Stimmung, glaubte er Straßburg, welche Stadt namentlich Unzufriedenheit mit Louis Philipp's Regierung bezeigte, zum Ausgangspunkt seines Unternehmens wählen zu müssen. Er ging von seinem Gute Arenenburg nach Baden-Baden, traf hier mit dem ihm ergebenen Oberst Vaudry und mehren Anderen zusammen, verabredete mit ihnen den Plan und erschien, wie er sich ausdrückte, mit dem Testamente Napoleon's in der einen und dem Degen von Austerlitz in der andern Hand, Napoleon's Uniform und den kleinen Hut tragend, den 30. Oct. Morgens 5 Uhr in Straßburg. Die sich um ihn sammelnden Soldaten und Anhänger brechen in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser Napoleon II!" Das tollkühne, knabenhafte Unternehmen fand indessen keinen Anklang, wie vorauszusehen. Die einschreitende

bewaffnete Macht unterdrückte diese lächerliche Schilderhebung. Louis Napoleon wurde entwaffnet und verhaftet. Die Regierung, die ganze Sache als einen unbesonnenen Jugendstreich betrachtend, entließ ihn nach Amerika. Auch seine Anhänger wurden nach beendetem Processe unter Jubel der versammelten Volksmenge freigesprochen. — Indessen kehrte Louis Napoleon schon im nächsten Jahre wieder nach der Schweiz zurück. — Die französische Regierung, welche den Heerd napoleonischer Umsturzbestrebungen so hart an der Grenze nicht dulden wollte, verlangte von der Eidgenossenschaft dessen Ausweisung. Als die Schweizer solche ihnen von dem französischen Gesandten Herzog v. Montebello beantragte Zumuthung stolz zurückwiesen, zogen französische Truppen, Krieg drohend, an die Grenze. Da ging der jugendliche Held, zur Vermeidung jeglichen Conflicts, nach London. Doch gab er seinen Plan nicht auf. Auch Jérome und Joseph waren in London; es schien sich ein bonapartistischer Congreß anzubahnen. Es fehlte dem Prinzen nicht an Geldmitteln, die er durch den Verkauf der Diamanten seines Vaters gewann, um einen neuen Versuch, in Frankreich einzubrechen, zu wagen. Dies geschah b) den 6. August 1840 zu Boulogne. Ein in England gemiethetes Dampfschiff brachte ihn mit ungefähr 50 seiner wohlbezahlten Anhänger auf die Höhe von Boulogne. Der Capitän hatte nichts von einem solchen Vorhaben gewußt, indem erst jetzt alle in Uniformen aus der Kaiserzeit auf dem Decke erschienen. Die Waffen hatte man in großen Kisten verborgen gehalten. Die Landung geschah bei dem Dorfe Wimereux, 2 Stunden von Boulogne. Das Bild, dessen sich Napoleon als er in Cannes von Elba aus landete, bediente: sein Adler werde, von Thurm zu Thurm fliegend, sich auf die Notre-Dame-Kirche niederlassen, wollte er versinnbilden. Ein lebendiger Adler, welcher losgelassen bald auf das Haupt des Helden dieses Theaterstreiches sanft niederschwebte, sollte in Hindeutung auf Napoleon dem Unternehmen zum Vorbild dienen. Die Bethörten drangen in die Stadt ein. Die Nationalgarden machten auf die durch wilde Zechgelage erhitzten Freibeuter Jagd. Mehre wurden gefangen, einige sogar getödtet, die meisten in wilder Flucht ans Meer gejagt; so auch der Prinz selbst. Man sprang in ein Boot, welches jedoch über-

füllt umschlug. Man fischte die Kaiserhelden heraus. Das Ganze war ein lächerliches Fastnachtsspiel. Der verhaftete Prinz Louis Napoleon wurde nach Paris in die Conciergerie gebracht und bewohnte dasselbe Zimmer, in welchem Fieschi und Alibaud gesessen hatten. Das veranlaßte seinen Vater, den Graf St. Leu, zu einem Schreiben, worin er sich beschwerte, daß man seinen Sohn in das Zimmer eines verabscheuungswürdigen Mörders gesperrt habe. Die Pairskammer verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Haft in der Festung Ham an der Somme. General Montholon, der bekannte Adjutant und Testamentsvollstrecker Napoleons, der demselben nach St. Helena gefolgt war, und noch einige Andere wurden zu 20jähriger und geringerer Gefängnißstrafe verurtheilt. Louis Napoleon verschwand den 7. October 1840 hinter den Mauern des Schlosses Ham.

Bei der Bedeutsamkeit, den diese Familie durch diesen Aufstand und namentlich in neuerer Zeit durch die Erhebung Louis Napoleons zum Präsidenten der Republik verlangte, dürfte ein kurzer Rück- und Ueberblick der Napoleoniden nicht uninteressant sein.

Kurze Uebersicht der Napoleoniden. Der Vater dieser berühmten Familie ist Karl Bonaparte, ein Corse, die Mutter Maria Lätitia Ramolino, letztere zum zweiten Male vermählt mit dem Hauptmann Fesch, dessen Bruder der oft erwähnte Cardinal Fesch war. Die 8 Kinder erster Ehe sind: 1) Joseph, geboren 1768. Er wurde 1806 König von Neapel und 1808 König von Spanien und Indien, welchen Thron er 1813 nach der Schlacht bei Vittoria (21. Juni 1813) aufgeben mußte. Nach der Schlacht bei Waterloo nahm er den Namen eines Grafen von Survilliers an, siedelte sich nach Amerika über und kaufte sich im Staate New-Jersey, Point Breeze am Delaware an und lebte hier dem Landbaue und den Wissenschaften. 1830 nach London zurückgekehrt beanspruchte er Frankreichs Thron für seinen Neffen, den Herzog von Reichstadt. Seine Gemahlin, die Tochter eines Lyoner Kaufmanns, hieß Julie Clary, Schwester der Gemahlin Karls XIV. Johann, Königs von Schweden. Er hatte 2 Töchter, Lätitia Zénaide und Charlotte. — Er starb den 7. April 1845 in Florenz. — 2) Napoleon, geboren 1769 zu Ajaccio in Corsika, Kaiser von Frank-

reich. Sein politisches Leben gehört der Weltgeschichte, sein Ruhm der Nachwelt an. Er vermählte sich 1796 mit Josephine (Tascher de la Pagerie), Wittwe des enthaupteten Generals Beauharnais, welche ihm 2 Stiefkinder Eugène und Hortense zubrachte (vgl. unten). Von derselben geschieden vermählte er sich zum zweiten Male mit der Erzherzogin von Oesterreich, Marie Louise, 1810. Ihr Sohn war der Herzog von Reichstadt, geboren 1811, starb 1832. — Napoleon starb den 5. Mai 1821 auf St. Helena. — 3) Lucian, geboren 1773 zu Ajaccio. Er führte den Namen eines Fürsten von Canino. Anfangs widmete er der Republik seine Dienste, nahm jedoch später nie eine von seinem Bruder Napoleon ihm angetragene Würde an. 1815 von den Oesterreichern verhaftet durfte er erst 1830 nach Italien zurückkehren. Hier lebte er in seiner schönen Villa nur wissenschaftlichen Beschäftigungen. Zwei seiner Söhne, Piedro und Antonio hatten 1836 einen Forstbeamten erschossen. Die Todesstrafe wurde in Verbannung nach Amerika verwandelt, woher sie indessen 1838 nach Europa zurückkehrten. Lucian starb 1840. 4) Louis, geboren 1778, Exkönig von Holland, später Graf St. Leu genannt. Seine Gemahlin war Hortense, Napoleons Stieftochter, († 1837). Sein Sohn ist der oben erwähnte Prinz Louis Napoleon, geboren 1808. — 5) Jerome oder Hieronymus, geboren 1784, Exkönig von Westphalen, später Herzog von Montfort. Seine Gemahlin war Katharina, Prinzessin von Würtemberg, † 1835. Sein Sohn Hieronymus Napoleon, Herzog v. Montfort, ist würtembergischer Staabsoffizier, dem Kaiser sehr ähnlich, geboren 1814; seine Tochter Amalie Mathilde ist mit dem gefürsteten russischen Grafen Demidow vermählt. Jérome lebt noch in Paris als Gouverneur des Invalidenhauses. — 6) Marianne Elise war mit dem Capitain Bacchiochi, späterem Fürsten von Lucca und Piombino vermählt. Sie starb 1820 zu Triest und nannte sich in den späteren Jahren Gräfin Campignano. 7) Charlotte, nachher Marie Pauline genannt, vermählt mit dem Fürsten Borghese. Später lebte sie geschieden in Rom, † 1825. — 8) Annunciade Caroline, Gemahlin Joachim Murat's, des Kö-

nigs von Neapel, später Grafen von Lipano, welcher Name durch Buchstabenversetzung aus Napoli entstand. Ihr Sohn ist Achill Murat, ihre Töchter Lätitia und Louise. — Die übrigen Mitglieder dieser weitverzweigten Familie verschmelzen sich immer mehr besonders mit den bedeutenderen italienischen Familien, so daß es sehr schwer ist, ihre weitere Spur zu verfolgen.

Die Familie Leuchtenberg. Die beiden Kinder des Generals Beauharnais und der Josephine waren, wie bemerkt, Eugène und Hortense. Sie wurden also durch Napoleons Vermählung mit Josephinen dessen Stiefkinder. 1) Eugène, geboren 1781, seit 1805 Vicekönig von Italien. 1806 vermählt mit der Prinzessin Amalie Auguste von Baiern, Schwester des Königs Ludwig von Baiern. Nach dem Sturze Napoleons begab er sich nach Baiern und erhielt den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg, † 1824. Seine Kinder: a) August von Leuchtenberg, geboren 1810 zu Mailand, war mit der jetzigen Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria 1834 vermählt, starb jedoch schon 1835 an der Bräune. — b) Maximilian von Leuchtenberg, geboren 1817, vermählt mit der Großfürstin Marie von Rußland, Tochter des Kaisers Nicolaus. — c) Josephine, geboren 1807, vermählt mit dem Könige Oskar von Schweden. — d) Eugenie, geboren 1808, vermählt mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. e) Amalie, geboren 1812, Exkaiserin von Brasilien, Gemahlin des Kaisers von Brasilien Don Pedro I., jetzt Herzogin von Braganza genannt. f) Theodolinde, vermählt mit dem Grafen Wilhelm von Würtemberg.

Vermählung des Herzogs v. Orleans, den 30. Mai 1837. Ein jetzt eintretendes freudiges Familienereigniß sollte den König für manche bittere Erfahrung entschädigen und die trüben Wolken verscheuchen, die seine Seele umlagert hielten. Es war dies die Vermählung des Kronprinzen Ferdinand mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin. Es lieferte dieselbe den Beweis, wie auch das Ausland den Zustand Frankreichs für gesichert halte. — Schon 1836 hatten die beiden ältesten Prinzen Reisen nach Wien und Berlin gemacht und überall den schmeichelhaftesten Empfang gefunden, überall aber auch den günstigsten

Eindruck gemacht. Die Frucht dieser Reise war auch wohl die Erwerbung der Braut. Verhandlungen waren indessen schon früher angeknüpft worden und endlich nicht ohne Mühe und Vermittelung des preußischen Hofes zu Stande gekommen. Unter den Segenswünschen der treuen Mecklenburger reiste die Prinzessin Helene ab. Ueberall und namentlich in Berlin wurde sie mit Jubel empfangen. Ihre Reise nach der französischen Grenze und von da nach Fontainebleau, woselbst die Vermählung stattfinden sollte, glich einem Triumphzuge. In Fontainebleau empfing der König, umgeben von allen Notabilitäten des Hofes, die schöne und geistreiche Schwiegertochter. Voll Freude drückt er dieselbe an seine Brust. Der Reichthum der Geschenke sowie die bei der Trauungsfeierlichkeit entwickelte Pracht übertraf alle Beschreibung. Der Papst Gregor XVI. hatte, da die Prinzessin protestantisch war, nothgedrungen seine Dispensation ertheilt; allein unter der Bedingung, daß die Kinder in der katholischen Religion erzogen würden und daß der Herzog seine Gemahlin Tag für Tag anflehen sollte, in den Schooß derselben zurückzukehren. Der 30. Mai war der Tag der Vermählung. Unglaublicher Glanz umstrahlte die Neuvermählten, auch der Glanz der Freude auf allen Gesichtern. Am 4. Juni hielten sie ihren Einzug in Paris. Großartige Feste dienten zur Verherrlichung der Feier. Leider ereignete sich auch diesmal, wie auch bei Ludwigs XVI. und Napoleons Vermählung mit Marie Louise ein entsetzliches Unglück auf dem Marsfelde. Viele fanden bei diesem Unfalle ihren Tod. Der Kronprinz, als er die Trauerbotschaft vernahm, konnte der Thränen sich nicht erwehren, suchte jedoch den Familien der Verunglückten Trost und Hülfe zu bringen, soweit es möglich war.

Beleidigungen, welche französische Unterthanen in Buenos Ayres erlitten hatten, führten 1838 einen 3jährigen Krieg herbei. In einem 1841 abgeschlossenen Frieden wurden den Franzosen gleiche Rechte mit den Engländern zugesichert.

Auch mit Mexiko gab es Händel. Der Verlauf der Sache schlug für Frankreich glücklich aus, die Festung St. Juan de Ulloa wurde erobert und dies verschaffte dem verletzten französischen Ansehen Genugthuung.

Die schwankende Stellung des Ministeriums Molé, welches

jetzt meist alle Partheien gegen sich hatte, bedingte dessen Abdankung den 22. Januar 1839. Der Marschall Soult war damit beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, wiewohl keineswegs im Sinne der Liberalen. — Heftige Kammerdebatten wegen der Dotation des Herzogs von Nemours, welcher mit einer Prinzessin von Coburg-Cohary vermählt war! — Das Ministerium Soult dankt ab. Thiers übernimmt den 1. März 1840 die Leitung der Geschäfte. Seine Politik war eine kriegerische und gefahrbringend für Europa. Ausgebrochene Mißhelligkeiten zwischen der Türkei und dem Pascha von Aegypten bewogen die Großmächte zur Unterstützung der Ersteren. In Entrüstung bildet Thiers eine große Flotte, läßt überhaupt Alles in den Kriegsstand setzen, nicht ohne die unverholene Absicht, selbst Deutschland mit Krieg zu überziehen. Er versucht, dem Könige die Verwerfung des zwischen den Großmächten geschlossenen Tractates abzuzwingen, dessen sich jedoch Louis Philipp mit aller Entschiedenheit weigert. Thiers nimmt nun seine Entlassung. In dem neuen, von Soult präsidirten, aber von Guizot geleiteten Ministerium machte sich durchgängig friedliche Gesinnung geltend. Er huldigte dem doctrinären Prinzip*). Zwei unter dem vorigen Ministerio eingeleiteten Dinge wurden ausgeführt, nämlich:

a) Napoleons Leiche wird nach Paris gebracht den 15. Dezember 1840. Ausgrabung des Kaisersarges auf St. Helena.

b) Befestigung der Stadt Paris.

a) So sollte doch der in der Sterbestunde gethane Wunsch des großen Mannes auf St. Helena in Erfüllung gehen, daß seine Asche dereinst an dem Strande der Seine ruhen möge. Grade 25 Jahre waren seit der Abfahrt Napoleon's von Frankreich verstrichen, ja, merkwürdiger Weise bis auf das Datum; denn am 18. October 1815 landete er in St. Helena und den 18. October 1840 ging die von dem Prinzen von Joinville

---

*) Doctrinärs ist der Name französischer Staatsmänner, deren Ueberzeugung es ist, daß das Wohl Frankreichs in dem ungeschmälerten Festhalten an der Charte wurzele.

befehligte Fregatte mit Napoleons Leiche nach Frankreich unter Segel.

Der König hatte dem allgemeinen Wunsche nachgegeben, die Leiche Napoleons nach Paris zu schaffen. Die Fregatte Belle Poule unter Anführung des Prinzen Joinville war nach einer 66tägigen Fahrt von Toulon auf der Rhede von James Town in St. Helena gelandet. Nach einem dem damals kranken Gouverneur abgestatteten Besuch, begab man sich nach dem Grabe Napoleons zu Longwood. Es war für den Prinzen ein Weg schmerzlichen Interesses, jedoch auch für diejenigen, welche zum ersten Mal dieses letzte Asyl des Kaisers erblickten als für diejenigen, welche nach 20 Jahren den Ort ihres Exils wiedersahen, z. B. Bertrand, Gourgaud, La Casas und Marchand. Jeder Soldat durfte sich ein Erinnerungszeichen vom Grabe mitnehmen. Abends 10 Uhr fanden sich die zur Ausgrabung bestimmten Personen an dem Grabe ein. Prinz Joinville blieb indessen auf dem Schiffe. — Bis 9 Uhr Morgens war endlich die Erde weggeschafft und die eichene Bohle, welche den Sarkophag bedeckte, hatte den Sarg vor dem Einflusse der Luft und einer nahen Quelle, wovon Napoleon einst sagte: Wenn ich auf diesem Felsen sterbe, so laßt mich bei meiner Quelle begraben, bewahrt, so daß derselbe unversehrt erschien. Er wurde nun herausgehoben und in ein Zelt gebracht. Die Hülle des äußern Mahagonisarges in dem ein bleierner und zuletzt ein blecherner, welcher inwendig mit weißem Sammt gefüttert war, stand, wurde abgenommen. Jetzt sollte nur noch der Deckel gelüftet werden. Die Angst und Beklemmung läßt sich nicht beschreiben, womit die Umstehenden des Augenblickes harrten, welcher ihnen kund thun sollte, wie viel noch von den Ueberresten Napoleons geblieben sei. Als nun die Hand des Arztes den Sammt aufhob, da brach eine unbeschreibliche Bewegung des Erstaunens und der Rührung aus, denn der Kaiser lag vor ihnen da! Alle waren tief ergriffen bei dem Anblicke dessen, der für Frankreichs Ruhm so viel gewirkt hatte. Die Züge seines Antlitzes waren, wenngleich verändert, doch vollkommen erkenntlich; die Hände vollkommen schön. Der so bekannte Anzug hatte wenig gelitten. Die Farbe war leicht zu unterscheiden; Alles sehr wohl erhalten. Der kleine Hut lag

zwischen den Füßen, daneben in 2 Vasen das Herz und der Magen. Der nunmehr wieder verlöthete Sarg wurde unter militärischen Feierlichkeiten an Bord der Fregatte la Belle Poule gebracht, welche den 18. October die Segel lichtete. Den 30. November landete sie in Cherbourg. Ueberall strömte eine unermeßliche Menschenmenge an die Ufer, an welchen der Kaisersarg vorüberfuhr. Die in Paris veranstalteten Festlichkeiten sind als grandios zu bezeichnen. Der feierliche Zug bewegte sich unter Anführung des Prinzen von Joinville nach dem Invalidendome. Dem dort anwesenden Könige überlieferte der Prinz von Joinville die Leiche mit den Worten: „Sire, ich bringe Ihnen die Leiche Napoleons.“ Der König antwortete: „Ich empfange sie im Namen Frankreichs.“ Der Sarg wurde nun auf den Katafalk gestellt und der Leichengottesdienst begann. Nach Beendigung desselben kehrt der König nach den Tuilerien zurück.

b) **Befestigung der Stadt Paris.** Schon 1833 erachtete der König zur Sicherstellung seiner Regierung es für wohlgethan, die Stadt Paris mit Befestigungswerken dergestalt zu umgeben, daß bei einem abermaligen Revolutionsversuche er es in seiner Gewalt hatte, aus den überall verbreiteten Forts durch einen wahren Kugel- und Feuerregen aufrührerische Massen niederzuschmettern. Um indessen dieser volksgehässigen Idee einen annehmbaren Anstrich zu geben, suchte er darzuthun, daß es sich vielmehr um die Vertheidigung der Stadt gegen äußere Feinde handele, wobei an die Wehrlosigkeit derselben in den Jahren 1814 und 1815 erinnert wurde. Niemand glaubte indessen daran, und der Gedanke, sich mit beengenden Mauern und 300 Forts, je von 1000 Mann Besatzung, wie man es vorhatte, umgeben zu sehen, wurde immer unerträglicher. Ueberall äußerten sich demnach Symptome der Unzufriedenheit. Wo der König sich blicken ließ, rief man: „à bas les forts.“ So mußte derselbe vorläufig seinen Lieblingsplan, durch dessen Ausführung er die Pariser wie Fische im Netze gefangen gehalten hätte, aufgeben. 1840 wurde indessen derselbe nochmals vor die Kammern gebracht und erhielt nun endliche Genehmigung, und jetzt ließ die Regierung sogleich Hand ans Werk legen. Der Kranz der Befestigungen wurde so angelegt, daß das Schloß der Tuilerien jedenfalls außer Schußweite lag.

Tod des Herzogs von Orleans den 13. Juli 1842. Unter den Begebenheiten, welche dieses Jahr brachte, ist offenbar der Tod des Herzogs von Orleans die für Frankreich bedeutungsvollste, ohne deren Eintritt die Julidynastie wohl auf dem Throne geblieben wäre.

Ferdinand, Herzog von Orleans, war den 3. Sept. 1810 zu Palermo geboren, besuchte das Collège Henri IV. zu Paris, befand sich 1832 bei der Belagerung von Antwerpen (vgl. Belgien), nahm an mehreren Expeditionen gegen Algier Theil, 1835 und 1839, vermählte sich 1837 mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg und † in Folge eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen den 13. Juli 1842. Schönheit, Feuer und Beredtsamkeit machten ihn zum Lieblinge der Soldaten und des Volks. Er war der tapferste, liebenswürdigste und volksbeliebteste Prinz seines Hauses, den das Volk als den Bürgen eines besseren Zustandes betrachtete. — Folgendes sind die Hauptpunkte dieses bedauerlichen Ereignisses:

Der Kronprinz wollte nach St. Omer reisen, um das daselbst befindliche Operationscorps an der Marne zu inspiciren. Alles war zur Abreise bereit. Um Abschied von seinen Eltern zu nehmen, wollte er nach Neuilly. In einem kurz gespannten Cabriolet sitzend, eilte er ohne weitere Begleitung raschen Trabes fort. Auf der Höhe von Port Mailot angekommen, vermag der Postillon die durch scharfes Traben erhitzten Pferde kaum noch zu halten. Der Wagen droht umzustürzen und an den am Wege gelegenen Steinen zu zerschellen. In dieser augenscheinlichen Gefahr greift der Kronprinz zu dem Mittel, dessen er sich schon mehrmals bediente. Sich nämlich auf seine Gewandtheit und Fertigkeit im Turnen verlassend, tritt er auf den sehr niederen Wagentritt und — springt hinaus. Anfangs stand er zwar auf festen Füßen, durch Verwicklung seiner Sporen, des Degens oder Mantels jedoch die Richtung verlierend, erlitt er durch den Wagen einen heftigen Stoß, der ihm das Rückgrat brach oder doch das Rückenmark tödtlich erschütterte. Er schlug mit dem Kopf auf das Straßenpflaster. Von einem deutschen Handwerker, der gerade des Weges kam, in das bescheidene Haus eines dort wohnhaften Gewürzkrämers getragen, blutete der Herzog aus Mund und Nase, Augen und

Ohren furchtbar. Der herbeigeholte Arzt erklärte sogleich den Zustand der Kronprinzen für hoffnungslos. Der König und die Königin eilten nach schnell erhaltener Trauerpost zu Fuß an das Sterbebett ihres geliebten Sohnes. Wer beschreibt ihren Schmerz! Bald hauchte der Prinz sein Leben aus. Viele Mitglieder der königlichen Familie hatten bald sich eingefunden. Sie stürzten der Königin zu Füßen. Diese rief aus: „Welch' ein Unglück für unsere Familie, aber welch furchtbares Unglück für Frankreich!" Der König küßte die bleiche Stiru seines theuren Sohnes. Die Hoffnungen der Zukunft lagen geknickt vor ihm! Wie trügerisch ist alles ird'sche Hoffen! — Die sterblichen Ueberreste des Herzogs wurden, nachdem sie Anfangs in der Capelle zu Neuilly und dann in der Notre Dame ausgestellt gewesen waren, in den für die königliche Familie bestimmten Grabgewölben zu Dreux beigesetzt. — Am 14. Juli gelangte die Trauerpost nach Plombières, woselbst die Herzogin von Orleans in den Bädern war. Man sprach ihr Anfangs nur von einer schweren Krankheit ihres Gemahls. Sie reis'te sogleich ab. Einige Stunden jenseits Epinal begegnet ihr der Wagen mit den Abgesandten des Königs. Es war Nacht. Herr Chomel tritt an ihren Wagen. Die Herzogin springt heraus und entreißt den Boten die Schreckensnachricht. Sie eilt nach Neuilly! Wie vermöchte die Feder die Gefühle der unglücklichen Frau zu schildern.*) Des Herzogs von Orleans hinterlassenen Söhne sind der Graf von Paris, geb. 1838 und der Herzog von Chartres, geb. 1840.

Der unglückliche Tod des Thronerben traf die Regierung wie ein Blitzstrahl. Der Thron, selbst noch nicht einmal gefestigt durch Louis Philipp, erwartete nach dem Ableben eines 70jährigen Greises den jungen 6jährigen Grafen von Paris. Die Kammern wurden eilends zusammenberufen, durch welche dem Herzog von Nemours, der wenig beliebt war, die Regentschaft bei dem Ableben Louis Philipp's übertragen ward. — 1843 vermählt sich der Herzog von Joinville, dritter Sohn Louis Philipp's, mit einer brasi-

*) Ueber den Thronfolgern scheint ein besonderer Unstern in Frankreich obzuwalten. Weder der Sohn Ludwig's XIV., noch Ludwig's XV., noch Ludwig's XVI., noch Napoleon's, noch Karl's X., noch Louis Philipp's bestieg den Thron.

lianischen Princessin, sowie der Herzog von Aumale, vierter Sohn, mit einer neapolitanischen Princessin, wodurch sich das Verhältniß der Bourbons gegen die Dynastie Orleans versöhnlich gestaltete; ebenso später der Herzog von Montpensier mit einer spanischen Princessin. 1844 ging ohne bedeutsame Ereignisse vorüber. Bei den Eingriffen der Franzosen in die Selbstständigkeit der Insel Haiti drohte ein heftiger Zwiespalt mit England. Der Festigkeit und Mäßigung Guizot's gelang es, den Ausbruch verletzter Nationaleitelkeit zurückzudrängen. In dem ausgebrochenen Kampf mit Marokko war Frankreich glücklich. Der ritterliche Herzog von Joinville, der schon bei Mejiko sich seine Sporen verdient hatte, spielte in dieser Expedition die Hauptrolle.

Der von Louis Philipp der Königin Victoria und von dieser erwiederte Besuch blieb nicht ohne Annährung der Cabinette, wenngleich die Völker nicht sympathesiren. — Die Befestigungswerke von Paris schritten in großartigem Maßstabe vorwärts. — Das Ministerium beging im October festlich sein vierjähriges Bestehen, ein Glück, welches seit der Revolution noch keinem zu Theil geworden war.

Vorspiel zur Februarrevolution.

Die Julirevolution 1830 erhob den König, die Februarrevolution 1848 stürzte ihn! Worin liegen die Ursachen? Die Charte, so sprach der damalige Herzog von Orleans, soll fortan eine Wahrheit sein. Weil Karl X. sie verletzte, so stürzte der Thron der Bourbons zusammen, denn die Charte war volksbeliebt und schien die Freiheiten und somit das Glück des Volkes zu gewährleisten. Louis Philipp fiel, weil er die im Laufe der Zeit ungenügende und demnach verhaßte Verfassung aufrecht erhielt und zur Abänderung derselben nicht die Hand bot. Ueberzeugt, daß seine Dynastie nur durch den Absolutismus gehalten werden könne, verfolgte er diesen Weg nach außen und nach innen. Dynastische Gelüste offenbarten sich in allen seinen Handlungen. Nicht mehr des Volkes Glück und nur dieses allein lag ihm am Herzen, sondern nur sein Princip. Die frühere

Willigkeit und Geneigtheit, des Volkes Wünsche zu befriedigen und sie gerne und in herzlicher Liebe zu befriedigen, war längst verschwunden. Sein Ich, seine Herrschsucht, sein absoluter Wille, dies war im Lauf der Zeit der Mittelpunkt geworden, um welchen seine Ideen kreis'ten. Dies bedingte seinen Sturz. Absolutismus war das Idol, dem er sich beugte. Seine Handlungen traten in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung. Dieser Conflict mit seinem Volke untergrub den Thron, also daß er zusammenbrach. Guizot, sein Premier, dem allein er volles Vertrauen schenkte, stand ihm in solchen volksfeindlichen Bestrebungen würdig zur Seite. Die Zeit von 1829 schien wieder gekehrt zu sein. Dieselbe Unzufriedenheit mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, wie damals, derselbe Haß gegen die Person des Königs, dasselbe unbeliebte und verhaßte Ministerium, wie damals, allein auch auf der andern Seite dieselbe Verblendung der Regierung und Festhalten an der armseligen Idee einer nur factiösen Opposition, von der aller Widerstand herrühren sollte. Die Julidynastie hielt diesen Irrthum noch um so fester als die ältere Linie, weil sie sich auf Kammermehrheit berufen konnte, die jener fehlte. Allein diese Majorität war verachtet, weil sie jeglichen Fortschritt unmöglich machte und so früher oder später eine Revolution herbeiführen mußte. Der König hatte sich den absolutistischen Ueberzeugungen der Großmächte genähert. Er ging Hand in Hand mit ihnen, nicht mit dem Volke, wie er es gelobt. Er hatte sich um die Freundschaft Rußland's beworben, und schickte sich an, gemeinsam mit den übrigen Großmächten, die radicalen Elemente in der Schweiz zu bekämpfen und somit eine Rolle bei der Unterdrückung der Schweiz zu spielen. Die liberale Partei war darüber entrüstet und es sprach sich die Meinung aus, in Masse über die Grenze zu ziehen, um ihren politischen Glaubensbrüdern zu Hülfe zu eilen. — Ueberall fand sich, namentlich in den höhern Kreisen, große Demoralisation. Das Oeil de boeuf Ludwig's XV. schien zurückgekehrt zu sein. Große Erpressungen und Unterschleife, Bestechungen aller Art, bildeten die Skandalgeschichten des Tages. Das Volk, vor dessen Augen sich alles dieses klar entwickelte, ergrimmte in höchster Erbitterung. Unendlich viel Betrügereien kamen ans Licht. Der Herzog von Praslin hatte auf eine schauder-

hafte Weise seine Gemahlin, eine Tochter des berühmten Sebastiani, getödtet. Er wurde der öffentlichen Hinrichtung durch Gift im Kerker entzogen. Das weitverbreitete System der Korruption lag am Tage. — König und Volk wurden immermehr Gegensätze. Sie stießen sich ab. Eigenwille und Haß waren die widerstrebenden Pole. Der Liebe und des Enthusiasmus heilige Flamme war längst erloschen. Der Zunderstoff war in solcher Masse angehäuft, daß der erste Funke, der hineinfiel, eine Explosition hervorrufen mußte. Des Königs Rede bei der Eröffnung der Kammern den 28. Decbr. 1847 erregte großen Unwillen. Er sprach von blinden und feindlichen Leidenschaften, die das Feuer schürten. Auf der Straße hörte er den Ruf nach Reform und besonders Wahlreform ertönen. Die Stimmeu verhallten ungehört. Die Lehren der Geschichte blieben unbeachtet. Alles widerholt sich. So die Julirevolution in der Februarrevolution! Das Siècle sagt: „Dasselbe Schauspiel, derselbe vergoldete Lehnsessel, derselbe sammtne Thronhimmel, blos statt der weißen Fahne die dreifarbige, an der Stelle der Herzogin von Angoulème die Königin Marie Amalie, an der Stelle des Herzogs von Bordeaux, ein anderes Kind. Doch ist noch ein Unterschied da, nämlich ein älterer König, zur Intrigue besser gedrillte Minister, eine weniger hochfahrende Sprache, gemeinere Formen, weniger Fanatismus, weniger Skrupel und in allen Dingen mehr Erniedrigung." Man hatte König um König, Minister um Minister gewechselt, doch ohne Vortheil. — Ueberall veranstaltete das Volk sogenannte Reformbankette, an welchen man sich unverhalten und freimüthig aussprach. Die Regierung glaubte ein Recht zu haben, dieselben zu untersagen. Das Volk erkannte dieses Recht nicht an. Das zu Paris angeordnete Bankett den 22. Febr. 1848, welches, weil von der Regierung untersagt, nicht gehalten wurde, bildete den Anfangs- und Ausgangspunkt der Revolution. Das Volk strömte in Massen zusammen. Der König verwendet zur Zügelung der Menge Militair, Geschütz wird herangefahren. Es fällt ein Schuß, welchem ein ganzes Pelotonfeuer folgte. Wohl 60 Menschen stürzen getödtet nieder. Dieser Schuß entzündete, wie Lamartine sagt, eine Revolution!

Genealogie des Hauses Orleans. Louis Philipp I., geb. zu Paris den 6. Oct. 1773, von 1830—1848 König der Franzosen, vermählt 1809 mit Marie Amalie, Tochter Ferdinand's IV. (I.) von Sicilien. — Kinder: a) Ferdinand, Herzog von Orleans, geb. 1810, vermählt 1837 mit Helene von Mecklenburg. Er † den 13. Juli 1842. Seine Söhne sind: 1) der Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838. 2) Der Herzog von Chartres, geb. den 9. Nov. 1840. — b) Luise, geb. den 3. April 1812, Königin der Belgier. — c) Marie, geb. 1813, † 1839, vermählt mit Herzog Alexander von Würtemberg. — d) Ludwig, Herzog von Nemours, geb. 1814, vermählt mit Victorie, einer Prinzessin von Sachsen-Coburg-Cohary. — e) Clementine, geb. 1817, vermählt mit August von Sachsen-Coburg-Cohary. — f) Franz, Prinz von Joinville, geb. 1818, vermählt mit Franziska, Tochter des Kaisers von Brasilien, Don Pedro I. — g) Heinrich, Herzog von Aumale, geb. 1822, vermählt mit Caroline, einer neapolitanischen Prinzessin. — h) Anton, Herzog von Montpensier, geb. 1824, vermählt mit einer span. Prinzessin. — Adelaide, Mademoiselle d'Orleans, Schwester des Königs, geb. 1777 † den 31. December 1847.

Algier. (1830—1848 excl.)

Die Colonisation Algier's war das traurige Vermächtniß, welches der Juli-Dynastie von der gestürzten älteren Linie der Bourbons überkam. Es war der Wurm, welcher an Frankreichs finanziellen Zuständen nagte, dessen Nutzen in durchaus keinem Verhältnisse zu den an Geld und Menschen zu leistenden Opfern stand. Nur der Ehrgeiz, dieser große Hebel der französischen Nation, hielt es. Das unerträgliche Klima, ausgebrochene Seuchen, stets sich wiederholende Anfälle und Feindseligkeit der gegen Frankreich sich auflehnenden Stämme machten Algier zu einem Alles verschlingenden Grabe der französischen Soldaten. Die

auserwähltesten Feldherren, ein Clauzel, Valée, Bugeaud, Damrémont erschöpften erfolglos ihre Geschicklichkeit und Kraft. Selbst die hinübergesandten Königssöhne vermochten nicht die unübersteiglichen Schwierigkeiten zu bewältigen. Constantine, Hauptstadt des Bei Hadschi Achmet, wurde freilich 1837 am 13. Oct. erstürmt, wobei Damrémont durch eine Kanonenkugel sein Leben verlor; allein der Rückzug des französischen Heeres bedingte sofortigen Abfall. An eine Festigung der Herrschaft war nicht zu denken. Eben besiegt flohen die Araber in die nahe Wüste, aus welcher sie indessen wie eine Wolke Staubes sich bald wieder erhoben, um aufs neue Schrecken bis an die Thore Algier's zu tragen. Wie eine gespenstige Jagd erschienen und verschwanden die Araber. Raub- und Verwüstungszüge im eigentlichsten Sinne des Wortes, Razzia's genannt, von Bugeaud erfunden und angeordnet, welche von einer Kette von Lagern, die unter sich durch bewegliche Colonnen verbunden waren, ausgingen und Alles der Vernichtung weihten, schufen als würdige Gegen- und Nachtstücke der Indianerbekehrungen eine Zeit lang die Ruhe eines Kirchhofs. Doch rachedürstend und glühend, genährt durch das leidenschaftliche Feuer des Fanatismus gegen die Glaubensfeinde, überfielen plötzlich ungeahnet die so eben erst Besiegten und vernichtet Geglaubten wie der Flugsand der Wüste die fremden Eindringlinge, um sie ihrerseits gleichem Verderben zu weihen. So ruhten die algierischen Zustände auf vulcanischem Boden; an eine Stabilität einer wohlgeordneten und gedeihlichen Colonisation war nicht zu denken. Die Seele des Ganzen, der den Franzosen das Leben herzlich sauer machte, war der Emir Abd-el-Kader. Er gestaltete den Krieg zu einem heiligen. Einer Priesterfamilie entsprossen entrollte er die Fahne des Glaubens, getragen und gehoben durch gewaltigen Einfluß auf die ihn umgebenden Araberschaaren, durch persönlichen Muth und kühne Entschlossenheit. Die wilden in Erbitterung kämpfenden Stammgenossen, denen ein Derwisch zu Mekka Abd-el-Kader als zur höchsten Würde berufen verkündete, die in dem Pilger (el Hadschi), dem Nachkommen der fatimitischen Kalifen, eine Bürgschaft zur Bewältigung und gänzlichen Vertreibung der Feinde fanden, die mit Leib und Leben in fast abgöttischer Verehrung und nimmerwankendem Vertrauen ihrem

Führer folgten, hatten ihn in fanatischem Jubel zum Sultan zu Mascara erhoben. Aufrührerische Stämme besiegte er im Fluge und gewann sie alsdann, daß sie im Bündniß und Freundschaft ihm zustanden; er wurde Sultan von Oran und Titteri, verband sich die Kabylenstämme der Wüste und trieb mit diesen gewaltigen Heeresmassen oft in offenen Feldschlachten, oft in unabläßigen Neckereien sein gespenstiges Spiel. Durch den Frieden an der Tafna den 30. Mai 1837 erkannte ihn Frankreich gleichsam als Souverain an, um nur Ruhe zu haben. Nun erst, beruhigt auf dieser Seite konnte Constantine angegriffen und erobert werden. Allein wie konnte er ruhen? Er benutzte den Frieden nur zu bedeutenderen Rüstungen. In ihm offenbarte sich eins der großartigsten Kriegsgenies der neuesten Zeit. Der Kampf begann aufs Neue und ward von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt. Doch fing allmählig sein Stern an zu erbleichen. Die Franzosen errangen große Vortheile. Seine Stämme glaubten ihn von Gott verlassen, der ja nur nach ihrer fatalistischen Ueberzeugung mit dem Glücklichen sei und fielen von ihm ab. In solcher Noth flüchtete er sich auf maroccanisches Gebiet. Der Kaiser v. Marocco, Abderrahman, stand im feindlichen Verhältniß mit Frankreich. Abd-el-Kader versuchte die Maroccaner zu fanatisiren. Voll List, Verschlagenheit und ungebeugten Muthes schien es eine Zeit lang, als wolle er sich des maroccanischen Throns bemeistern. Der Sohn des Sultans und später er selbst zog mit einem gewaltigen Heer gegen ihn, nachdem zwischen Marocco und Frankreich gegen den gemeinsamen Feind ein Vertrag vermittelt worden war. Abd-el-Kader, auf solche Weise genöthigt gegen eine Doppelmacht zu kämpfen, wurde endlich, nachdem schon 2 seiner Brüder und Andere sich dem jungen General Lamoricière ergeben hatten, gegen die Mündung des Flusses Maluia gedrängt. Hier an dem Uebergangspunkte erwarteten ihn 40,000 Feinde, ihn, der nur mit den Trümmern seiner seit 8 Jahren unter Mühen und Gefahren abgehärteten Schaaren, mit nur 1000 Mann ihnen die Spitze bieten konnte. Der blutige Uebergang kostete die Hälfte seiner Schaaren. Doch hier auf algierischem Gebiete war die Gegend mit französischen Kolonnen bedeckt. Abd-el-Kader befand sich allein, zu Pferde, an der Spitze der Auswanderung. Er

wollte die Wüste erreichen und nahm seinen Weg nach den Quellen des Kiß. Dies bewog die Franzosen ihm den Weg abzuschneiden. Lamoricière eilte mit allen nur disponiblen Truppen dem Engpaß Kerbans zu, dem einzigen, wodurch der Emir seinen Zug nehmen mußte. Dies schlug alle seine Hoffnungen auf irgend günstigen Erfolg nieder. Er sandte Boten, welche seine Unterwerfung verkündeten. Es war eine dunkle Nacht. Welche Gefühle mußten die Seele des Mannes durchwogen, als er sich dem Feinde ergeben mußte, den er seit 17 Jahren bekämpft hatte. Man ließ ihm freie Wahl des Ortes, wohin er sich zu begeben gedachte, Aegypten oder St. Jean d'Acre. Auf solche Bedingung kam er ins Lager. Lamoricière brachte den tiefgebeugten und vor Ermüdung entkräfteten Emir zum Herzog von Aumale, welcher so eben nach heftigem Sturme gelandet war. Am nächsten Morgen führte er als Symbol gänzlicher Verzichtleistung auf die Gewalt dem Herzog sein letztes Pferd als Pfand der Unterwerfung zu. Nach einer stürmischen Ueberfahrt gelangte er nach Frankreich, wo er wider Vertrag von lästiger Bewachung umgeben war.

Holland und Belgien.

Die belgische Revolution 1830.

Ursachen derselben und Lage des Landes vor der Revolution. Die Reformation, wie sie denn überhaupt die Gesammtmasse alles geistigen Seins in Bewegung setzte, hatte auch in den Niederlanden Eingang gefunden. Unter Philipp II. erlag die angebliche Ketzerei dem Henkerschwert eines Alba. Wilhelm von Oranien wurde der Retter des Landes und auf seinem Betrieb erklärten sich 1581 7 nördliche Staaten für unabhängig und bildeten die Republik Holland. Hier erblühte der Protestantismus, während der Süden anfangs unter spanischer, später unter österreichischer Regierung dem Katholicismus zugethan blieb. Die staatliche Trennung blieb auch später, als Napoleon Belgien als einen integrirenden Theil Frankreichs einzog, während er seinen Bruder Louis als König von Holland einsetzte. Nach dem Sturze Napoleons ordneten die Großmächte Europa's auf dem Wiener Congreß die durch Napoleon herbeigeführte Neugestaltung der Dinge. Belgien wollte man weder bei Frankreich belassen, noch auch wollte man es an Deutschland, zu dem es ja früher gehörte, zurückstellen, und so fiel es dem König von Holland, Wilhelm I., welcher 1814 aus England zurückgekehrt und nun als König von Holland anerkannt worden war, durch Beschlußnahme des Wiener Congresses anheim. Einige Festungen an der Grenze Frankreichs sollten als Bollwerke dessen etwaige Eroberungsgelüste in Zaume halten. — Allein dies politische Amalgam steigerte die schon seit Langem bestandene

Handelseifersucht dieser benachbarten Völker zum unauslöschlichen Haß. Der König wollte die verschiedenartigen Elemente zweier in ihrer Sprache, Bildung und ihrem Charakter so verschiedenen Völker zu einem Ganzen vereinen. Dies Prinzip fand belgischer Seits den entschiedensten Widerspruch. Die Handlungsweise des Königs rief bei der stets gereizten Stimmung des belgischen Volks die Idee hervor, als werde es von Holland beherrscht. Die Belgier erfuhren eine stete Hintansetzung; bei Staatsanstellungen bekamen stets die Holländer auf eine das Nationalgefühl verletzende Weise den Vorzug. Der König verlangte überall bei gerichtlichen Verhandlungen Einführung der holländischen Sprache, da doch die Belgier wegen der Nachbarschaft Frankreichs meist nur der französischen Sprache sich bedienten; verordnete die Auflösung des Jesuitenseminars, welches früher den Unterricht der Jugend geleitet hatte; unterdrückte die Preßfreiheit; wählte unpopulaire Minister, die seinem Absolutismus huldigten, und verlangte endlich noch im unbilligen Begehr, daß die Belgier einen großen Theil der bedeutenden holländischen Staatsschuld übernehmen sollten. Die Liberalen, welche sich sehnten, solche schmähliche Ketten zu brechen, und Preßfreiheit, Absetzung oder doch wenigstens Verantwortlichkeit der Minister, Gleichstellung der französischen Sprache begehrten, und die ultrakatholische Parthei, welche die Obergewalt einer protestantischen Regierung nur unwillig ertrug und die den Jesuiten genommenen Lehrinstitute und Lehrfreiheit denselben zurückgegeben wissen wollten, bildeten die seltsame Opposition. Seltsam deßhalb, weil Glaubensumdunkelung und politische Freiheitshelle, also durchaus einander entgegenstehende Prinzipe, zu einer Ansicht sich verschmolzen und mit Hintansetzung aller Nebeninteressen bereitwillig die Hand sich reichten. Der König nannte die Opposition eine infame, woraus zu ersehen, wie so verhaßt sie ihm war. Infam wurde das Losungswort. Es bildete sich wie einst ein Bund der Geusen, so jetzt ein Bund der Infamen. Dem kräftigsten Vertheidiger des Liberalismus, Herrn de Potter, ließ der König nicht allein seine Privatcorrespondenz erbrechen, sondern schickte nach vorhergegangenem Hochverrathsprozeß ihn und noch 4 andere in die Verbannung. Den gemäßigten Minister

Gobbelschroy entsetzte er seines Amtes, um dafür den ernsten unbeliebten, absolutistisch gesinnten Lacoste anzustellen. Man hatte gehofft, daß einzelne Zweige der Verwaltung der Seemacht und Steuererhebung von dem Haag nach Brüssel verlegt werden würden; davon geschah nichts. Einen von dem Volke mit der größten Erbitterung gehaßten Minister, van Maanen, gegen den schon oft Grimm und Zorn in thätlichen Ausbrüchen gewüthet, überhäufte er mit unbezweifelten, ja unbegreiflichen Beweisen seiner Huld, während dieser dem unverschämten, schon früher wegen Wechselverfälschung gebrandmarkten Libry Bagnano seine Gunst schenkte. Dieser meinte einmal, man müsse dem Volke wie einem Hunde den Maulkorb anhängen, und mit Peitschenhiebe aufrührerische Reden gegen die Regierung zu dämpfen versuchen. So konnte es nicht bleiben. Es mußte sich endlich die in ihren Rechten tiefgekränkte Nation Bahn brechen. Ein Funken und die Explosion erfolgte. Der Blitzstrahl, der, geschleudert in die reiche Pulverkammer gereizter Ideen, zündend Alles in Bewegung setzte und den neuen Zustand der Dinge herbeiführte, es war — die französische Julirevolution von 1830.

Ausbruch der belgischen Revolution den 25. Aug. 1830. De Potter hatte in einem von Paris aus an den König gerichteten Briefe denselben genugsam gewarnt. Einzulenken, aufs Neue die Gemüther zu beschwichtigen, sei jetzt noch Zeit. Bald nicht mehr! Der König wies alle Warnungen der Art als unwürdiges Erdreisten zurück. Drohende, an die Straßenecken geklebte, sich auf den Geburtstag des Königs beziehende Anschläge, als: Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution, machten weiter keinen Eindruck. Mittwoch den 25. August war nämlich der Geburtstag des Königs, an welchem Tag zugleich die Vermählungsfeier der Prinzessin Mariane mit dem Prinzen Albrecht von Preußen stattfinden sollte. Zur Feier des Tages war die Aufführung der bekannten Oper: Die Stumme von Portici anberaumt. Wer kennt nicht die revolutionäre Tendenz derselben? Bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks war es gefährlich, Anlaß zu geben, klug, jeden Anlaß zum Ausbruch zu vermeiden. Der gemäßigte Gobbelschroy zog das Bewilligungssystem dem Untersagen vor. Das Theater war gedrängt

angefüllt mit Menschen aller Art. Bis zum dritten Akt blieb Alles ruhig. Doch als die Lärmglocken ertönten, revoltirend die Fischer mit Feuerbränden, die Volkswuth darstellend, in furchtbarem Tumult und Gelärm über die Bühne stürzten, der spanische Hauptmann als ein Opfer seiner militärischen Strenge fiel, da hielt auch das Volk nicht länger sich in geziemenden Grenzen. Der Revolutionsgeist ergreift Aller Gemüth, theilt sich den draußen Stehenden mit und setzt Alles wie ein Lauffeuer in heftige Bewegung. Wild tobt der Aufruhr in Brüssels Mauern. Zuerst in aufgeregter Wuth stürmt das Volk auf Libry Bagnano's Haus. Man will ihn ergreifen, ihn mit entblößtem Rücken, dem Volke seine Brandmale zeigend, auf einen Esel setzen; man würde ihn zerrissen haben. Klüglich hatte er indessen die Stätte, wo Gefahr ihm drohte, verlassen. Er war geflüchtet. Man will Feuer anlegen. Es wird gelöscht. Man erquickt sich an dem im Keller gefundenen Wein. Dieser erhitzt noch mehr die Geister. Heranziehendes Militär wird mit Steinwürfen und leeren Weinflaschen empfangen. Weiter wälzt sich der Zug durch die Straßen. Des Polizeidirectors Knyff Wohnung wird geplündert; sein Mantel, da man ihn selbst nicht mehr findet, in tausend Fetzen zerrissen. Von hier allgemeiner Ruf: nach van Maanen! Das schöne Gebäude wird geplündert und der angelegten Feuersbrunst vermag nichts Einhalt zu thun. Die Gluth greift immer weiter um sich. Die Flamme dient der Menge als Sammlungsort. Alle Meubeln werden zerstückt und die kostbaren Draperien der Gardinen zerrissen. Wein, immermehr erhitzend und aufregend, fließt in Strömen. Die Soldaten, eingedenk des französischen Militärs, der Volkswuth gegenüber, verhielten Anfangs sich ruhig; bald aber werden kräftigere Maßregeln getroffen, das Militair macht sich an die Bürger. Blut fließt in den Straßen Brüssels und Leichen decken das Pflaster. Ruhigere Bürger verschaffen sich Waffen, Bürgergarden bilden sich, um die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, das Militär zieht sich zurück, die brabantinische Fahne, roth, orange und schwarz, weht auf den Thürmen. Emanuel von Hoogvorst stellt sich an die Spitze der Bürgermiliz und beschwichtigte den Sturm. Der Aufstand wird gestillt. Längere Zeit dauerte der Kampf in den Straßen Brüssels. Auch die

Umgegend blieb nicht verschont. Herrliche Fabrikgebäude, deren Herren durch Maschinen die Hände so vieler Handwerker unnöthig gemacht hatten, wurden ein Raub der Flammen, nachdem man sie geplündert. Auf 150,000 Gulden wurde der Schaden berechnet. Durch ganz Belgien wogte der Aufruhr. In Verviers, Namur, Lüttich, Gent, Antwerpen überall Empörung!

Um die Sache bei dem Könige Wilhelm in's rechte Licht zu stellen und die wohlbegründeten Wünsche ihm auszusprechen, wird eine an ihn zu sendende Deputation gewählt. Vorzüglichste Theilnehmer dieser Gesandschaft waren die beiden Grafen von Merode, Gendebien, van de Weyer, Jacob von Hoogvorst. Vorzüglichste Wünsche: Absetzung van Maanen's, überhaupt Verantwortlichkeit der Minister, volksthümliches Wahlsystem, Einstellung der Verfolgungen liberaler Schriftsteller und Beschäftigung der Handwerker 2c. Von irgend einer Trennung Holland's und Belgiens war noch nicht die Rede. Die Deputation langte in Haag an. Vernünftiges Eingehen auf die Wünsche des Volks, Sich-fügen in die nun nicht mehr zu ändernde Nothwendigkeit wäre in des Königs Lage Weisheit gewesen. Er entsetzte freilich van Maanen, berief die Generalstaaten, hielt eine Thronrede, aber in so allgemeinen, ja doppelzüngigen Ausdrücken, daß die Hoffnung auf eine gütlich zu Stande kommende Ausgleichung gänzlich verschwand, wohl aber der König durch den an sein Heer erlassenen Befehl Verdacht erweckte, durch bedeutende nach Belgien zu sendende Truppenabtheilungen den Aufstand dämpfen zu wollen. Hoffnungslos und zugleich erbittert, kehrten die Abgesandten zurück. Unterdessen war das Heer unter der Oberanführung der beiden königlichen Prinzen, Wilhelm v. Oranien, des Kronprinzen, und seines Bruders, Friedrich, bei Laeken, dem vor Brüssel gelegenen Lustschlosse, angelangt. Man verweigerte ihnen mit dem Militair Einlaß in die Stadt. Fürst v. Ligne sagte, nur über seinen Leichnam gehe der Weg. Alles entschloß sich zum kräftigsten Widerstande. Eine an die Prinzen geschickte Deputation schilderte denselben die in der Stadt herrschende Gährung und beschwor sie, eine muthige und entschlossene Bevölkerung nicht aufs Aeußerste zu treiben. Ein heldenmüthiger Entschluß des Kronprinzen bewegt die Herzen zur Freude. Allein und ohne Begleitung will er sich hinein-

begeben in die empörte Stadt. Dies sprach Vertrauen aus. Er wollte gemeinsam mit den Bürgern Alles zur Wiederherstellung der Ruhe versuchen. Blaß, jedoch nicht ängstlich, geleitet von pöbelhaften Massen, betrat er die Schwelle der Stadt, durchreitet die Straßen und sein loyales, furchtloses Benehmen, sein freundliches Aeußere gewinnt ihm aller Herzen. Einen kleinen Unfall abgerechnet, langt er im Regierungspalaste an. Alles scheint zu einem günstigen Resultat sich vorzubereiten und schon sind die Wege der friedlichen Unterhandlung gebahnt, — als die Deputation aus dem Haag zurückkehrt. In Folge der Veröffentlichung der königlichen Antwort wird der angeknüpfte Faden wieder zerrissen. Da kein anderer Ausweg bleibt die Gemüther zu beschwichtigen, so spricht der Prinz die administrative und legislative Trennung Belgiens von Holland aus, jedoch sollten beide Länder unter dem Oberhaupte des Hauses Nassau-Oranien verbleiben. Allgemeine Rührung ergreift die Versammlung. Man fällt sich in die Arme. So verläßt der Prinz Belgien, um die Bestätigung dieses Schrittes von seinem Vater sich einzuholen. Man überredete sich Holländischer Seits noch immer, nur eine kleine Partei in Belgien hege solche freventliche Gesinnung. Deßhalb that, und dies ist das Urtheil der Geschichte, deßhalb that die holländische Regierung nichts, um den Bürgerkrieg zu verhindern, Alles, um ihn unvermeidlich zu machen!

Kampf in Brüssel. Der vor der Stadt zurückgebliebene Prinz Friedrich erhielt den königlichen Befehl, in Brüssel, wo nicht im Guten, alsdann mit Gewalt einzurücken. Ein von den Prinzen Friedrich erlassene Proclamation gebot Ergebuug und Niederlegung der Waffen. Nie werde es geschehen, war die kurze Antwort. Der an den Prinzen abgesandte Parlamentär Ducpetiaux wurde in Fesseln geschlagen und nach Antwerpen weggeführt. Noch um so mehr reizte dies den Widerstand der Belgier. Lütticher, derbe, kräftige Leute, in ihren Fuhrmannskitteln (Blusen) vertheidigten mit wildem Muth die Stadt. Der Prinz schritt den 23. Sept. zum Angriff. Es blieb den Bürgern nichts übrig als sich aufs verzweifeltste zu wehren. Und dies geschah. Eines Thores hatte Friedrich sich bemeistert und drang so in die Stadt ein. Heftiger Kampf auf den Straßen! Man bewillkommnete die

Eindringlinge mit Kartätschen, Pelotonfeuer, Steinen und siedendem Oel, welches man den Holländern auf die Köpfe goß. Eine Brücke wurde von Charlier, einem Stelzfuß, der unter dem Namen des hölzernen Beines erwähnt wird, vertheidigt. Er richtete eine bedeutende Niederlage mit seiner Kanone, die er allein trefflich bediente, an. Alle Schrecknisse eines Bürgerkrieges, Raub, Mord und Plünderung, offenbarten sich. 3 Tage wurde mit abwechselndem Glücke gekämpft. Der Sieg entschied sich für die Bewohner Brüssels! In schneller Flucht mußte Friedrich die Stadt räumen. Vor Zorn soll er geweint haben. — Dies geschah am 19. Sept. 1830. Eine Devision Holländer stieß Freudengeschrei aus, als sie die Thore Brüssels im Rücken hatte. Man zog sich auf Antwerpen zurück, woselbst erschöpft und entmuthigt das Heer am 21. Oct. ankam.

Trennung Belgien's von Holland. Leopold I. wird König der Belgier. Ueberall durch das ganze Land erscholl das Jubelgeschrei der Bewohner. De Potter stellte sich an die Spitze der Angelegenheiten und ein Nationalcongreß trat in seinen Berathungen zusammen. Jetzt übersandte noch einmal der Prinz Wilhelm, der indessen in Antwerpen angelangt war, eine Proclamation an den Nationalcongreß, in der Absicht, ihn für sich zu gewinnen, und um so sich dem Volke verblümt zum Könige von Belgien anzubieten. Man wies dieses lächerliche Anerbieten mit Protest zurück. Ueberhaupt bekommt durch diesen Schritt das ganze Benehmen des Prinzen eine zweideutige Färbung. So hatte er die Beschämung, in Belgien abgewiesen zu sein und in Holland sich prostituirt zu haben. Er ging deßhalb in seiner tiefen Bekümmerniß für eine Zeit nach London. Die völlige Trennung Belgiens von Holland wurde nun unter dem Jubel des Volkes ausgesprochen. Allein bei allmählig eintretender Ruhe nach Außen, tauchten nun im Innern die Parteien von Neuem auf. Die Liberalen suchten der jesuitischen Partei das Heft der Regierung aus den Händen zu winden. Aus allen verschiedenartigen, nun aufgestellten Prinzipen ging endlich das als Hauptsache hervor, daß die Unabhängigkeit Belgiens bestehen sollte, frei von Holländischer Oberhoheit und eine constitutionelle Monarchie für das dem Wohle Belgiens Ersprießlichste zu achten sei. Da

man also Republik unter de Potter's Leitung vielleicht nicht wollte, auch dem Anschluß an Frankreich sich widersetzte, weil nach dem Prinzip des politischen Gleichgewichts besonders die Großmächte Europa's nimmer dies würden gestattet haben, so verlangte man Monarchie, constitutionelle Monarchie. Allein wen als Monarchen, und wen am besten? Ueberall hin wenden sich die sehnsüchtigen, ja oft eigennützigen Blicke. Man findet in der That aus Vielen Einige. Allein bei Jedem spricht die Leidenschaft der Partei. So bei dem Herzoge von Nemours. Allein einem französischen Königssohne das belgische Diadem umwinden, hieße doch wahrlich nichts anderes, als sich unter den Adler Frankreichs flüchten. Weiter! Der Herzog August von Leuchtenberg, Enkel Napoleon's. Allein Belgien würde der Heerd vulcanischer Ausbrüche zu Gunsten der Napoleoniden geworden sein und vielleicht den Feuerbrand aufs Neue in das erst eben nach vielen Stürmen beschwichtigte Frankreich geschleudert haben, also diesem gefährlich geworden sein. Auch dies durfte nicht geschehen! Der zu erwählende Prinz mußte Garantien für den zu bewahrenden Frieden bringen, außerdem bedeutende Zugeständnisse von den Großmächten mitbringen, damit gleich Anfangs seine Nutzbarkeit einleuchte. Deßhalb richteten Aller Blicke sich auf den Prinzen am englischen Hofe, der in edler Aufopferung schon einmal eine Krone, die Krone Griechenlands, in lobenswerther Uneigennützigkeit ausschlug, auf den Gemahl der in ihrem 18. Lebensjahre verschiedenen Prinzessin v. Wales, den jetzigen Prinzen von England, Leopold v. Coburg, dessen Name wegen seiner empfehlenswerthen Eigenschaften und Loyalität seines Wesens einen so guten Klang hatte. England leistete Bürgschaft für den Frieden. Im festen Entschluß verblieb man bei ihm. Die Wahl eines interimistischen Regenten bis zu Leopold's Ankunft fiel auf Surlet de Chokier. Ob aber Leopold die angebotene Krone annahm, das war die Frage. Griechenland hatte er, weil die aufgestellten Bedingungen ihm nicht zusagten, ausgeschlagen. In Uebereinstimmung mit den Großmächten fragte man an, legte die Bedingungen vor, die Großmächte trieben, das belgische Volk drang in ihn, an den Bedingungen fanden sich keine ihm bedenklich scheinende Punkte. Warum sollte er eine Königskrone, so vertrauensvoll von allen

Seiten ihm angeboten, nicht seinem Haupte umflechten? Er vermochte nicht zu widerstehen und nach einem stillen Kampfe in seinem Herzen und nach einer ernsten Selbstprüfung willigte er ein, von Herzen, im festen Vorsatze, die ihm von Gott zur Regierung angewiesenen Völker nach Kräften zu beglücken und Friede und Eintracht wieder heimisch zu machen in dem nun auch ihm heimischen Lande. Selige Zeiten gingen dem Lande, seliges Wirken seinen Blicken auf!

Der Prinz entsagte einer ihm von England als Wittwer der Prinzessin von Wales ausgesetzten Pension, um so in keinerlei Abhängigkeitsverhältniß von England zu erscheinen und verließ am 16. Juli 1831 England, um schon am folgenden Tage zu Ostende, an den Gestaden des Landes, das er zu regieren berufen wurde, zu landen. Lauter Jubel empfing ihn und sein Zug bis nach Brüssel, wo man Alles zu einem festlichen Empfange bereitet, glich einem fortwährenden Triumphzuge. Endlich aus weiter Ferne tauchen die Thürme seiner Hauptstadt auf. Nicht zu erwehren vermochte er sich eines lebhaften Gefühls der Rührung. Wie noch mehr, als er unter dem Festgeläute der Glocken und dem fortwährenden Freudendonner des Geschützes, unter dem lauten Jubel des Volks seiner Hauptstadt, von wogenden Menschenmassen, deren Wohl er in seinem Herzen tragen sollte, umgeben, durch die volksbelebten Straßen, in belgische Generalsuniform gekleidet, hindurchritt. Frauengestalten mit wehenden Tüchern am Fenster! Ueberall Blumen und dreifarbige Bänder, und dazwischen passende Embleme! Auf dem schönen Place royal, welcher, umgeben von herrlichen Gebäuden, worin sich Kopf an Kopf erhob, mit einer stets jubelnden Menschenmenge angefüllt war, war unter Gottes freiem Himmel der Thron errichtet. Surlet de Chokier legt seine Regentschaft in die Hände des Königs. Der König beschwört die ihm vom Präsidenten vorgelegte Constitution und nach schneller Hinwegräumung der vor dem Thron befindlichen Sessel besteigt **Leopold als König der Belgier** den Thron. Das Volk will in seinem Jubel nicht enden. Ein Wink des Konigs mit der Hand macht es stumm. Mit rührender Herzlichkeit redet er zum Volk und begiebt sich alsdann in den königlichen Palast. So erreichte die Feierlichkeit ihr Ende. — Allein wie viel war jetzt

zu thun, wie viel zu ebnen, wie viel des politischen Unkrauts auszujäten, ehe Alles wieder in das Gleis geordneter Zustände zurückkehrte. In einer nun angestellten Rundreise des Königs durch sein Land, um dasselbe und dessen Bedürfnisse kennen zu lernen, freute man sich in lebendigen Beweisen seines Erscheinens. Aller Herzen flogen dem biedern, männlich schönen Könige entgegen. Allein bald wurde diese allgemein sich kundgebende Freude getrübt und er durch das bewaffnete Eindringen der holländischen Truppen zur schleunigsten Rückkehr getrieben. Sie wollten den Monsieur de Saxe Cobourg, wie sie ihn nannten, seines Triumphes nicht froh werden lassen.

Der König von Holland hatte nämlich allerdings, durch die Nothwendigkeit bedrängt, den von den Großmächten entworfenen Protocollen, zur Trennung Belgien's von Holland seine Zustimmung gegeben, jedoch gleich darauf seine Armee auf den Kriegsfuß gesetzt; sie drang in Belgien ein. Bei den noch ungeordneten Zuständen des Landes sah Leopold sich genöthigt, England's und Frankreich's Hülfe zu beanspruchen. Während Admiral Codrington mit einer englischen Flotte an der Schelde erschien, rückten die Franzosen unter Marschall Gérard, dem die beiden königlichen Prinzen, die Herzöge von Orleans und Nemours sich anschlossen, in Belgien ein. Leopold selbst hatte sich indessen zur Scheldearmee begeben, um persönlich den Kampf zu leiten. Er traf bei Hasselt mit den Holländern zusammen, bewies viel persönliche Tapferkeit, richtete zuweilen mit eigener Hand eine Kanone, wurde jedoch nach kurzem Widerstande zur Flucht genöthigt. Es fehlte nicht viel, so wäre er von den überall umherstreifenden holländischen Truppen gefangen genommen worden. Schon rückte der Prinz von Oranien, dessen kluge Anordnungen solche militärische Vortheile herbeigeführt hatten, gegen Brüssel vor, als die Franzosen erschienen und ihn durch ihre Uebermacht zur schleunigen Rückkehr nöthigten. — Jetzt wurde Leopold von den Großmächten anerkannt. Der König von Holland, welcher durchaus sich nicht den Ansichten der Großmächte fügen wollte, ließ jetzt die Citadelle von Antwerpen durch Baron von Chassé, einen General aus der alten napoleonischen Schule (von seinen Soldaten scherz-

weis der Bajonettgeneral genannt) besetzen, um so wenigstens diese bedeutende Hauptstadt, die Rivalin Amsterdams, in seiner Gewalt zu behalten.

Belagerung und Einnahme Antwerpens den 24. Dec. 1832. Die Bürger Antwerpens wollten den General Chassé mit Gewalt vertreiben; was vermochten sie indessen allein gegen eine geregelte militärische Macht, gegen einen Helden, wie Chassé! Er ließ schießen, hielt sich indeß auf Bitten ruhiger, angesehener Einwohner bis zur gänzlichen, gütlichen Beilegung der Sache ruhig. Alles gegenseitige Feuern sollte eingestellt werden. Als aber dennoch, weil vielleicht Einzelne, besonders Betrunkene nichts von dieser geschlossenen Capitulation erfuhren, das Schießen nicht unterblieb, und belgische Horden seine vorgeschobenen Posten wieder angriffen, so ließ er von der im Hafen liegenden Flotte sowohl, wie von der Citadelle aus, aus 300 Feuerschlünden die Stadt Antwerpen 7 Stunden lang beschießen, sie in Brand stecken und einen großen Theil dieser sonst so blühenden Stadt in Trümmer legen. Viele herrliche Gebäude wurden vernichtet und beschädigt, sogar der durch sein hohes Alter und seine architectonische Schönheit ausgezeichnete Thurm der Hauptkirche. Selbst mehrere Bürger büßten ihr Leben ein. In kleinlicher Rache dachte vielleicht Chassé schon jetzt daran, diese dem holländischen Handel so viel Schaden bringende Stadt, wenn sie nicht für dieselben zu behaupten sei, durch ihre Vernichtung gänzlich unschädlich zu machen. Das Feuern wurde endlich eingestellt. Chassé behauptete sich immer noch in der Citadelle Antwerpens. Angeknüpfte Verhandlungen kamen nicht zu Stande. Im December rückten die Franzosen zur Belagerung gegen Antwerpen vor. Die Laufgräben wurden eröffnet und das Arbeiten trotz der schlechten Witterung und des beständigen Feuerns von der Citadelle ununterbrochen fortgesetzt. Der Herzog von Orleans setzte sich oft den feindlichen Kugeln aus. Ein furchtbar, zerschmetterndes Bombardement von Seiten des belgisch-französischen Heers, unter dem Commando Gérards, beginnt auf die Citadelle. Ueberall Zerstörung, ja fast gänzliche Vernichtung derselben! Chassé konnte nicht länger sich halten. Er mußte die Citadelle räumen und sich selbst und die Seinen als Gefangene ergeben. Als Mann von Ehre hatte er sich so lange

gehalten wie möglich. Der äußersten Nothwendigkeit mußte er weichen. Chassé wurde als Kriegsgefangener in das Innere Frankreichs weggeführt. Das Heer zog frohlockend in Antwerpen ein. Gérard zog sich bald zurück und erhielt einen Ehrensäbel als Anerkennung seiner Dienste.

Dies waren die letzten Feindseligkeiten, welche zwischen Belgien und Holland stattfanden. Im Innern Belgiens wollte und konnte der Revolutionsgeist nicht sogleich sich legen. Die Faktionen standen einander schroff gegenüber. Die liberale und die katholische Partei befehdeten sich heftig und bei der Freiheit der Volksversammlungen suchte eine jede, sei's durch Volksauflauf, sei's durch Bannstrahlen, seine Meinung zu verfechten und durchzusetzen. Zwischen beiden Parteien bildete sich die der Gemäßigten, welche jenen das Widerspiel hielt. Auch Orangisten gab es, welchen es darum zu thun war, das nassau-oranische Haus wieder auf den Thron zu setzen. Es brach sogar zu Gunsten des Königs von Holland eine Verschwörung aus, die ihre Endfäden in Paris hatte. Die Regierung ließ viele Verhaftungen vornehmen und Manche, welche bei dem Kampfe für die Unabhängigkeit Belgien's eine bedeutende Rolle gespielt hatten, wurden dabei compromittirt. Besonders waren in diese orangistische Verschwörung der Graf Vandermeer und Vandersmissen verwickelt. Sie wurden zum Tode verurtheilt, jedoch ihr Urtheil in 20jährige Haft verwandelt, der sich jedoch schon im Nov. 1842 Vandersmissen mit Hülfe seiner ihn besuchenden Gemahlin, welche mit ihm ihre Kleider gewechselt hatte, entzog. Vandersmissen entkam nach Holland. Vandermeer wurde 1843 begnadigt, jedoch unter der Bedingung nach Amerika zu gehen. Wie Viele jedoch die frühern Verhältnisse zurück wünschten und in Anerkenntniß des Guten, was die holländische Regierung für Belgien gethan, sich sehnten, unter die vertriebene Regierung zurückzukehren, so hatte sich doch des Königs Herz losgesagt von einer Nation, die, wie er sagte, seine königlichen Rechte mit unsauberen Händen antastete und durch eigne von der Wuth entbrannter Leidenschaften geleitete Maßregeln Selbsthülfe sich schuf. Er wollte, so betheuerte er, nicht mehr in Belgien herrschen. Bei den mannigfach sich gestaltenden Widerwärtigkeiten, welche Leopold zu bekämpfen hatte,

drängte sich auch ihm der Gedanke auf, auf die Krone zu verzichten, denn:

Legt Ihr Niederen nieder Euch beglückt!
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt!

Doch aber hat er während seiner Regierung Treffliches erstrebt und ist in Wahrheit die Triebfeder zu allem Guten, zur Förderung der materiellen wie geistigen Interessen seines Volkes gewesen. Anspruchslos, mäßig und vorsichtig hielt er sich mehr im Hintergrunde, ließ oft den Leuten ihren Willen, bekümmerte sich um Kleinigkeiten nicht, besaß aber dennoch die Klugheit, sie in allem Nöthigen zu seinem Willen zu bequemen. In wenigen Jahren blühte der Handel auf und auf dem Felde der Industrie wurden die großartigsten Fortschritte sichtbar, also daß Deutschland sich um Belgiens Freundschaft bewarb und mehrere Regierungen sich beeiferten, mit diesem fabrikreichen und gewerbthätigen Lande wegen materieller Vortheile Handelsverträge abzuschließen. Ein Zollvertrag knüpfte Belgien mit Holland so eng zusammen, wie es kaum vor der Trennung 1830 gewesen war. Ganz Belgien wurde mit einem Netze von Eisenbahnen übersponnen, wodurch der lebhafte Güter- und Personenverkehr bedingt war. Das Land konnte sich nun, nicht mehr gestört von Außen, indem auch Holland jetzt Belgiens Selbstständigkeit anerkannte und so Letzteres von einem gefürchteten Nachbar und Prätendenten befreit war, zu einer Bedeutsamkeit und Großartigkeit sich entwickeln, die Bewunderung erregte. – Die Idee, die vlämische Sprache, welche seit der französischen Occupation durch die französische Sprache in den Hintergrund gedrängt wurde, in ihre nationalen Rechte wieder einzusetzen, fand, angeregt durch den berühmten Philologen Professor Willems in Gent, überall den erfreulichsten Anklang. Auch wurden die geistigen Interessen durch Bildungsanstalten aller Art auf das Bedeutsamste vertreten und namentlich war es die Malerkunst, die sich an der Stätte, wo sie schon früher so herrlich geblüht, eine neue Heimath schuf. So erzielte also Belgien nach vielen Kämpfen ein wider alles Erwarten günstiges Resultat. Indessen fehlt neben dem Licht auch nicht der Schatten! Wie es nämlich so oft sich gestaltet, daß neben dem Aufblühen des Handels und der Gewerbe im niederen Volk sich Armuth erzeugt, so

sehen wir auch hier den Pauperismus auf eine schreckenerregende Weise überhand nehmen. An 600,000 Menschen empfingen aus den Staatskassen Unterstützung und man erblickte den vierten Theil der Einwohner Brüssels auf den Armenlisten, wobei freilich zu erwägen ist, daß Viele wohl nur deßhalb sich in jene Listen eintragen ließen, um die damit verbundenen Vortheile, z. B. Befreiung vom Communalgardendienst, Armenarzt und Medicin in Krankheitsfällen ꝛc. zu genießen. Die Branntweinpest hatte überall sich verbreitet. Kuranda berichtet in seinem lehrreichen Buche über Belgien, daß nach offizieller Anzeige in der Provinz Hennegau auf einem Bezirk von wenigen Stunden sich 1600 Kneipen und Wirthshäuser befänden. Man suchte durch Mäßigkeitsvereine diesem Unwesen zu steuern, was jedoch zu keinem günstigen Resultate führte. Auch der Plan, den Armen dadurch Erleichterung zu verschaffen, daß man ihnen Strecken unbebauten, kulturfähigen Landes zur Urbarmachung überwies, mißlang, was jedoch weniger an den Armen, als an der geringen Umsicht lag, mit welcher man den Boden ausgewählt hatte.

Genealogisches. Leopold I., König der Belgier, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. zu Coburg den 16. Dec. 1790, vermählt 1816 mit Georg's IV. einziger Tochter, Charlotte, Prinzessin von Wales, † 1817, zum zweiten Male mit der Tochter Louis Philipp's, Louise, Prinzessin von Orleans. Vier Kinder entsprossen dieser Ehe, von denen der älteste Sohn 1834 starb. Der Kronprinz führt den Titel: Herzog v. Brabant. Leopold I. ist Oheim des jetzt regierenden Herzogs von Coburg-Gotha, so wie der Königin von England und des Prinzen Albert, Gemahl der Königin.

Wilhelm I., König von Holland legte den 8. Oct. 1840 die Krone nieder. Er nannte sich seitdem Graf v. Nassau und war zuletzt mit der Gräfin Nassau d'Oultremont vermählt. — Ihm folgte Wilhelm II., geb. den 6. Dec. 1792 im Haag. Er succedirte 1840 und starb 1849. Vermählt war er mit der Schwester des Kaisers von Rußland Nicolaus, Anna Paulowna. Diesem folgte seit 1849 der jetzige König Wilhelm III., geb. den 19. Febr. 1817, vermählt mit der Tochter des Königs von Würtemberg, Sophie, geb. 1818.

Polen und Rußland.

Die polnische Revolution 1830.

Vorgeschichte Polens bis zur Revolution. Die Urgeschichte dieses Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt, ist fabelhaft. Die nomadisirenden Sarmaten waren zweifelsohne die Stammväter der heutigen Polen. Vereint zum geselligen Verkehr kommt im 7. Jahrhundert der Name Polen (Ebene) vor. Erst im 9. und 10. Jahrhundert wird die Geschichte heller und die ersten Fürsten dieses 872 als Herzogthum vorkommenden Landes heißen Piasten. Mit Casimir dem Großen starben diese aus. 1370. Dessen Tochter Hedwig vermählte sich mit dem Herzoge von Litthauen Jagello, daher die Jagellonen. Das Land erfuhr dadurch bedeutende Erweiterungen, erstreckte sich östlich bis gen Smolensk, während es noch südlich die Wallachei und Moldau umfaßte. Nach dem Tode des letzten Jagellonen, Sigismund III., am Ende des 15. Jahrhunderts, wurde das Oberhaupt aus den Führern des Volkes gewählt. Große Unordnungen fielen stets dabei vor. Polen sank immermehr von seiner frühern Höhe herab. Die Krone wurde oft nach Gutdünken und durch Bestechung vergeben. Heinrich von Valois, der Bruder des durch die Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit so berüchtigt gewordenen Carl's IX., bestieg, jedoch nur auf kurze Zeit, den Thron. Er überließ das Reich neuen Unruhen, als der frühzeitige Tod seines Bruders ihn zum Herrscher über Frankreich berief. Noch einmal hatte Polen später einen durchaus kräftigen und edlen Fürsten, Johann Sobieski, der in der allgemeinen Noth der

Schild und Schutz Wien's wurde gegen die herandrängenden Türken. Er schlug sie zurück. Mit Uebergehung seines Sohnes fiel nun die Wahl auf August II., Kurfürsten von Sachsen, beibenamt der Starke. Carl XII. von Schweden aber begünstigte den Stanislaus Lescinsky. Oftmals verdrängt und wieder erhoben mußte Letzterer endlich in Frankreich eine Freistätte suchen. Nancy wurde seine Residenz. Nach August's II. Tode gelangte August III. zur Herrschaft, bis endlich die russische Kaiserin Katharina II. unter dem Schutze russischer Bajonette den Stanislaus Poniatowsky zum König von Polen ernennen ließ. Doch vermochte Stanislaus, selbst eine schwache Creatur Katharina's, nicht den losgelassenen Strom innerer Parteien und Bewegungen einen hemmenden Damm entgegenzustellen. Viele Polen, die dem Lichte der Reformation, welches auch bis hieher seine Strahlen ergoß, zugänglich wurden, (sie nannten sich Dissidenten, Andersdenkende) wurden unterdrückt, ja zu Thorn stifteten die Jesuiten eine zweite Bartholomäusnacht an, wo der größte Theil der Dissidenten ermordet wurde, 1742. Die Schwäche des Reichs bot den Herrschern, besonders der russischen Kaiserin eine willkommene Gelegenheit, ihre machthaberische Hand auch hieher auszustrecken. Nicht vermochten die Polen ihr unglückliches Geschick aufzuhalten. Dreimalige Trennung war ihr Loos. 1772, 1793 und 1795. Und wenngleich Koskiusko, der edle Kämpfer für Nord-Amerika's Freiheit, der geliebte Freund Lafayettes auch versuchte, sein Volk von schmählicher Knechtschaft zu befreien, er unterlag im Freiheitskampfe. Als er in der Schlacht bei Maciewice den 10. Oct. 1794 mit dem Pferde stürzte, rief er aus: „Nun ist's aus mit Polen's Freiheit." (Finis Poloniae.) Suwarow eilte nun nach der kleinen, Warschau grade gegenüber liegenden und nur durch die Brücke getrennten Stadt Praga, um hier im Blute der Bürger seine Rache zu kühlen. Furchtbar war das Gemetzel. Keines Alters, keines Geschlechts wurde geschont, die Leichen stürzte man theils in die Weichsel, theils wurden sie verzehrt von dem furchtbar auflodernden Brande, der die ganze Stadt in einen Schutthaufen, ein Siegeszeichen der erobernden Russen, verwandelte. Das herzzerreißende Schmerzensgeschrei der unglücklichen Einwohner erfüllte die Luft, der Wind trieb es

zu den Ohren der in entsetzlicher Angst sich befindenden Einwohner Warschau's. Man schloß eine Capitulation. Stanislaus Poniatowsky ging in's Innere Rußland's. Katharina bewilligte ihm eine Pension. Polens Stern freier Selbständigkeit ging unter und erblich in Dunstwolken selbstsüchtiger Politik. — Nie konnte Polens edle Bevölkerung diese Knechtschaft ertragen; alle Fasern empörten sich gegen den Gedanken, geschlagen und umwunden zu sein von Ketten, die Rußlands Autokratie ihnen geschmiedet. Nein, ertragen konnten und wollten sie es nicht! Ihr Herz wandte sich um bei dem Gedanken, Knechte einer elenden Zwingherrschaft geworden zu sein. — Neue Hoffnungen, selige Träume eröffneten weit ihre Thore und umzogen mit blühenden Phantasiegestalten den abgelebten Stamm ihrer heißesten, in leidenschaftlicher Begeisterung zu erringenden Wünsche, als aus dem blutgetränkten Boden Frankreichs der Mann entsproß, der durch Vorspielungen von Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihnen als ein politischer Messias erschien, Napoleon. Daher die treue Anhänglichkeit der Polen an Napoleon bis zu seinem letzten politischen wie physischen Lebenshauche, selbst noch auf St. Helena; daher die seltene Treue, als deren Opfer der edle Polenfürst Poniatowsky auf Leipzig's blutgetränkten Gefilden in dem Schlamm der Elster seinen beklagenswerthen Untergang fand. In Napoleons Schule bildeten sich die Helden, die heute die Geschichte Polens unsterblich machen. Das von Napoleon gestiftete Großherzogthum Warschau, dessen Regent der König von Sachsen wurde (vierte Theilung 1807) zerfiel in sein Nichts und jetzt zog der Kaiser Alexander von Rußland ganz Polen zu seinem Reiche (fünfte Theilung). Seine humane, durch wahre Gottesfurcht (welche indessen nicht selten in die schlammigen Gebiete des Aberglaubens sich verlor) geadelte Gesinnung, die wie überall so in den Führungen und Weisungen der Völker Gottes allwaltende Hand sichtbarlich erkannt hatte, schien die christliche Religion, wie es denn in der Stiftung des sogenannten heiligen Bundes 1815 ausgesprochen war, als die Lineamente seiner Regierung betrachten zu wollen. Er, der Kaiser, der Vater, sie, die Unterthanen, seine Kinder. Eine freisinnige Constitution selbst in Polen, welches Land doch durch den Anschluß an Frankreich ein feindliches geworden war, war die

schöne Frucht dieser edlen Gesinnung. Polens Selbstständigkeit wurde, freilich in einem vierfach verkleinertem Verhältnisse wieder hergestellt. Alexander that Alles, um die in dumpfer Verzweiflung hinbrütenden Gemüther tröstend aufzurichten, stiftete eine Universität zu Warschau, ehrte das Nationalgefühl der Polen, bestellte den alten General Zajonczek, den Liebling der Polen, zum Statthalter, und ließ sogar die Leiche Poniatowsky's im feierlichen Pomp in der Gruft der alten Könige zu Krakau beisetzen.

Allein diese in edler Aufwallung kundgegebene politische Großmuth und das in die Wagschaale der Völker von Seiten ihrer Fürsten gelegte Vertrauen stimmte bald bei dem Auftauchen freisinniger Ideen, bei einer immermehr hervortretenden Selbständigkeit der Völker und bei dem Schreckbilde der französischen Revolution 1789, welche mit ihrem Blutregimente stets als drohendes Hohngebilde den Machthabern sich vorstellte, in kleinliches Mißtrauen gegen die Völker sich um. Polen gerieth durch diese Gedankenfolge des russischen Herrschers unter militairische Zucht und ängstlich polizeiliche Aufsicht. Kaiser Alexander starb 1825 zu Taganrok. Nicolaus I. folgte seinem Bruder. Wenngleich es Anfangs schien, als würde Nicolaus den Bedrängnissen abhelfen und die in dumpfer Gährung unterdrückten Gemüther aufrichten, und so die trübe Nacht hoffnungsloser Dunkelheit der in heißer Vaterlandsliebe glühenden Patrioten lichten, — nein, immermehr umzog der politische Lebenshimmel der Polen und kein Strahl eines dereinst zu erwartenden froheren Daseins senkte sich ein in die verödete Brust. Großfürst Constantin, der ältere Bruder des Kaisers, der der Krone Schimmer von sich abgewiesen, wurde Statthalter oder Vicekönig von Polen. Von allen früheren Concessionen war nicht mehr die Rede; durch seine furchtbar strenge Gemüthsart lähmte er in Schrecken und Verzweiflung jedes selbständige Gefühl. Mißhandlungen des Militairs durch Faustschläge in's Gesicht und Fußtritte, selbst gegen die Offiziere gerichtet, Zerreißen der Uniform und sonstige entehrende Strafen waren an der Tagesordnung. Mehre Officiere nahmen sich das Leben, weil ihnen wegen ehrverletzender Beleidigungen keine Genugthuung zu Theil wurde. Wagte man es zu widersprechen, so öffneten sich grausige Kerker, um die unglücklichen Opfer in ihre Eiseskälte und in die Nacht

ewiger Dunkelheit aufzunehmen; bald geriethen sie, da kein Gesetz, sondern nur eine, selbst an kein Sittengesetz gebundene, despotische Willkühr in ihrem launenhaften Wechsel regierte, in Vergessenheit und Viele, ja sie sind nicht zu zählen, die Edlen alle, welche in Grabesnacht des Kerkers lebendig eingesargt, in verzweiflungsvollen, schrecklichen Qualen, ohne je die wohlthuenden Strahlen der Sonne wieder empfunden und ihr belebendes Licht wieder erblickt zu haben, ihr Leben ausathmeten. Schaaren von Schlachtopfer jeglichen Geschlechts wurden nach Sibirien geschleppt, um hier in eisiger Kälte, bei des Nordpols ewig starrendem Eise ein Leben gänzlicher Vernichtung, los von allen Lebensgenüssen und Lebensfreuden, in beweinenswerther ewiger Verbannung von den theuren Fluren des Vaterlandes, elendiglich weiter zu führen. — Die Kerker faßten bald nicht mehr alle die Unglücklichen, die durch elende Spionirerei und ruchlose Angeberei, welche selbst bis tief in die Häuser sich einschlich, den Henkershänden der Creaturen constantinischer Schöpfung überliefert wurden. Alles wurde aufgeboten, rechtliche Polen zum Uebertritt zu diesem Despotensystem zu bewegen, um so die höllischen Geister und Dienstlanger, die Helfershelfer ihres Meisters zu werden. Vernichtung jeglichen Rechtes, Aufhebung jeglichen Bandes, eintretende, immermehr um sich greifende Vernichtung aller selbständigen Gefühle und Handlungen überall! Nicht Nero, nicht Caligula konnten grausamer sein in ihren ausgedachten und abgefeimten Qualen, welche edlen Häuptern der Nation durch Folter und Tortur auferlegt wurden. Es war eine politische Inquisition. Sprößlinge hoher adliger Familien wurden wegen leichter vermeintlicher Versehen verurtheilt, in halb blauen, halb grauen Lumpen gemeiner Verbrecher, geschlossen an Händen und Füßen, stets von einem Soldaten escortirt, die Straßen zu reinigen. Der Uebermuth des russischen Militairs in Warschau ging über alle Maßen weit. Rosniezki, der Chef der Polizei, füllte die Gefängnisse und erlaubte sich mit den Gefangenen ein grausames Spiel, indem er z. B. Weiber an den Haaren emporziehen ließ oder Männer mit salzigen Häringen nährte, ohne ihnen zu trinken zu geben. So hatte der Cäsarowitsch bei Androhung der härtesten Strafen, ja sogar Todesstrafe, das Absingen des Masurka, des bekannten Nationalliedes der Polen:

„Noch ist Polen nicht verloren," von Dombowski, verboten. Als er einst durch die Straßen von Warschau fuhr, vernahm er die hochverrätherischen Töne. Auf der Stelle ließ er halten und befahl einem Adjutanten hinzueilen, um den Hochverräther einzuziehen. Der Adjutant kehrte alsobald zurück und sagt: „Ew. Kaiserl. Hoheit werden mir vergeben, allein" — „Schweigen Sie", unterbrach ihn der Großfürst, „ich habe die verfluchte Masurka deutlich pfeifen hören, es ist von mir verboten, ich will den Unverschämten bestraft wissen, der es wagt, meinem Willen nicht zu gehorchen." — „Allgnädigster Herr, es bedarf nur...." — „Kein Wort mehr! Schaffen Sie den Elenden sogleich herbei." — „Kaiserl. Hoheit, das wird nicht möglich sein, denn der Schuldige ist.." — „Nicht möglich," herrschte der Cäsarowitsch, „wie wenn ich befehle? Haben Sie so große Lust ihm Gesellschaft zu leisten?" — „Kaiserl. Hoheit," fiel der Adjutant ein, „es ist ein Staar." — Beschämt biß Constantin sich auf die Lippen, sagte indessen nach kurzem Bedenken: „Desto besser, so brauchen wir ihn, da es nur ein Vogel ist, gar nicht zu schonen. Kaufen Sie ihn; da ist ein Dukaten. Er soll nach der Hauptwache gebracht und ihm der Kopf abgeschnitten werden. Dergleichen geschieht des Beispiels wegen." — Ein Unteroffizier wagt es, sich über eine harte, ihm ungerecht zugefügte Strafe bei Constantin zu beschweren und um Genugthuung zu bitten. Ein solches Gesuch widersprach so sehr den Gesetzen der Subordination, daß Constantin den Bittsteller ergreifen und auf einen Karren zu legen befahl, woselbst er unter den unmenschlichen Hieben von 15 Bataillonen, bei deren Reihen er vorüber geführt wurde, bald seinen Geist aufgab. — Ein Fähnrich, welcher einen Posten commandirte, war nur einige Minuten vor der Ablösung in einen Kaufmannsladen geeilt, um sich das zum Rapport nöthige Papier zu holen. Indem er zurückkommt, erblickt er den Großfürsten, der mit seiner Donnerstimme ihm die heftigsten Vorwürfe macht, alsdann ihn seiner Uniform beraubt und seinen ihn stets umgebenden Henkersknechten befiehlt, ihn zu schlagen. Während einer ganzen Stunde wurde der Unglückliche so mit Schlägen überschüttet, während der Großfürst ruhiger Zuschauer dieser Qualen blieb. Man brachte den längst Bewußtlosen in das Hospital, woselbst er nach wenigen Stunden verschied.

Unterrichtet von dem Unglücke ihres Sohnes, jedoch nicht von seinem Tode, eilt die Mutter des Fähnrichs herbei, und verlangt zu ihm gelassen zu werden. Vergebens sucht man sie abzuweisen und mit leeren Tröstungen zu beruhigen. Sie erräth endlich das Schreckliche und ihre Verzweiflung kennt keine Grenzen mehr. Laut flucht sie den Mördern. Als Constantin ihre Ankunft erfuhr, ließ er sie vor sich bringen und versuchte, sie zu beruhigen, indem er ihr eine Schadloshaltung von 5000 Gulden erbot. „Schweig, Barbar!" rief die Mutter im heftigsten Tone der Verzweiflung und Entrüstung, „das Blut meines Kindes werde ich Dir nie verkaufen. Möge es über Dein Haupt kommen." — Die Fürstin Lowicz, eine Polin, war die in morganatischer Ehe dem Großfürsten verbundene Gemahlin. Man hat dieser Dame den Vorwurf gemacht, so wenig bei dem Großfürsten zur Milderung der verhängnißvollen Geschicke edler Polenfamilien beigetragen zu haben. Vielleicht fühlte die Edle die Schmach, ohne linderenden Balsam bringen zu können. Sie war schön und verband damit eine solche Anmuth und Grazie, die das Auge und das Herz entzückte; ihr lockiges Haar umschlang in künstlicher Nachlässigkeit ihren blendend weißen Hals und die Einfachheit ihrer Kleidung trug nur dazu bei, den ihr eignen Reiz zu erhöhn. Durch ihre glänzende Stellung war diese Fürstin im hohen Grade isolirt. Wer das Innere des Belvedère ihres und des Großfürsten Palast betrat, wurde von der Eigenthümlichkeit dieser Residenz überrascht. Es lag dieser Palast in der Mitte eines schönen, mit einer festen Mauer umzogenen, äußerst geschmackvoll angelegten und mit köstlicher Blumenpracht aller Zonen bis in das Wunderbare versehenen Gartens. Im Schlosse selbst überall Fenster, denn der feige und tyrannische Bewohner liebte die Helle, welche Abends ihren hundertfältigen Kerzenschein in magischer Beleuchtung in den dunklen Garten warf. Dunkelheit flößte ihm unüberwindliche Angst ein. Der Anblick dieses hell erleuchteten Palais im Mittelpunkt des zauberischen Gartens, das tiefe Schweigen, welches in seinem Innern herrschte, die lautlos sich hin- und herbewegenden Diener, die geheimnißvoll öffnenden Thürsteher, die einsamen, stillen Gemächer, alles dieses versetzte fast in das Reich der Feen. Zu den Füßen der Fürstin lag ein treuer, großer Hund, der einzige Zeuge ihres

Stilllebens. Das Innere des Palastes war so künstlich eingerichtet, daß man von allen Zimmern in's Freie gelangen konnte; in dem großen Saale öffnete sich durch eine verborgene Feder ein daselbst befindliches Bureau und ließ eine geheime Treppe gewahren. Außerdem waren die Thüren zu den Zimmern des Großfürsten durch unsichtbar angebrachte, eiserne Riegel verwahrt, welche nur den damit Vertrauten gehorchten. Durch eben dieses Bureau soll er bei dem nachmaligen Aufstande entkommen sein! — Dies einige Züge aus seinen Privatleben.

So erniedrigt durften Polens edle Bewohner nicht bleiben. Rache kochte wegen der ihnen entrissenen Selbständigkeit, wegen der gesetzlos ihnen entrissenen und vielfach verletzten, doch früher von Kaiser Nicolaus beschworenen Constitution; Rache wegen der vielen Opfer, die als Beute der scheußlichsten Barbarei theils ihr Leben aushauchten oder vor Verzweiflung zum Selbstmord getrieben wurden, oder lebendig begraben, vergessen und verlassen die Oede ihrer furchtbaren Kerker mit Schmerzengeheul dumpfer Verzweiflung erfüllten. Nein, so konnt's nicht bleiben! das erkannte jedes gefühlvolle Herz, das war der lebendige Gedanke, der mit unauslöschlichen Zügen in die innersten Tiefen des Herzens eingegraben war, das war das heilige Feuer, welches Alle ergriff. Abschütteln das Joch, zerreißen die Ketten, die scheußliche Gewaltherrschaft ihnen geschmiedet, zertrümmern die sie höhnende Regierung und untergraben den Thron, der nicht besetzt war von einem einheimischen Piasten, sondern von einem Fremden, der allen Gesetzen gesitteter Menschheit, allen Rechten geordneter Regierungsverfassung Hohn sprach und nicht als Unterthanen, sondern als Sclaven sie behandeln ließ, völlige Vertreibung der Russen aus Polens sumpfigen Wäldern, erkämpfen ihre Freiheit, Vertheidigung des vaterländischen Bodens für Weib und Kind, war die Glut, die sie beseelte, die Luft, die sie einathmeten. Ohne dieses keinen Gedanken. O beklagens-, ja bedauernswürdige Nation, die so viel that, so viel litt, so viel Bluts aufopferte, im Schweiß des Angesichts sich zu erringen das köstliche Gut, die Freiheit, die die offene Brust den grausig sich öffnenden Feuerschlünden darbot, ohne das Kleinod zu erlangen. O, beklagenswerthe Nation, die dennoch nach allen diesen freudig dargebotenen Opfern, nach allem

vergossenen Blute nicht im Stande war, unter der süßen Palme unabhängigen Daseins den Frieden zu genießen! Eine Verschwörung war schon lange eingeleitet. Alles wartete nur auf den gehörigen Zeitpunkt. Wie in Belgien im September, so hier im November und zwar den 29., gab die Julirevolution von Frankreich 1830 den mächtigen Impuls, sich zum Lichte höherer Freiheit und begeisternder Selbständigkeit hindurchzuringen. Diese Verschwörung war sorgsam vorbereitet. Der Lieutenant Wysozki leitete den Plan. Immer mehre wurden in das Geheimniß gezogen und durch die Offiziere auf die Soldaten hingewirkt. Der Kaiser von Rußland rüstete damals ein gewaltiges Heer, in der Absicht, gegen die Feinde des Liberalismus zu Felde zu ziehen. Es schien auf Frankreich ganz besonders gemünzt. Des Geldes bedürftig, wollte er die polnischen Nationalgüter veräußern, ihre Kassen leeren und sie selbst, die Polen, bei seinem drohenden Heereszuge voranstellen, um als die Ersten, den Freiheitsschwindel zu dämpfen und den Wahn der Völker, als vermöchten sie sich selbst zu regieren, zu brechen. Ihre Ehre, ihr Ruhm, ihr Leben, ihr Hab' und Gut stand auf dem Spiele. Entgegenwerfen wollten sie sich dem russischen Heere, es aufhalten, alsdann dem siegreichen französischen Volke die Hände reichen, mit welchem verbunden, sie rühmliche Lorbeeren, die Krone des Sieges zu erringen hofften. Der 29. November ist der ewig denkwürdige Tag, wo das stets unter der Asche glimmende Feuer zur himmelanschlagenden Lohe ausbrach.

Ausbruch der Revolution den 29. Nov. 1830. Mit dem Anbruch des verhängnißvollen Morgens eilten die eng auf Leben und Tod Verbundenen durch die Straßen mit dem Geschrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Wysozki dringt in das Lehrzimmer der jungen Cadetten nnd Fähnriche mit dem Ausrufe: „Polen! Die Stunde der Rache hat geschlagen! Heute müssen wir siegen oder sterben. Folgt mir, und eure Brust werde das Thermopylae gegen die Feinde nnserer Freiheit." In demselben Augenblicke verlassen alle mit dem Ruf: Zu den Waffen, zu den Waffen! ihren Platz und stellen sich in Reih und Glied auf. Ihrer begeisterten Freiheits- und Vaterlandsliebe, ihrem heftigen, jugendlichen, alle Gefahren verachtenden Muth hat man vornehmlich

die günstige Gestaltung drr Kriegsangelegenheiten in Warschau zu danken. Oft waren sie den gröbsten, körperlichen Züchtigungen in der Militairschule unterworfen gewesen, nach Gunst und Gaben waren meist Belohnungen und Besetzungen von Militairstellen ausgetheilt worden, auch das Vorbild der Schüler der polytechnischen Schule zu Paris, alles dieses trug dazu bei, sie mit glühendem Eifer zu beleben. Eine Bierbrauerei wurde angezündet, um Verwirrung herbeizuführen; sie wurde bald wieder gelöscht. Mit gefälltem Bajonett drangen die jungen Leute auf die heranrückenden schweren Kürassieregimenter ein und lichteten im begeisterten Muthe ihre Schaaren. Ein herbeieilendes Husarenregiment, welches von der Allee, die zum Belvedère führt, ihnen entgegenkam, sprengten sie und drangen nun in das Belvedère in der Absicht, Constantin zu fangen, hinein. Dieser aber war von einem treuen Diener geweckt worden und hatte schnell, nur im Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, aus einem der bekannten geheimen Gänge seine Rettung gefunden. Andere behaupten, der Cäsarowitsch habe sich unter dem Dache versteckt gehalten. Er mußte so eben erst seinen Verfolgern, den jetzigen Rächern seiner Unthaten, entkommen sein, was man aus der noch vorhandenen Bettwärme schloß. Man zerschlug im Belvedère die Glasthüren. Der Vicepräsident Lubowizki, welcher durch die verführerischen, scheußlichsten Triebfedern, durch Bestechungen und Drohungen aus einem ehrlichen Mann ein Schelm und Agent der geheimen Spionerie geworden war, wurde mit Bajonettstichen getödtet. Eine andere Creatur des Cäsarowitsch, der allgemein gehaßte Gendre wurde von 2 Kugeln in den Magen getödtet. In einem kühnen Zuge wandte man sich nun zur Stadt zurück, schlug sich durch die Haufen der Russen hindurch, stürmte die Caserne und das Zeughaus in Vniereigung mit den Brüdern und bemächtigte sich daselbst aller dort befindlichen Waffen, Säbel und Karabiner, an 40,000. Jubelnd und stets kämpfend zogen die jungen Leute durch die Straßen, stets zu den Waffen, zu den Waffen rufend. — Blümer, ebenfalls früher ein rechtlicher Mann, welcher durch allerlei Kunstgriffe des Cäsarowitsch zum Uebertritt zu dessen Partei veranlaßt worden war und nun schon 18 Todesurtheile als Vorsitzer des Kriegsgerichts über edle Polen ausgesprochen und hatte vollziehen

lassen, wurde seltsamer Weise von 18 Kugeln getroffen. Sein Blut floß aus 18 klaffenden Wunden! Man hängte seinen Leichnam an einen Galgen. Viele, und unter ihnen der beliebte Pole Stanislaus Potozki fiel, da man ihn zum Beitritt zur polnischen Sache aufgefordert, ja selbst auf den Knieen darum gebeten hatte, als ein Opfer seiner Unentschlüssigkeit. Auch am 30. November wurde noch gekämpft.

So war denn der erste Schlag geschehen, das glimmende Feuer hatte sich endlich zur begeisternden Gluth angefacht; von Sieg zu Sieg eilten die Polen durch die Straßen und überall theilte der electrische Freiheitsschlag sich mit. Warschau war von den russischen Söldnern befreit. Constantin, wie schon bemerkt, hatte sich, geweckt von einem Diener, durch die schleunigste Flucht gerettet. Er eilte, so schnell er konnte, ins Freie und irrte so in seinem seltsamen Anzuge, stets fürchtend, daß seine Verfolger kämen, um ihn dem Racheschwert der Gerechtigkeit zu überliefern, auf offenem Felde in der dunklen kalten Novembernacht umher. Hier traf ihn der preußische Consul Schmidt. Wie, rief er, muß ich Ew. kaiserl. Hoheit hier und in dieser Lage wiederfinden? Der Cäsarowitsch hatte so sehr seine moralische Kraft verloren, daß er es nicht einmal vermochte, sich seinem aufbrausenden Zorne zu überlassen. Alles, alles ist verloren, rief er, fliehen Sie, fliehen Sie mit mir. Der Consul machte dem Großfürsten bemerklich und eindringlich, daß, da es seine amtliche Stellung ihm gebiete, sogleich einen Courier an seinen Hof, an den König von Preußen abzufertigen, auch der Cäsarowitsch einige Worte unterzeichnen solle, die seinen Bruder, den Kaiser, von dem Geschehenen in Kenntniß setzten. Der Cäsarowitsch bequemte sich, um dies zu bewerkstelligen, sich nach einem nahegelegenen Fabrikgebäude zu begeben. Man klopfte an die Thür und erhielt sogleich Einlaß, denn auch hier war Alles wegen des Schießens in der Stadt und der Ungewißheit des Ausganges wach geblieben. Liebe Frau, rief der Consul, verschafft mir doch etwas Papier, Feder und Tinte. Diese, eine wohlgeleibte, gemüthliche Deutsche, ging hinaus und kehrte sogleich mit einem groben Stücke Papier wieder zurück, welches sie den Consul ehrfurchtsvoll überreichte. Der Cäsarowitsch stand schweigend am Ofen, Niemand achtete auf ihn;

er erschien nur als schweigender Begleiter und untergeordnete Person. Ach, gnädiger Herr, plauderte die redselige Deutsche, es sieht gerade so aus, als hätten Sie die Nacht eben so unruhig zugebracht, wie wir. Wissen Ew. Gnaden nicht, was aus dem Cäsarowitsch mag geworden sein? Der wird einmal böse sein! Gott bewahre mich, daß ich dem in den Wurf käme! Der Consul bedeutete ihr mit der Hand Stillschweigen und überhob sie ihres lästigen Geplauders. — Bald war die Kunde von der zu Warschau stattgefundenen Revolution in Berlin, in Petersburg verbreitet, den 7. December. Die polnische Großmuth gestattete später dem Cäsarowitsch, den als Geißel einzufangen und festzunehmen ein Leichtes gewesen wäre, freien Abzug und geleitete ihn sogar bis an die Grenze. Sein verstocktes Herz soll indessen später sich zu Gunsten der unglücklichen Polen umgewandelt haben. Ihnen indessen Verzeihung bei dem Kaiser auszuwirken und die Hand der strafenden Gerechtigkeit des Kaisers, gegen sein, wie er meinte, meutrisch-rebellisches Volk zu lähmen, vermochte er nicht. Dieser so gewaltsame Umsturz der Dinge konnte nicht ohne einige Auftritte der Anarchie vor sich gehen. Vom 29. Nov. bis 1. Dec. war Warschau allen Schrecknissen eines entfesselten, rachgierigen, raubsüchtigen Pöbels preisgegeben, welcher sich von Praga herüber in allen Straßen verbreitete, über die Häuser und Magazine derer, welche mit der russischen Regierung in Verbindung standen, herfiel und vernichtete. Nur eine Stimme hörte man indessen über das heldenmüthige Benehmen des Generals Chlopizki, welcher kräftig sich der Anarchie entgegenstellte und das Leben vieler dem Tode geweihten Generäle und russischen Beamten rettete. Wichtig ist die Rolle, wozu das trübe Geschick Polens den General Chlopizki berief, einflußreich die Stelle, die zu bekleiden er von der Nation berufen wurde. Deßhalb weilen wir einen Augenblick bei ihm.

Joseph Chlopizki wurde in dem verhängnißvollen Jahr der ersten Theilung Polens 1772 geboren. In seinem 15. Jahre trat er schon als Cadet in ein Regiment ein. Er diente unter Koskiusko und war stets in dessen Nähe. Nach einer gewonnenen Schlacht ehrte einst der Held der polnischen Freiheit den Jüngling wegen seiner bewiesenen militärischen Bravour im Angesicht des

ganzen Heers mit einer Umarmung. Das schaudererregende, von Suwarow angerichtete Blutbad in Praga sahen seine Augen und begründeten einen tiefen Haß gegen den Gewalthaber solch tyrannischer Maßregeln. Er begab sich wie so Viele, die ihre Hoffnung zerknickt sahen, hinweg vom theuren Boden des Landes seiner Geburt, um in Italien, wohin der berühmte Dombrowski, der Verfasser des bekannten Liedes, ihn berief, einer besseren Zukunft zu harren. Er trat hier in französische Dienste und gewann überall durch Tapferkeit und ruhige Umsicht neue Lorbeern. Er folgte dem Aufrufe Napoleons, fochte in der Schlacht bei Preußisch-Eilau und Friedland, sodann in Spanien, wo er einer der heldenmüthigen Stürmer des unglücklichen Saragossa's wurde und besonders auch später dem Herzoge von Wellington viel zu schaffen machte, welcher indessen, von Bewunderung gegen Chlopizki ergriffen, nicht verfehlte, diesen Juwel dem russischen Kaiser zu empfehlen. Eine empfangene Beleidigung rächte er durch sein Gesuch um Entlassung aus dem activen Dienst. So lebte er in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern. Die Begeisterung der Nation rief ihn aufs Neue unter die Waffen. Er war 1830 gegen 60 Jahr alt, aber kräftig und stark und jünger erscheinend. Das Bedürfniß der Einheit und der militärische Ruf Chlopizkis beriefen ihn an die Spitze der Nation, zur höchsten Gewalt, deren er indeß für die Dauer nicht gewachsen war. Gleich nach den vorhin beschriebenen Auftritten der Anarchie, der Auflösung aller sittlichen Ordnung trat nämlich ein sogenannter Administrationsrath ein, zu dessen Mitglieder der Fürst Adam Czartoryski, Fürst Michael Radziwill, Dombrowsky, Graf Ostrowski, Chlopizki und der sehr beredte und feurige Patriot, der bei der Jugend in großem Ansehn stand und sie zur schnellenden Begeisterung hinriß, der Professor Joachim Lelewel, den man wohl für den geheimen Urheber der Revolution selbst hält, gewählt wurden. Chlopizki wurde Generalissimus der Armee. Zwei Parteien bildeten sich bald im Innern Polens, die in ihren Ansichten von der Lage des Reichs, so wie von den zu ergreifenden Maßregeln heftig einander gegenüber traten. Die aristokratische oder gemäßigte Partei der Alten und die demokratische oder Kriegspartei

der Jugend. Die Partei der Jugend, die seit dem Eintritte Lelewel's in die Regierung sich derselben gern unterworfen hatte, trat in Clubs zusammen und machte, von feurigen Nationalstolze geleitet, die Ansicht geltend, daß eine Versöhnung mit Rußland unmöglich sei, daß man schnell und entschieden die Kriegspartei ergreifen und daher sogleich alle Vortheile des Augenblicks benutzen, den Großfürsten und seine Truppen gefangen nehmen und als Geißeln zurückbehalten müsse. Sie, die ihr gesundes Gefühl diesmal richtig leitete, sah ein, daß bei den bekannten Grundsätzen der russischen Regierung und bei der großen Macht, die Rußland zu Gebote stand, diese Grundsätze geltend zu machen, jede Hoffnung auf Versöhnung Wahnsinn, Feigheit und Verrath an der polnischen Sache sei, daß Gewalt nur mit Gewalt vertrieben werden könne und daß ein Kampf auf Leben und Tod trotz aller Versuche zum Unterhandeln unvermeidlich sei. Sie wünschte daher die Revolution nicht allein auf das kleine Königreich Polen zu beschränken, sondern dieselbe auch nach Litthauen, Volhynien und Podolien hinüberzuspielen und zwar ehe noch die Russen diese Länder mit ihren gewaltigen Heeren überschwemmt hätten. Die Alten dagegen, die eine gereiftere Erfahrung und als Regierungsmitglieder eine höhere Stellung behaupteten, die in edler Aufopferung, da sie gerade ja am meisten an Gütern und Vermögen zu verlieren hatten, sich der exaltirten Jugend in diesem Freiheitskampfe angeschlossen, sie, die da Zeugen des früher mißlungenen Kampfes gewesen waren, die da Zeugen gewesen, in welch bodenlose Tiefe des Unglücks man sich durch Unterliegen im Kampfe gestürzt, die die geringe Macht Polens, die Unzuverlässigkeit fremder Hülfe in Ueberlegung zogen und in den rechtlichen Charakter des Nikolaus großes Vertrauen setzten und hofften, er werde die begangenen Excesse in billiger Rücksicht auf die harten Verletzungen der Verfassung verzeihen, waren zur äußersten Mäßigung entschlossen und suchten dieser Revolution einen gesetzlichen Charakter zu geben, indem sie dieselbe nicht als eine Empörung gegen den legitimen Monarchen und als Umsturz der Verfassung angesehen wissen wollten, sondern nur als eine Protestation gegen die in die Zweige der Verwaltung eingeschlichenen Mißbräuche. In diesem Sinne unterhandelte wirklich der Administrationsrath mit

dem Großfürsten und der greise Dichter Niemcewicz, hochgeehrt auch von der Jugend der Nation, rieth auf eine rührende Weise zur Mäßigung und Ruhe, indem sein bekümmerter Geist Polens Untergang voraussah, wenn die exaltirte Partei den ganzen Zorn des gewaltigen Czaren aufreizen würde.

General Chlopizki, Dictator von Polen. Unter diesen Umständen trat General Chlopizki ins Mittel, der die Ansicht der Gemäßigten theilend und das ganze Gewicht seiner Verantwortlichkeit fühlend, eine Rede an die Clubbisten hielt, so voll Zorn, daß ihn ein Schlagfluß befiel und er besinnungslos niederstürzte. Allein sobald er wieder zu sich selbst kam, ergriff er die energische Maßregel, indem er, da der Administrationsrath ihm zu schwach erschien, beschloß, sich allein als Dictator an die Spitze der Regierung zu stellen, mit der ihm ergebenen Armee Ruhe zu erhalten und Bürge dafür zu sein, daß in Polen nichts weiter geschähe, was den Kaiser aufs Neue beleidigen, die Unterhandlungen abbrechen und die Aussöhnung unmöglich machen könnte. Bei einer allgemeinen Heerschau wurde er mit Jubel empfangen, und begab sich sodann in den Sitzungssaal, wo er sich aus eigner Machtvollkommenheit zum **Dictator** erklärte, welche Würde er bis 18. Dec., auf welchen der Reichstag ausgeschrieben war, beibehalten wollte. — Im ganzen Königreich wurde nun die Revolution mit Jubel aufgenommen und die Festungen Zamosc und Modlin, so wie Kalisch erklärten sich für dieselbe. Dem Großfürsten wurde freier Abzug mit seinen Truppen gewilligt und er zog an der geschwollenen Weichsel stromaufwärts, da sie bei ihrer Ueberschwemmung keinen passenden Uebergangspunkt darbot. Es war dem Großfürsten noch einmal und zwar zum letzten Mal verstattet gewesen, um seine Angelegenheiten zu ordnen, nach Warschau zurückzukehren. Er benutzte indessen die Gunst dieses letzten Augenblickes nur dazu, durch neue Grausamkeit sich zu beflecken. Ein Officier nämlich, Namens Lukasinski, schmachtete schon seit 1819 in den unterirdischen, jedoch nur den Creaturen Constantins bekannten, sonst aber aller Welt verborgenen Gefängnissen. Wichtige Geheimnisse, in deren Besitz er war, hatte er nicht verrathen wollen, trotz dessen, daß man durch Martern der Tortur, oder, als selbst bei den schrecklichsten Schmerzen er sich

zum Verrath seiner Brüder und seines Vaterlandes nicht verstehen wollte, durch eine in schnellen Kreisen sich drehende, schwindelerregende Maschine ihn seiner Besinnung beraubte, um so aus seinen verworrenen Klagetönen vielleicht einen lichtgebenden Sinn zu erhaschen. Alles war umsonst. Lukasinski blieb in dem Dunkel vergraben, dessen geheimnißvolle Pforte nie zum freundlichen Lichte sich dem wieder eröffnete, der einmal in die Schauer jener Grabesnacht hinabgestiegen war. Lebendig begraben und eingesargt in die kalten, feuchten Kerkermauern, saß er in unwandelbar schweigender Nacht nun schon 12 Jahre ohne richterliches Urtheil gefangen. Was Wunder, daß allmälig seine Ideen sich verwirrten, er nichts mehr wußte von dem geheiligten Boden, den er sein Vaterland nannte, und er so in die Schrecken eines dumpfen Wahnsinns verfiel. Doch noch fürchtete Constantin, daß die Stimme des Volks und dessen jetzige Führer den Kerker sprengen und Lukasinski befreien möchten. Seinen letzten Aufenthalt benutzte er dazu, Lukasinski mit sich nach Rußland zu schleppen. Während er vielleicht die Stimme seiner Befreier, die ihn suchten, hörte, mußte er, umgeben von den Söldnern der Tyrannei, von ihren Bajonetten bedroht, in die ewige Verbannung wandern. Ein Augenzeuge berichtete von ihm: „Vergebens ist die Hoffnung, Lukasinski in den geheimen Kerkern zu entdecken. Er lebt zwar noch, allein weit von Warschau. Ich habe ihn gesehen, aber, gerechter Himmel! in welchem Zustande. Entstellt durch Magerkeit und einen langen Bart, bedeckt mit Lumpen, ist er gezwungen, barfuß neben einer Kanone herzuwandern, an die man seine Ketten befestigt hat. Es ist mir gelungen, einige Worte mit ihm zu wechseln. O, daß es möglich wäre, dieses unglückliche Opfer der Tyrannei, dem Leben und der Freiheit einst wiederzugeben!" D i e s w a r C o n s t a n t i n ' s l e t z t e T h a t i n W a r s c h a u. Er eilte über die Grenze.

Am 7. December, wie schon bemerkt, gelangte die Kunde von der bis dahin gelungenen Revolution in Warschau zum Kaiser. Der Kaiser und seine Umgebung geriethen in die größte Bestürzung, allein des Kaisers Entschluß ist gefaßt. Er versammelt in einer großen Revue vom 8. December alle seine Officiere um sich, verkündet ihnen den in Polen ausgebrochenen Aufstand

und hält eine begeisternde Rede an sein Heer. Die Officiere antworteten mit lautem Enthusiasmus, ihre unbegränzte Treue und Anhänglichkeit versichernd und glühende Rache athmend. Der Kaiser soll gesagt haben, so wie sein erlauchteter Bruder einen Schwur gethan, sein Schwert nicht eher einzustecken, bevor nicht der letzte Franzose von dem russischen Boden vertrieben sei, so schwöre er, nicht eher zu ruhen, als bis der Letzte der polnischen Rebellen bestraft. Alsobald brachte er ein bedeutendes Heer von 200,000 Mann auf die Beine, beorderte den Grafen Diebitsch Sabalkansky, der seither als Gesandter am preußischen Hofe gelebt und den Balkankrieg gegen die Türkei zu einem solch ersprießlichen Ende geführt hatte, sogleich nach Petersburg zurückzukehren, um den Oberbefehl über die gegen Polen bestimmte Armee zu übernehmen. Es wurden die gewaltigsten Zurüstungen gemacht. „Wenn die Polen glauben," so rief Kaiser Nicolaus, „daß ich ihnen Zugeständnisse machen werde, so haben sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht." Eine an ihn geschickte Gesandtschaft entließ er ohne allen Erfolg. Den General Hauke schickte er mit einem kleinen Zettel nach Warschau, worauf er mit Bleifeder geschrieben hatte: Au peuple polonais. Soumission ou la mort! Nicolas. Jetzt mußte man, da alle Fäden zu einer gütlichen Ausgleichung zerrissen und abgeschnitten waren, die Hoffnung in der eignen Brust finden und die eignen Worte des Kaisers: soumission ou la mort ertönten in begeisterndem Kriegsgeschrei der Polen. Ueberall eilten sie zu den Fahnen. Der Knabe bedurfte nur so viel Kraft, um eine Muskete tragen zu können. Von allen Seiten strömten Geldbeiträge in die Nationalkasse. Den regulären Truppen wurden Kurpen, d. h. Jäger aus den herrschaftlichen Gütern und Krakusen, d. h. Sensenmännern beigegeben, die in Ermangelung anderer Waffen sich mit scharfen Sensen versahen, die schon zu Zeiten Koskiusko's gewaltig in den Reihen der Feinde gemäht hatten und diese sehr gut zu führen verstanden. Im ganzen Lande wurden Nationalgarden errichtet, und aus den ehemaligen polnischen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien, Posen und Gallizien strömten viele Tausende edler Jünglinge und Männer nach Warschau, um der Sache des gemeinsamen Vaterlandes beizustehen und sich einzureihen

den Schaaren begeisterter Kämpfer. Viele opferten ein großes Vermögen, Rang und selbst die theuersten Familieninteressen, um jenen Helden der Vorzeit zu gleichen, denen das Vaterland über alles ging. Selbst Weiber sah man in männlicher Tracht der Fahne folgen und auch die Juden bewaffneten sich, eingedenk ihrer Väter, die einst Praga Schritt vor Schritt mit ihrem Blute vertheidigten. An den Festungswerken von Zamosc, Modlin und besonders Praga, der Vorstadt Warschaus, wurde eifrig gearbeitet, unter fröhlichem patriotischen Jubel und Arme und Reiche wetteiferten, dem Staate Geschenke zu machen; Graf Zaminski gab 100,000 Gulden, eben so viel ein Ungenannter, eine Gräfin Wongsowicz ihr Silberzeug und so mehr. Trotz der drohenden Gefahr war die herrschende Stimmung Fröhlichkeit und jenes muthige Selbstvertrauen, das sich in dem bekannten Dombrowkischen Liede: „Noch ist Polen nicht verloren,“ so trefflich ausspricht. Die freigewordene, so lange unter dem Drucke tyrannischer Engherzigkeit gehaltene Presse feierte ihren Sieg durch Aufruf an die Erinnerungen des alten Ruhms und stellte die Bilder der jüngst erlebten Schande, die Denkmäler alles bisher auf ihnen lastenden Unrechts zur Schau und in das grellste Licht. Besonders machten die näheren Untersuchungen und Beleuchtungen der von der ehemaligen geheimen Polizei begangenen Verbrechen großen Eindruck. Ihre berüchtigten Häupter General Blumer und Oberst Saß waren unter dem Racheschwert des Volkes gefallen, zwei andere, Roßniezki und Lubowizki, geflohen. Roßniezki befand sich nämlich grade an dem Vorabend, wo die Revolution ausbrach, im Theater, als auf einmal ein polnischer Officier hereintrat und mit ruhiger und fester Stimme in das Parterre rief: „Meine Herren, greifen Sie zu den Waffen, die Moskowiten ermorden uns!“ Augenblicklich war das ganze Schauspielhaus leer, der Schrecken der anwesenden Russen ist kaum zu beschreiben und wer nur ein polnisches Herz hat, eilt unter die Fahnen. Roßniezki soll sich schnell in den Mantel seines Kutschers gehüllt haben und mit dem verstellten Rufe: Zu den Waffen, Polen! Es lebe das Vaterland! Tod den Spionen und Verräthern, eilte er nach dem Belvedere und rettete sich so, dieser verruchte Bösewicht, sein glückliches Entkommen der angenommenen Farbe der Tugend verdankend. —

Ausschließung des Hauses Romanow vom polnischen Thron. Indessen wollte Chlopizki, der Generalissimus der Armee und Dictator, seine Dictatur in die Hände des jetzt sich constituirenden Reichstages niederlegen; allein man übertrug sie ihm auf's Neue und nur dann dankte er ab, als er, der der gemäßigten Partei, der Aussöhnungsparthei angehörte, sich mit der Kriegsparthei durchaus nicht verständigen konnte, ja Lelewel hatte sogar eine Verschwörung gegen ihn angezettelt und wurde dafür auf Augenblicke gefänglich eingezogen. Jetzt versammelte sich der Reichsrath, welcher aus 2 Kammern bestand, an dessen Spitze Czartoryski und Ostrowski standen. Von jetzt an kam in alle Maßregeln mehr Einheit und Energie. Beide Partheien vereinigten sich. Das Amt eines Generalissimus der Armee übertrug man dem Michael Radziwill, einem Polen von unzweideutigem Rufe und hohem Range, wenn auch nicht von militairischem Ruhme, weßhalb er mit erfahrenen Militairs sich umgab und ihrem Rathe Folge leistete. Der einzige, ja der Hauptschritt, um die vermittelnde Brücke hinter sich abzubrennen und sich jeden anderen Ausgang als den durch die Waffen herbeigeführten, zu versperren, der Hauptschritt, um jede Aussöhnung mit dem russischen Kaiser unmöglich zu machen und in der ganzen Kraft der Verzweiflung, aller trügerischen Hoffnung entledigt, zu kämpfen, war, daß man ihn seiner Würde eines Königs von Polen entsetzte und das Haus Romanow, aus welchem der Kaiser stammte, vom polnischen Thron ausschloß. Diebitsch Sabalkanski drohte; alle Waffen sollten niedergelegt und den Russen ausgeliefert werden, alle mit den Waffen in der Hand Gefangene sollten der Strenge des Gesetzes anheimfallen, Städte und Dörfer, welche rebellirten, würden sich exemplarischen Strafen aussetzen. Da trat in der Reichstagsversammlung der Senatspräsident Ostrowski, die vom Kaiser Nicolaus beschworene Charte in der Hand haltend und ausrufend mit den Worten seines Vaters, als Kaiser Nicolaus 1825 dieselbe beschworen hatte: „Wehe dem, der sie verletzt!“ hervor. Die Begeisterung der Versammlung stieg, als Johann Lodochowski, von seiner eignen Aufregung übermannt, mit feuriger Stimme mehrmals ausrief: Niema Mikolaja! Niema Mikolaja! (weg mit Nicolaus! weg mit

Nicolaus!) Aller Gemüther sind höher, von freudiger Vaterlandsliebe gestimmt. Die Mitglieder des Reichstages erheben sich wie mit einem Zauberschlage freiwillig von ihren Sitzen und verkünden mitten unter den lautesten und freudigsten Zurufungen und dem Freudengeschrei der Zuschauer die Thronentsetzung des Kaisers Nicolaus und des Hauses Romanow, und die Zuschauer im Saale und auf den Tribünen wiederholen im lauten Wiederhalle Lodochowski's die Worte: Niema Mikolaja! Niema Mikelaja! Auch Krakau schloß jetzt den seltsam bewegten, Alles aufopfernden Polen sich an und sandte Menschen und Geld in Menge nach Warschau. Als Nationalfarben in den Kriegsfahnen nahm man weiß und roth, die Farben von Polen und Litthauen. Von auswärtigen Mächten hatten die Polen nichts zu hoffen; Frankreich durfte bei dem bekannten Prinzip des Juste milieu nicht interveniren, Preußen sprach sich kräftig gegen die Revolution aus, ebenso, wie zu vermuthen, Oesterreich; alle andern Völker waren bei dem blutigen Kampfe müssige Zuschauer. Nur die deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme Preußens und Oestreichs, sandten Unterstützungen. Ja, wir wollen uns dessen rühmen, daß es geschah; daß wir keine Schuld tragen an dem beklagenswerthen Geschick, welches Polens Gefilde zu der Grabstätte der Freiheit machte, nicht Schuld tragen an dem edlen in Strömen vergossenen Polenblute, nicht Schuld tragen an den Sclavenketten, womit damals Tausende von Opfern in den eisigen Bergwerken Sibiriens belastet wurden.

Dies der erste Theil des polnischen Drama's. Jetzt rollt der Kriegsschauplatz sich vor unsern Blicken auf. Wir eilen, dem Freiheitskampfe zuzusehen.

Der Kriegsschauplatz.

Diebitsch Sabalkanski hatte beschlossen, die ganze Ostlänge des Königreichs zu besetzen, dadurch allen Insurrectionen hinter seinem Rücken vorzubeugen und so mit seiner ganzen Heeresmasse auf den Mittelpunkt aller Operationen, Warschau, selbst vor-

zudringen. Die Polen waren nur zu sehr mit diesem Kriegsplan zufrieden, weil ihr flaches Land ihnen keine Anhaltepunkte darbot, als die Festungen Zamosc und Modlin, hofften aber, wie Napoleon es nennt, auf das fünfte Element in Polen, den Schmutz, auf die durch das Regen- und Thauwetter sich gestaltenden, stehenden Sümpfe und Lachen. Es erfolgte ein Zuruf an das Heer, worin es heißt: „Zu den Waffen also, zu den Waffen! Auf! Ein jeder Pole eile zum Kampfe! Jede Spanne von unserm Boden möge der Feind nur, von unserm Blute triefend und von unsern Leichen strotzend, erobern! Fern von uns seien niederschlagende Gedanken, mit Seelenstärke seien wir auf alle Widerwärtigkeiten gefaßt! Nur Vertrauen! Die jenseitigen Ufer der heiligen Flüsse Bug und Niemen werden uns gewiß erblicken! Den befreundeten Arm wird das verbrüderte Litthauen uns entgegenstrecken, es wird sich erheben unser altes Königreich in seiner ganzen Unabhängigkeit. Dies ist der Zweck des heiligen Krieges, dies die Bedingung des Friedens! — Polen, eher untergehen, als in der Knechtschaft und Verachtung ein elendes Dasein fristen!“ —

Die vorzüglichsten Anführer des russischen Heeres waren: Graf Diebitsch Sabalkanski, Generalissimus der Armee, Fürst Schachoffskoi, General Rosen, General Geismar, Großfürst Constantin mit der Reserve und mehre Andere. — Die des polnischen Heeres: Skrzynezki, Szembeck, Dwernitzki, Krukowiezki und mehre Andere. — Wir müssen uns auf die wesentlichsten Kriegsereignisse beschränken.

Hauptscenen aus dem polnischen Kriege.

1. **Schlacht bei Stoczek**, den 14. Febr. 1831. Die Heere treffen zum ersten Male bei Stoczek zusammen. Dwernitzki, schon 60 Jahr alt, klein und sehr corpulent, der sein eigenthümliches, überraschendes Genie auch hier entwickelt, und sich trefflich zum stürmischen Führer der polnischen Jugend eignet, sprengt gegen die überlegene Macht des schon im Türkenkriege berühmten Generals Geismar los. Sie warfen in begeisterndem Muth

Alles vor sich nieder. Viele Gefangene wurden gemacht. General Geismar selbst entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes.

2. **Schlacht bei Dobre,** den 17. Februar 1831. Auch Skrzynezki vollbrachte eine glänzende Heldenthat. Es war bei Dobre den 17. Febr., woselbst ihm der Rosensche Heereshaufen gegenüberstand. Mit 2 Regimentern hielt Skrzynezki 12 russischen Regimentern Stand und erbeutete noch eine Fahne. 4 Mal griffen die Russen an, 4 Mal wurden sie mit Löwenmuth zurückgeworfen und mit dem Bajonett in die Wälder gejagt. Sie verloren 1000 Todte. Diese beiden glänzenden Waffenthaten erhöhten um so mehr den Muth der Polen.

3. **Schlacht bei Grochow,** den 19. Febr. 1831. Die große Hauptmasse der russischen Armee wälzte unter der Anführung des Feldmarschalls Diebitsch sich unaufhaltsam gegen Warschau vor. So war sein Plan, möchten nun seine Flügel etwas ausrichten oder nicht, mit dem Centrum gedachte er zu siegen. Warschau's Fall schien ihm gewiß. Er täuschte sich. In Warschau war man auf seinen Empfang vorbereitet. Der Reichsrath und die Bürger verdoppelten ihre Energie. Die Begeisterung wuchs mit jedem Tage. Immer neue, kleine Schaaren rückten in Warschau ein, den großen Kampf mitzukämpfen. Besonders erregte das vom Grafen Constantin Zamoyski auf eigene Kosten errichtete Krakusenregiment, in welchem er selbst als Gemeiner diente, allgemeines Interesse. Täglich strömte die Bevölkerung hinaus aus der Stadt, um an den Verschanzungen zu arbeiten, mit denen man Warschau umgab. Juden, Geistliche, Frauen arbeiteten mit unter fröhlichem Gesange. Am 19. Februar nahte die große Entscheidung. Die Heereshaufen der Polen zogen alle sich vor Praga zusammen, und die Heeresmassen der Russen drängten nach. Früh um 10 Uhr begann die mörderische Schlacht bei Grochow, von einem kleinen einige Stunden vor Warschau liegenden Dörfchen also benannt, weil das dabei liegende Erlenwäldchen der Ziel- und Wendepunkt der Schlacht wurde. Diebitsch hatte 70,000 Mann, die Polen höchstens 40,000. Das raubte ihnen den Muth nicht. Moralische Kraft ersetzte ihnen die fehlenden Truppen. Radziwill oder eigentlich für ihn befehligte Chlopizki, der in der allgemeinen Gefahr sein Vaterland nicht verlassen wollte. Warschau, nur

einige Stunden vom Schlachtfelde entfernt, sah dem Kampfe seiner Söhne zu. Ganz Warschau eilte auf die Anhöhen der Weichsel, auf die Balcons, an die Fenster, sogar die Dächer waren mit Zuschauern bedeckt. Eine außerordentliche Regsamkeit herrschte in den Straßen. Die Kirchen waren mit Menschen angefüllt, welche vom Allmächtigen Ruhm und Sieg den vaterländischen Waffen erflehten. Man hörte fortwährend den Donner der Kanonen und das Klein-Gewehrfeuer; man sah selbst den Blitz der Geschütze. Am folgenden Tage wurde die Schlacht fortgesetzt. Diebitsch brach aufs Neue gegen das Erlenwäldchen, den Schlüssel der Stellung, heran. Hier am gefährlichsten Posten stand Skrzynezki mit seinem berühmten vierten Regimente. Immer rückte er wieder heran, immer vergebens. Die Hoffnung des Sieges blinkt endlich den Polen; sie harren aus im heftigen Kampfe; sie harren aus und der Sieg ist ihr. Freier athmet die Brust, Siegesgefühle schwellen die Adern, Sieg ist der markdurchdringende Ton, der bis Warschau's Mauern wiederhallt. Die Schlacht unterstützte und half sie gewinnen ein edler Pole, Uminski, aus langer Gefangenschaft hatte er sich geflüchtet, um auf dem Heerde seines geliebten Vaterlandes sein Blut zu verspritzen. Chlopizki wurde an der der rechten Hand und an den Beinen von einer Kanonenkugel schwer verwundet und begab sich bald nach Krakau, um hier seiner Wunden zu pflegen.

4. **Schlacht bei Bialolenka,** den 24. Febr. 1831. Fürst Schachoffskoi griff Malachowski und Jankowski bei Bialolenka an, mußte sich aber, da Krukowiezki und Uminski zu Hülfe eilten, mit Verlust zurückziehen. Allein auch in dieser Schlacht war Skrzynezki der Held, der Engel Polens. Gegen das mit der prahlerischen Divise unüberwindlich versehene Regiment von riesenartigen Leuten, ganz in blinkendes Stahl gehüllt, welches das geehrteste der russischen Armee war, unternimmt Skrzynezki einen Angriff; dröhnend sinken die Enakskinder mit ihren klirrenden Panzern auf die Erde. — Ein junger Krieger, der auf den Tod lag, fragte im Aufgebote aller seiner Kraft: Theilt mir mit, ob wir gesiegt haben. Ja, war die Antwort, wir haben glorreich gesiegt. Das Regiment mit dem Beinamen das Unüberwindliche ist nicht mehr. 4 Fahnen liegen im

Staube vor dem weißen Adler! So sterbe ich mit Freuden, waren die letzten Worte des jungen Kriegers, das letzte Gefühl, dessen sein in der Hand des Todes erstarrendes Herz fähig war. Beispiele von kühner Todesverachtung und edler Aufopferung ließen in Menge sich anführen. Während der Zeit der Schlacht hatten einige russische Infanteriepeletons sich in die Häuser, vor die Festung Praga geschlichen; eine Kugel tödtet bereits einen Knaben auf der Warschauer Weichselbrücke, — diese überlästigen Eindringlinge hinwegzuscheuchen, steckt man die Vorstadt an; die Feuersäulen des brennenden Praga's setzen die Einwohner von Warschau, die nicht wissen von wem und warum, in panischen Schrecken.

5. **Rückzug der Russen. Die Cholera.** Die nächste Folge dieser blutigen Schlachten war — der Rückzug der Russen. Zwar entfernte sich Diebitsch nicht weit; allein indem er seine Truppen einige Tagemärsche auseinander legte und sie einstweilen ausruhen ließ, gab er dadurch factisch zu erkennen, daß er seinen ersten Plan, Warschau im Sturm zu nehmen, aufgebe oder gestand vielmehr, daß dieser Plan gescheitert sei. Sein Verlust wird allein bei Grochow auf 12,000 angegeben; allein diese Zahl kann bei Rußland kaum in Anschlag gebracht werden, da es an Futter für Pulver, Leute, die eine Grube eben so gut ausfüllen als ob sie besser waren, wie Shakespeare sagt, keinen Mangel litt und sogleich durch tausend Andere ersetzt werden konnten. Allein Diebitsch mochte erkennen, wie schwer, ja fast unmöglich es ihm werden dürfte, den Brückenkopf von dem stark befestigten Praga zu erobern. Man sprach von der großen Entmuthigung im russischen Heer, das sich auf einmal in einen so heißen Kampf mit den Polen verwickelt sah, wie es dasselbe nimmer erwartet; es scheint, als haben die russischen Soldaten nur gemeint, so einen Spaziergang nach Polen zu machen. Ja, manche der russischen Soldaten waren in einem solchen Zustande der Unwissenheit, daß sie nicht einmal wußten, in welchem Lande sie seien. So wird als treu verbürgte Anecdote berichtet, daß man einst einige Russen, die man gefangen genommen hatte, gefragt, weßhalb sie eigentlich gekommen wären, ein Land mit Krieg zu überziehen, wo man die besten Absichten gegen sie hege? Sie antworteten: Das ist nicht unsere Schuld; wir haben Mann für Mann einen Rubel bekom-

men, um gegen die Franzosen zu marschiren! — Gegen die Franzosen? In welchem Lande denkt ihr denn, daß ihr euch befindet? — In Belgien, antworteten sie ganz ehrlich. — Die preußische Staatszeitung berichtete damals: es läge im Plane des russischen Feldherrn, die Stadt Warschau, wenn irgend möglich, vor Zerstörung zu bewahren, mehr als mächtige Schanzen hätte sein fühlendes Herz ihn aufgehalten. Auf solche Weise suchte man das Unglück des Feldmarschall in etwas zu bemänteln.

Allein schon in der Nacht nach dem großen Kampfe und nach dem Brande der Vorstadt Praga, änderte sich, um das Unglück des russischen Heeres vollkommen zu machen, da die Russen sich von den blutgetränkten Feldern in die feuchten Waldungen zurückgezogen hatten, Wind und Wetter. Der früheren Trockenheit folgte Thauwetter und Schneegestöber, das Eis der Weichsel brach, das Wasser stieg und begann seine gewöhnlichen Frühlingsüberschwemmungen. Zugleich thauten die Wege auf und wurden in den feuchten Wäldern unergründlich. In dieser Jahreszeit ist halb Polen ein Sumpf und Herr von Willisen sagt mit Recht: „Wer da weiß, was ein nasser Februar und März in Polen sagen will, dessen menschliches Herz krümmt sich vor Jammer über das Weh, das über Tausende gekommen sein muß.“ Es dauerte auch nicht lange, so hörte man von tödtlichen Seuchen, die in der russischen Armee grassirten, vermehrt durch Hungersnoth. Tausende fielen namentlich der Cholera zum Opfer, und auch viele Pferde gingen zu Grunde, da ihnen in der ewigen Feuchtigkeit die Hufen abfaulten. Allein das verschlug dem Russenfeldmarschall nichts, denn das weite Reich des Ostens wälzte immer neue Schaaren heran, die Todten zu ersetzen.

Skrzynezki, Obergeneral. Während des schlechten Wetters konnte nichts Bedeutendes unternommen werden. Der Fürst Michael Radziwill, da er fühlte, daß er allein, ohne Chlopitzki's Beistand, welcher, wie angedeutet, in der Schlacht bei Grochow gefährlich an den Beinen von einer Kanonenkugel verwundet und nach Krakau gebracht worden war, um dort sich heilen zu lassen, nicht im Stande sei, der Armee vorzustehen und der Führer der begeisterten Schaaren zu sein, legte er die Commandostelle nieder und ein neuer Generalissimus mußte jetzt gewählt

werden. Aller Blicke lenkten sich auf den Helden bei Stoczek und Grochow, dessen Tapferkeit, Jugend und schwärmerischer Patriotismus dem Gefühl und dem Bedürfniß der Nation in diesen verhängnißvollen Augenblicken entsprach, Skrzynezki!

Johannes Skrzynezki, 1787 in Galizien geboren, trat zuerst 1806 in die Reihen des Napoleonischen Heeres, kämpfte 1809 gegen die Oestreicher, begleitete Napoleon nach Rußland, kämpfte in Deutschland und selbst 1814 noch in Frankreich, wo Napoleon bei einem Ueberfalle sich seinem geschlossenen Carré anvertraute. Weniger begeisterte oder weniger romantische Generale mußten trotz ihrer Anciennität zurücktreten. Schwer war's immer, der Nation in solch kritischer Lage zu genügen und der Engel und Retter in der Noth zu werden. Welch' schöne Hoffnungen setzte man indessen auf ihn, wie schien der Muth und der Patriotismus, durch seine kühnen Heldenthaten geweckt, noch mehr die edlen Krieger zu beleben und sie zu treiben zum Siege oder zum Tode für des Vaterlands heilige Fluren! Allein wir dürfen es uns nicht verhehlen, alle diese Hoffnungen, alle Wünsche, die zu realisiren sein Werk werden sollte, sie wurden nicht erfüllt, ja gestehen muß man, daß Polens Untergang allein, ja allein dem unbesonnenen, zaghaften Benehmen dieses gewiß edeldenkenden, allein in religiöse Schwärmerei versunkenen, unschlüssigen Phantasten zuzuschreiben ist. Was hatte man von ihm erwartet? Die Sachen standen gut, ja ganz vortrefflich für die Polen. Es konnten sich alle Dinge nie günstiger gestalten, um das verhaßte Joch abschüttelnd, die Siegeskrone zu erringen. Die Russen waren durch die Siege der Polen entmuthigt, verheerende Krankheiten streckten Tausende darnieder, der Großfürst Michael, der jüngste Bruder des Kaisers, war mit einer Schaar auserlesener russischer Garden im Anzuge. Was hätte also Skrzynezki thun sollen? Eindringen auf die Feinde, sie immer weiter in die feuchten Waldungen zurückdrängen, sie einzeln schlagen, wo er sie traf, wie er es nach einem Monate wirklich that, sich den heranrückenden russischen Garden kühn in den Weg werfen und auf keine Weise zugeben, daß Großfürst Michael seine Streitmächte mit denen des Feldmarschalls Diebitsch vereinigte. So hatte man gehofft! Allein

Skrzynezki verhielt sich völlig unthätig und zog den Weg der Unterhandlungen der Entscheidung durch das Schwert vor. Während eines ganzen kostbaren Monats, des günstigsten des ganzen Jahres für Polen, correspondirte er mit Diebitsch, um so auf gütlichem Wege den Frieden zu erlangen. Thörichte Hoffnung! Der Kaiser durfte einem in Waffen stehenden, sich empörenden Volke jetzt keine Zugeständnisse machen. Das gefährliche Beispiel einer gelungenen Revolution wäre gar zu lockend für des Selbstherrschers übrige Unterthanen gewesen. Freilich unterließ Skrzynezki, immer noch der Liebling der Nation, während dieser Zeit nichts, die Armee in guten Stand zu setzen und ihren Muth anzufeuern. Mit außerordentlicher Thätigkeit rüstete man kleine Fähnlein aus, welche täglich zu dem organisirten Heere stießen, und Alles wetteiferte in patriotischer Hingebung, wobei namentlich die Warschauer Frauen sich auszeichneten. Nur kleine Scharmützel fielen auf den Flanken vor. So hatte unter andern der General Dwernitzki den russischen General Kreutz geschlagen und Pulawy an der Weichsel, worin das schöne Schloß des Fürsten Czartoryski lag, von den Russen befreit. Bald wurde es indessen bei der Abwesenheit Dwernitzki's wieder genommen und unter den Augen der greisen Fürstin Czartoryska, die nebst ihrem Kammerfräulein als Rebellin entführt wurde, das schöne Schloß zerstört. Plünderung und Menschenraub bezeichneten die Anwesenheit der Russen. Zweien Beamten wurden die Augen ausgerissen und die unglücklichen Schlachtopfer mit der Knute zu Tode gemartert. Alles wurde verbrannt und niedergerissen. Die Bibliothek der Fürstin lieferte den wilden Horden Brennmaterial; die Meubeln, so wie das schöne Palais, der prachtvolle Garten und das gothische Häuschen wurden vernichtet. Pulawy bot ein gräßliches Bild der Zerstörung dar. Trauernd wird einst der Wanderer die Trümmer dieses Nationalheiligthums erblicken! —

Der polnische General Jankowski lieferte dem General Geismar ein nicht gerade sehr bedeutendes Treffen bei Wavre, woin Jankowski siegte.

6. **Schlacht bei Dembe-Wielkie,** den 30. März 1831. und **Iganie,** den 10. April 1831. Alle Unterhandlungen zwischen

Diebitsch und Skrzynezki zerschlugen sich. Diebitsch rückte vor, den Weichselübergang zu bewerkstelligen. Aufforderung genug für Skrzynezki, nun auch den Angriff zu unternehmen. Eines Abends hatte Skrzynezki fast alle bedeutende Officiere zu sich zu einem Festmahle geladen. Nach aufgehobener Tafel verkündet Skrzynezki, in ihre Mitte tretend, daß er sich entschlossen habe, noch heute aufzubrechen, um den Feind anzugreifen. Allgemeines Freudengeschrei bezeugte die Bereitwilligkeit. In der größten Ruhe wird Alles bewerkstelligt, um den nichts ahnenden Feind unversehends zu überfallen. Die Brücke von Praga wird mit Stroh belegt, um Kanonen und Reiter lautlos hinüberzuführen. Ein dicker Nebel ruht auf der Flur und begünstigt die List. General Geismar war umzingelt, ehe er es ahnte. Mit wildem Ungestüm dringen die Polen in seine betroffenen Reihen, das Geschütz der Kanonen, trefflich bedient, wüthet in den zerrissenen Gliedern des russischen Heeres. Ein glänzender Sieg bei Dembe-Wielkie ist die herrliche Frucht glorreicher Anstrengung. Einen Theil des Ruhms gebührt dem Oberst Romarino, der auf dem Schlachtfelde von Skrzynezki zum General erhoben wurde. Die nach Warschau eingebrachten Gefangenen beliefen sich auf 11,600. Dazu hatten die Polen 5 Fahnen, 12 Kanonen und eine Menge Munition und Gepäck erbeutet. Diesem Siege folgte ein zweiter bei Iganie.

Alles stand glücklich für die Polen! Diebitsch selbst wagte Skrynezki nicht anzugreifen und durch die Cholera, durch namenloses Elend und Krankheit aller Art, durch den Aufenthalt in den Wäldern und Morästen, durch Strapazen und Mangel, Verluste und Entmuthigung war der Stolz der russischen Armee gebrochen. Selbst Diebitsch verlor allen Muth und soll dem Kaiser geschrieben haben: J'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne; je prie votre Majesté de me sauver, c'est à dire de donner le commendement à un autre. — Allein im polnischen Lager sah es inzwischen auch nicht viel Tröstlicher aus. Trotz seiner Siege, trotz des Muthes der Armee, trotz der dringenden Vorstellungen der Regierung, besonders des Fürsten Czartoryski und trotz der schönen Pläne, mit denen der geniale Chef des Generalstabs Prondzynski den Generalissimus bestürmte, blieb derselbe

jetzt schwankend und unthätig. Prondzynski rieth, die herbeieilenden russischen Garden anzufallen, ehe sie sich mit Diebitsch vereint hätten. Allein Skrzynezki verwarf von vornherein diesen Plan, weil er meinte, daß während dessen Diebitsch in seinem Rücken Warschau nehmen könne, — als plötzlich die in Podolien erlittene, später noch näher zu beleuchtende Niederlage Dwernitzki's in dem polnischen Hauptquartiere bekannt wurde und eine furchtbare Sensation machte. Skrzynezki fühlte, daß jetzt etwas geschehen müsse, um den Eindruck ihres Unglücks wieder auszulöschen und die polnischen Waffen mit neuem Glanze zu umgeben. Er willigte in Prondzynski's und Czartoryski's Plan, die russischen Garden zu überfallen. Es blieb ein Heer bei Warschau unter der Anführung des tapfern Uminski, um den russischen General zu täuschen und in der Meinung zu erhalten, als sei das ganze Heer noch vor ihm, zurück, während Skrzynezki selbst auf einem anderen Wege, dem Diebitsch unbewußt, den Garden entgegen zu ziehen sich beeilte. Schlug Skrzynezki die Garden, diese russischen Kerntruppen, so beraubte er nicht allein den Feldmarschall der gehofften Verstärkung, sondern schnitt ihn auch von allen Verbindungen mit Rußland ab.

7. **Skrzynezki's Zug gegen die russischen Garden.** Allein so wahrscheinlich auch der Sieg über die Garden und so vortrefflich der Plan angelegt war, so ungeschickt, ja über alle Maaßen ungeschickt wurde derselbe ausgeführt. Die Polen begingen dabei so viele Fehler, daß man wahrlich Mühe hat, nicht einen über den andern zu vergessen. Skrzynezky zog gegen die Garden heran und schlug sie bei Dlugosiodlo zurück. Der Großfürst Michael, der bis diesen Augenblick immer glaubte, nur ein kleines polnisches Corps vor sich zu haben, dachte keineswegs an einen Rückzug, sondern hielt Stand und ließ die Brücke über die Sümpfe unversehrt, um die Polen sogar heranzulocken. Umsonst aber drang Prondzynski in den Generalissimus, diese Gelegenheit, die man nicht besser wünschen könne, zu benutzen und jetzt die Garden kräftig anzugreifen und zu schlagen, wie es ja der Plan des ganzen Zuges war. Skrzynezki zauderte auf unbegreifliche Weise. Obgleich er die Garden vor sich hatte und stärker war als sie, so daß er am Siege und am Gelingen des ganzen Plans nicht

zweifeln konnte, that er keinen Schritt vorwärts und gab dadurch den Garden Zeit, ihre Gefahr zu erkennen und zu entschlüpfen. Was ihn zu dieser Unthätigkeit bewog, ist unbekannt. Anstatt also mit frischem Muthe die Garden, die vor ihm standen, anzugreifen, ließ er sie nicht allein ruhig abziehen, sondern verringerte seine eignen Streikräfte, indem er den General Gielgud dem zu Ostrolenka stehenden Dembinski zu Hülfe schickte. Prondzynski war so zornig über dies Verfahren des Generalissimus, daß er sich mit ihm entzweite, sich von ihm zurückzog und sich nur noch damit beschäftigte, eine Anklageschrift gegen ihn aufzusetzen. Dieser Zwiespalt im Hauptquartier machte vollends das Uebel ärger. So verlor Skrzynezki mehre köstliche Tage. Und dennoch, als wenn Fortuna selbst den Skrzynezki einladen wollte, den Strauß zu wagen, standen auch jetzt noch die Garden auf demselben Flecke. Auch jetzt also war es noch Zeit zu einer Schlacht und Skrzynezki konnte, von wunderbarem Glücke begünstigt, alle seine Fehler wieder gut machen. Schon hatte er Prondzynski versöhnt, schon einen Theil der Schlachtbefehle ertheilt, — als er plötzlich damit inne hielt, die Hände auf dem Rücken sinnend umherging und dann die Befehle wieder zerriß. Der Adjutant verläßt wehklagend das Zimmer und Prondzynski stürzt wüthend herein und überhäuft den Generalissimus mit Vorwürfen. Dieser aber besteht darauf, daß die Schlacht am folgenden Tage nicht stattfinden solle. — So verstrich der Morgen des 20. Mai's und Nachmittags — zogen die Garden ungehindert ab. Damit war der ganze Feldzug gescheitert. Skrzynezki zog sich nun nach Ostrolenka zurück und Diebitsch, der erst jetzt Nachricht erhalten hatte von dem Operationsplane der Polen, eilte bei Ostrolenka seinem Gegner sich gegenüber zu stellen. Die Garden vereinten nun ungehindert ihre Streikräfte mit den seinen. Er versuchte, die polnische Hauptarmee jetzt zu einer Schlacht zu zwingen. In dieser günstigen Erwartung ließ er seine Infanterie, besonders die Garden, die jetzt besonders sich auszeichnen sollten, ihre Tournister ablegen und reichlich Branntwein trinken, um ihrem Angriffe größere Behendigkeit und Wuth zu verleihen, was ihm auch vollkommen gelang. Die betrunkenen Russen stürzten sich mit rasender Tapferkeit in den Tod und ihre Gegner zollten selbst

ihnen um so mehr deßhalb Bewunderung, weil in den früheren Gefechten die russischen Soldaten häufig sich kleinmüthig gezeigt hatten.

8. **Die Schlacht bei Ostrolenka**, den 26. Mai 1831. Vor der Einnahme Warschau's durch die Russen ist dies die letzte, ja von allen Schlachten des polnischen Krieges die bedeutendste. — Skrzynezki zog sich auf Ostrolenka zurück. Das erste, worauf er sein Augenmerk hätte richten sollen, hätte sein müssen, die Brücke bei Ostrolenka abzubrennen, um so den Russen den Uebergang über den kleinen Fluß zu wehren. In unvergleichlicher Verblendung ließ Skrzynezki sie stehen. Am 26. Mai Morgens 9 Uhr begann der wüthende Angriff und Kampf auf der Brücke, woselbst Mann gegen Mann, Aug in Aug, die Truppen mit dem Bajonette den Würgerkampf bestanden, während Kanonen von beiden Seiten ihre Feuermassen auf die Kämpfenden entluden. Manch blühend, junges Leben fand dort seinen Untergang. Im Verzweiflungskampfe, der durch die Thorheit eines Unbesonnenen, eines gutmüthigen Schwärmers, nicht aber eines Helden herbeigeführt war, zeigten überall die Generäle wie die Gemeinen die rühmlichste Todesverachtung, aber sie konnte zu nichts nützen. Der General Heinrich Kaminski und der feurige Reitergeneral Kizki fielen an der Spitze ihrer Schaaren und mit ihnen die Blüthe des polnischen Heeres. Das Schlachtfeld war mit ihren Leichen bedeckt, eine Menge ertrank im Flusse. Die Uniform Skrzynezki's, der wie ein Wahnsinniger auf dem Schlachtfelde hin- und herlief, wurde von 2 Kugeln durchlöchert. Er verlor so sehr den Kopf, daß er, als die Entscheidung der Schlacht ungünstig für die Polen auszufallen drohte, nach der Brücke zueilte und im verwirrenden Geschrei rief: Rybinski, vorwärts! Malachowski, vorwärts! Alles vorwärts, Alles vorwärts! Auch die Russen hatten viel Menschen eingebüßt. Die Schlacht ging für die Polen verloren. — Skrzynezki eilte nach Warschau; Prondzynski trat jetzt mit seiner Anklage hervor. Der neidische, von den Russen erkaufte Krukowiezki, der unter der Maske der Democratie seine eigne Gesinnung verbarg, rieb sich die Hände. Alles vereinigte sich zum Sturze Skrzynezki's. Die democratische Partei, an ihrer Spitze Krukowiezki und Lelewel verlangten seine

Absetzung. Der Regierungsrath, um nicht der democratischen Partei zu viel zu bewilligen, verwandte sich trotz der ungeheuersten Fehler, mit aller Kraft für Skrzynezki. Während dieser Zeit war am 18. Juli der Großfürst Constantin in Minsk, wohin er sich zurückgezogen hatte, an der Cholera gestorben. Auch seine Gemahlin, die Fürstin Lowicz, erlag dieser Krankheit. Ebenso Diebitsch. Allein einige seltsame Umstände erregen hinsichtlich des Letztern den Verdacht eines Selbstmordes. Man findet dies erklärlich, wenn man bedenkt, daß Kaiser Nicolaus die Schuld von der noch nicht erfolgten Einnahme Warschau's auf Diebitsch schob und daß vor kurzem Graf Orlow in seinem Lager ihm harte Worte zu hören gegeben hatte, wie besonders, daß der Graf Paskewitsch-Eriwanski in Petersburg angekommen und zum bestimmten Nachfolger im Commando vom Kaiser designirt war.

Trügerische Hoffnungen. Skrzynezki hatte einmal die fixe Idee gefaßt, wovon er sich nun und nimmer losmachen konnte, daß nur auf dem Wege der Unterhandlung die Sache zu einem ersprießlichen Ende geführt werden könne. Daher seine unkluge Unthätigkeit, wodurch er Polen ins Verderben stürzte. Auch hoffte er stets auf den Beistand Frankreichs und auf eine gütliche Ausgleichung durch diese Macht. Hatte doch, das ist nicht zu läugnen und muß als höchst strafbar erachtet werden, der französische Kriegsminister Sebastiani in einigen an Skrzynezki gerichteten Worten gesagt: „Nur noch 2 Monate suchen Sie sich zu halten und die Polen werden durch Frankreich gerettet sein.“ Deßhalb ging er, statt zu handeln, stets sinnend in seinem Zimmer umher, Allen, die ihn zum kräftigeren Handeln nöthigen wollten, bedeutungsvoll die Worte hinsprechend: „Nur noch zwei Monate!“ Als endlich doch eine Schlacht geliefert wurde und verloren ging, beging er die Ungerechtigkeit, die Schuld von sich ab und auf den jungen Jankowski und Andere hinzuwälzen, sie der Verrätherei beschuldigend, ohne diese abscheuliche Anklage gegen die indeß Festgenommenen in etwas beweisen zu können. Jedoch waren die durch Frankreich erregten Hoffnungen nur täuschende Vorspiegelungen. Der Untergang Polens ist Frankreichs Werk, welches sich dazu der Gutmüthigkeit eines schwärmerischen Skrzynezki bediente. Durch die Lässigkeit und Saumseligkeit desselben waren

die Russen, ohne Widerstand zu finden, über die Weichsel gedrungen und standen nun in drohender Stellung in der Umgegend von Warschau, als Dembinski von seinem abenteuerlichen Zuge durch Volhynien, Podolien und Litthauen wie durch ein Wunder zurückkehrte.

Insurrectionsversuche in Alt-Polen. Es war nämlich der Versuch gewagt, auch diese zu Alt-Polen gehörenden Provinzen aufzuwiegeln und so hatte man mehren bedeutenden Anführern den Auftrag zur Ausführung dieses Planes gegeben. Einer derselben war der alte, doch wieder jugendliche Held Dwernitzki, welcher jedoch, trotz aller Tapferkeit und Klugheit der Uebermacht dreier russischen Heere nicht zu widerstehen vermochte und sich genöthigt sah, die neutralen Grenzen Galicien's zu überschreiten. Hier wurde er sogleich von den österreichischen Behörden gefangen genommen. In Ungarn verhehlte sich bei seiner Durchreise die Sympathie für die polnische Sache nicht. Dwernitzki's Zug glich einem Triumphzuge. Ueberall stritt man sich um die Ehre, ihn bewirthen, etwas für ihn thun zu dürfen. Ja, so wurde bei einem Gastmahle, welches ihm zu Ehren gegeben wurde, sein weißes Taschentuch von den anwesenden Damen in Stücke verschnitten und vertheilt. Bei einer ähnlichen Gelegenheit zu Preßburg schnitten die Damen ihm die Knöpfe aus seiner Uniform und hängten sie in seiner Gegenwart an goldene Ketten an ihren Hals. —

Später versuchten Aehnliches in Alt-Polen noch Sierowski, Gielgud, Chlapowsky und besonders Dembinski, dessen glückliche Rückkehr so große Freude in Warschau verbreitete. Lange hatte Dembinski sich bemüht, dem russischen Heere Stand zu halten. Allein der Uebermacht mußte er weichen, obwohl er kräftig von den Volhyniern und Podoliern, ja selbst von einer kämpfenden adeligen Dame, Gräfin Cäcilie von Plater, unterstützt wurde. Es würde zu weit führen, Alles namhaft zu machen, was diesen kühnen Zug auszeichnete. In Polen glücklich mit seinen dunkelfarbigen, sonnenverbrannten Soldaten angelangt, eilte Alles, auch der an der Spitze der Verwaltung stehende Czartoryski ihm entgegen. Man führte ihn wie im Triumph nach Warschau. Ungeheurer Jubel begrüßte die tapferen Männer, deren

ganzes Ansehn die lange Dauer und Noth ihres Zuges erriethen. Am Regierungspalast angelangt, hielt Vincenz Niemojewski folgende Anrede: „General! Wie der Senat und das römische Volk die von Cannae Zurückkehrenden empfing, eben mit solchen Gefühlen empfangen wir Dich und Deine Gefährten! Wir danken Dir im Namen der Nation. Du hast den Weibern ihre Männer und dem Vaterlande seine Söhne gerettet." Ein prächtiger Ehrensäbel wurde verfertigt und ihm überreicht.

Dembinski, Obergeneral. Krukowiezki's Verrätherei. Jankowski's Ermordung. Warschau's Fall. Aller Blicke wandten sich jetzt von Skrzynezki ab und hin auf Dembinski, der der letzte Retter in der höchsten Noth des Vaterlandes sein sollte. Allein Polens unglücklicher Genius wollte, daß Dembinski nur den Muth eines Soldaten, nicht aber auch das Geschick eines Staatsmannes besaß. Skrzynezki wurde seiner Würde entsetzt und Dembinski Obergeneral der polnischen Armee. Da aber auch er der gemäßigten Partei ergeben war, so wurde später an seine Stelle Malachowski gewählt. Für den Fürsten Czartoryski bekam jetzt die Präsidentenstelle der oben genannte Vincenz Niemojewski, der durchaus der Kriegspartei ergeben war. Vor allen Dingen indessen machinirte in den Mauern Warschaus der mit den Russen in geheimen Verbindungen stehende, und durch die feige Verrätherei in seinem Vaterlande gebrandmarkte Krukowiezki. Er brachte es durch fein angelegte Pläne sogar dahin, daß man ihn in den Zeiten allgemeiner Noth zum Dictator ernannte. Und jetzt begannen seine hochverrätherischen Umtriebe, jetzt der verabscheuungswürdige Verrath gegen sein unglückliches Vaterland. Er wollte die Stadt den Russen überliefern und beorderte deßhalb den auf dem Schlachtfelde früher zum General erhobenen Romarino, ebenfalls einen Verräther, mit 20,000 Mann sich von Warschau hinweg zu begeben. Kaum war dem Paskewitsch, welcher sich mit seinem Heere jetzt dicht vor die Wälle Praga's und Warschau's gelagert hatte, die Entfernung einer so bedeutenden Truppenabtheilung bekannt geworden, als derselbe wie natürlich zum sofortigen Sturme der Stadt sich entschloß. Innere Streitigkeiten kamen außerdem ihm zu statten und erleichterten die Ausführung seines Plans. Je näher nämlich den

Russen, um so mehr war die Lelewelsche oder Volkspartei gegen die noch immer in Haft befindlichen, von Skrzynezki als Hochverräther, als Verbündete Rußlands bezeichneten Individuen, nämlich Jankowski und seine vermeintlichen Mitschuldigen aufgebracht. Da durchaus keine überzeugende Beweise vorlagen, so konnte auch natürlich die Regierung, wollte sie nicht ungerecht werden, diese Individuen nicht bestrafen. Das exaltirte Volk verlangt jedoch vom Reichstage solche Bestrafung, dringt in großer Menge, worunter selbst ein halbverrücktes und bewaffnetes Weib, in den Palast der Regierung, um ihre Klagen wegen noch nicht erfolgter Bestrafung Jankowskis und dessen Genossen unter tumultuarischen Auftritten vorzubringen. Da man sie glimpflich zur Ruhe verweis't, ihnen vorstellt, daß die jetzigen unruhigen Zeiten keineswegs geeignet seien, solche weit sich verzweigende Untersuchungen vorzunehmen, eilt wuthentbrannt der Pöbelhaufe hinweg, um einen Akt der Volksjustiz zu vollziehen. Die Thüren des Gefängnisses werden erbrochen, die Wachen mit Gewalt zurückgedrängt. Bald bringt man, so erzählt ein Augenzeuge*), den unglücklichen General Jankowski herunter in den Hof; im Hemde und Beinkleidern, seine Unschuld versichernd. Man wirft sich ihn mißhandelnd auf ihn; aber als eine Stimme ruft, man solle ihn an die Laterne führen, bringt man ihn auf den Platz der Säule Sigismund, zieht ihn an die Laterne hinauf; das Eisen bricht von der Last, und als er herunter stürzt, zerhacken und zerfleischen eine Menge Säbel den Körper; aber durchaus darnach dürstend, ihm die Strafe des Hängens angedeihn zu lassen, zieht man den unkenntlichen Leichnam an dem Laternenpfahl an den Füßen in die Höhe. Auf ähnliche Weise kamen auch die Uebrigen um. Auf Skrzynezki kommt das Blut dieser Unglücklichen!

Diese inneren Begebenheiten erleichterten dem Paskewitsch den Angriff. Die Polen stellen sich mit entschlossener Todesverachtung dem eindringenden russischen Heere entgegen; allein Verrätherei auf allen Ecken läßt dem Paskewitsch bald sein Spiel gewinnen. Die Stadt wird nach einer vorangegangenen, festgesetzten Capitulation den Russen übergeben. Warschau fiel durch das Bubenstück eines

*) cf. Spazier.

Verräthers, Krukowiezki's. Nie hat die Geschichte so etwas gehört. Die Polen in der besten Stellung der Welt, in der wohlbefestigten, durch Wälle geschützten Stadt, konnten auch jetzt noch mit der an 100,000 Krieger und Bürger belaufenden Mannschaft sich ganz vortrefflich gegen die geringe Ueberzahl russischer Truppen halten. Ja, die Russen hatten an dem ersten Tage des Sturmes sich so verschossen, daß es anfing, an Pulver und Blei zu mangeln. Hätten die Polen nur noch einen Tag sich gehalten, es wäre wahrlich den Russen nicht gelungen, sich der Stadt zu bemächtigen. Warschau fiel! Am 8. Sept. 1831 rückten die Russen ein, während die Polen über die Brücke von Praga freien Abzug erhielten. Ein großer Theil des Unglücks kommt auf Romarino, der, obwohl er erfuhr, daß die Russen Warschau stürmten, nicht zurückeilte. Noch immer hegte man die Hoffnung, nach der Festung Modlin ziehen zu können, um von hier aus aufs Neue den Krieg zu beginnen. Man beorderte jetzt dorthin den Romarino; allein er kam nicht und widersetzte sich jeglichem Befehl.

Polen's Schicksal nach der Niederlage. Die Russen betrugen sich Anfangs mild in Warschau. Leise auftretend wollten sie zuerst die Einwohner sicher machen, um alsdann sie ihre Rache um so tiefer und schmerzhafter empfinden zu lassen. Man erwies den noch in Warschau befindlichen Officieren die gewöhnlichen militairischen Ehrenbezeugungen und beschränkte sich nur darauf, die Entwaffnung aller Nationalgarden, so wie der Einwohner genau zu vollziehen. Wer nach 48 Stunden noch eine Waffe besaß, wurde erschossen. Es traf dies harte Unglück sogar einige Bürger, die ihre Waffen verborgen hatten. Jetzt erließ der Kaiser ein Amnestiedecret, welches indessen die weitesten Ausnahmen machte. Allen solle verziehen werden, ausgenommen seien indessen diejenigen, welche vorzüglich dabei betheiligt gewesen wären, z. B. die Anstifter des Aufruhrs, die, welche die Absetzung des Kaisers, so wie des Hauses Romanow verlangt, welche die Gräuelscenen an Jankowski und seine Mitbeschuldigten verübt hatten, die in jenem Aufstande nach dem Belvedere geeilt, um Constantin zu ermorden. Viele wurden jetzt ohne Aufsehen ganz in der Stille ergriffen, um in das Innere des Reichs, d. h. nach

Sibirien geschafft zu werden, wovon selbst Krukowiezki und Prondzynski, dessen Helfershelfer in der letzten Zeit, die doch den Russen so wesentliche Dienste geleistet, nicht ausgenommen waren. Immer näher schlich die Rache Rußlands, um mit immer festeren Schlägen Polens Selbständigkeit zu vernichten und zu zerschmettern. Selbst die Bauern, so fand man es für die Sicherheit nothwendig, sollten nicht allein ihre Waffen, sondern auch Sensen und Beile und alle Arten von eisernen Instrumenten, die als Waffen dienen konnten, herausgeben. Die schrecklichste Rache traf Volhynien, Podolien und die Ukraine, deren Bewohner man als rebellische Unterthanen nur um so härter bestrafte. Diese Länder schloß man unbedingt von jeder Amnestie aus. Die Güter der Adligen wurden confiscirt, Tod oder Verbannung nach Sibiriens eisigen Steppen war ihr Loos. Auch in Polen zog man die Güter der an der Revolution Betheiligten ein und gab sie den russischen Günstlingen. Fürst Czartoryski verlor allein an seinen Gütern den Werth von 30 Millionen Gulden. Bei frühern Aufständen hatte man diese Güter wenigstens den Kindern vorbehalten; diesmal aber entriß man das Erbe den Nachkommen, um diesen stets rebellischen Adel der Mittel zum Aufstande auf immer zu berauben. — Bald ging man noch weiter. Am 22. Nov. wurden die polnischen Farben abgeschafft und an deren Stelle traten die russischen. Man traf Anstalten, alle Kostbarkeiten, Gemälde, Bibliotheken, Sammlungen &c., die polnisches Nationaleigenthum waren, in's Innere des Reichs zu schaffen und namentlich Petersburg damit zu bereichern. Dieses waren indessen nur noch kleine Andeutungen, um Polen gänzlich zu einer russischen Provinz zu machen; ihm alle Nerven des Lebens zu durchschneiden, bedurfte es noch ein wenig größerer Maßregeln. Es sollte das jetzt durch Krieg und Auswanderung vernichtete polnische Heer nicht wieder hergestellt werden, die polnische Uniform wurde abgeschafft, die niederen Edelleute, deren Adel mehr traditionell als verbrieft war, sollten diesen Adel brieflich beweisen. Wer es nicht vermochte, wurde desselben beraubt.

Um sich vor einer künftigen Revolution sicher zu stellen, ließ der Kaiser nun Alle, die nicht ganz rein und theilnamlos sich von dem Aufstande erhalten hatten, — und wer hatte dies! — das

ganze Gewicht seines kaiserlichen Zorns fühlen. Viele nämlich waren natürlich doch, auf die Versicherungen des Kaisers hörend, um ihre Güter zu retten, im Vaterlande geblieben und hatten diese Gefahr dem Elende der Verbannung vorgezogen. Wie Damocles Schwert an einem Faden, so hing das Schwert des Kaisers über ihnen, um im Augenblick das Haupt des Schuldigen zu treffen. Tausende, Familienväter und rüstige Jünglinge, wurden alsobald eingezogen, sorgsam in den Kerkern russischer Inquisition bewahrt, um zu seiner Zeit in schwere Ketten geschmiedet, mit geschorenen Köpfen, ihrer Namen beraubt, statt dessen sie bloße Nummern erhielten, in das hinterste Asien, nach Kamtschatka, nach Sibirien, zu wandern, um hier in den Bergwerken bei schlechter Kost und allen Wechselwirkungen der Witterung ausgesetzt, zu harter Zwangsarbeit verwendet zu werden. Keine Rücksicht wurde weder auf Jugend, noch auf Alter, weder auf Geburt, noch Talent und Kenntnisse genommen. Der junge und heldenmüthige Fürst Roman Sangusko war zu der Bergwerksarbeit in Sibirien verurtheilt worden. Seine Verwandte wollten Millionen aufwenden, ihn zu befreien und ihr ganzes Vermögen ihm zu Liebe daran setzen. Sie hatten ihre ganze Hoffnung auf die Gnade des Kaisers gesetzt und es glücklich dahin gebracht, daß das Urtheil dem Czaren an seinem Geburtstage vorgelegt wurde. Der Kaiser soll an den Rand des Urtheils eigenhändig geschrieben haben: „Zu Fuß!“ nämlich nach Sibirien. Ein kaum 7jähriger Neffe des Grafen Hermann Potozki soll seinen Verwandten entrissen und nach Sibirien gebracht worden sein. — Aus der Reisebeschreibung eines gewissen Krzewski noch Folgendes: In einer Stadt, Namens Wiatka, befanden sich 360 Polen, besonders auch die Officiere des berühmten vierten Regiments, die von den dazu beauftragten Commissionen die Weisung erhielten, nach Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, geführt zu werden. Ihre fernere Bestimmung war noch unbekannt. In Wasil, einer kleinen Stadt, traf er 15 Officiere von der volhynischen Insurrection, die zum Corps des Dwernitzki gehört hatten. Man führte sie nach Tobolsk, um sie als gemeine Soldaten den Regimentern einzureihen. Ihr Elend war unbeschreiblich; doch weinten sie weniger über ihr eignes Schicksal, als um das ihres Vaterlandes und hofften auf göttliche

Gerechtigkeit. — Vierzig junge Schüler der Akademie zu Wilna, kaum 15 Jahr alt, wurden nach Sibirien geschleppt, um daselbst lebenslang in den kalten, feuchten Minen zu arbeiten. Nur nach den Nummern, die sie auf der Brust trugen, kannten sie die Wächter und nach diesen rief man sie auf. Ein Menge von Kindern von 10 bis 12 Jahren, Frauen mit ihren Säuglingen in den Armen, Greise schleppte man nach Sibirien. Mehre andere Detachements aus hundert und mehren Personen bestehend, wanderten denselben Weg. Es waren dies die unglücklichen flüchtigen Familien aus Litthauen und Volhynien, die in den Wäldern eine Zuflucht suchend, in die Hände der Kosacken fielen, und nun als Kriegsgefangene weggeführt wurden. Ueberall auf allen Stationen befinden sich befestigte kleine Hütten, die man Ostrogi nannte. Diese schmutzigen, verpesteten und finsteren Hütten, in denen man die vermeintlichen Verbrecher unterbringt, wimmeln stets von Schlachtopfern jedes Alters, jedes Ranges, jedes Geschlechts und gewähren einen herzzerreißenden Anblick. — Im Ostrog von Kaluga seufzte der junge Sobanski, Arm und Beine mit Ketten beladen. Er war bestimmt auf Lebenslang in Sibirien in den Minen zu arbeiten. — Einst hörte man ein sonderbares, schreckliches Geräusch von Ferne, wie wenn es aus den Eingeweiden der Erde käme. Es waren 150 edle Litthauer, die mit Ketten beladen barfuß nach Sibirien gingen. Sie sollten dort als gemeine Soldaten dienen. Die beiden jungen Grafen Tyszkiewicz, fast noch Kinder, sanken fast bei jedem Schritte unter der gewaltigen Last ihrer Ketten zusammen und bettelten bei den Vorübergehenden um Almosen, um leichtere Ketten sich kaufen zu können, die ihnen ihre mitleidslosen Hüter verweigerten. In der Umgegend von Smolensk sah man übrigens den General Prondzynski, der die beweinenswerthe Capitulation von Warschau unterschrieben hatte, in einem bequemen Wagen mit seiner Gemahlin reisen. Anderwärts erblickte man hundert gefangene Soldaten ohne Beine, auf Krücken, ausgemergelt von Leiden und Erschöpfung, nach Sibirien geschleppt. Viele von ihnen vergossen heiße Thränen und versuchten im herzzerreißenden Contrast mit ihrer jetzigen Lage zu singen: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Den Marschall Warcynski erblickte man, unter Bedeckung von

Gendarmen, Hände und Füße mit Ketten beladen, einen eisernen Ring um den Leib, der mit einem Reife um den Hals in Verbindung stand. Sein langer Bart fiel bis auf die Brust herab, sein Kopf war in Form eines Kreuzes geschoren, seine Kleidung halb schwarz, halb weiß. 600 Soldaten wurden zur Festungsarbeit verurtheilt. Sie wurden in Banden zu Zehn geführt, mit den Armen an eine lange eiserne Stange geschmiedet; man befreite sie nur davon in den Arbeitsstunden. In demselben Kerker seufzte auch ein edler Litthauer, Namens Zaba, sein Urtheil erwartend. Als man ihn ergriff, führte er die Liste der Patrioten bei sich; es gelang ihm, sie zu verschlingen; die Sbirren rissen ihm mit einem Eisen die Zähne auseinander, zerfleischten ihm den Mund und rissen ihm einige Bruchstücke des Papiers aus dem Schlunde. An 83,000 Polen sollen nach Sibirien gewandert sein. — Eine andere Maßregel, die der Kaiser Nicolaus anwandte, um Polen an Rußlands strenge Regierung zu fesseln, war das polnische Statut, worin er die letzten Spuren eines selbständigen Daseins auslöschte. Dieses Statut vereinte mit einem Worte Polen als eroberte Provinz mit Rußland und dasselbe wurde hinfort ganz als solche behandelt. Der Fürst Paskewitsch-Eriwanski, der jetzt nach der Einnahme Warschaus auch noch den Titel eines Fürsten von Warschau erhielt, reis'te selbst im Februar 1832 nach Petersburg, um dieses Statut, das die unglücklichen Polen wie mit Donnerschlägen treffen sollte, aus den Händen des Kaisers zu empfangen und dann in Polen bei seiner Rückkehr in Kraft treten zu lassen. Nach der Bekanntmachung dieses für Polen so verderblichen Statuts, ließ der Fürst Paskewitsch 20 Notabeln Warschau's Tag und Stunde anzeigen, wann sie sich bei ihm einzufinden hätten, um sie alsdann sogleich nach Petersburg als Deputation zu senden, woselbst sie dem Kaiser für die Huld und Gnade wegen des ihnen ertheilten Statuts ihren tiefempfundenen Dank aussprechen sollten. Von Furcht getrieben erschienen Alle, mußten aber länger als 2 Stunden im Zimmer warten, woselbst sich nicht einmal ein Stuhl befand. Endlich öffnet sich die Thüre, der Fürst tritt herein und ohne sie zu grüßen, sagt er mit kurzen Worten: „Seien Sie bereit abzureisen, so wie ich es befehlen werde. Ich habe Sie ersehen, nach St. Petersburg zu reisen,

um dem besten und großmüthigsten Monarchen für die neue Constitution, die er ihnen zu geben geruhte und für alle Wohlthaten zu danken, die er über ihr Land verbreitet." — Fürst Valentin Radziwill wollte etwas erwidern; Fürst Paskewitsch fiel ihm aber sogleich in die Rede und sagte: „Schweigen Sie, man spricht zu mir blos, wenn ich frage, und schweigt, wenn ich Befehl ertheile." — Auch wurden jetzt die polnische Krone, der Scepter, Reichsapfel und ein langes Schwert, in griechischer Form, welches bei der Krönung des Kaisers in Warschau gebraucht worden war, nach Petersburg gebracht. Dies Alles wurde öffentlich gezeigt, auch der Krönungsmantel. Wieder eine andere Maßregel bestand in der Entführung polnischer Kinder. Was bei der älteren Generation unmöglich war, nämlich den polnischen Nationalgeist auszurotten, das hoffte man bei der unmündigen Jugend durchzusetzen. Der Kaiser erließ in dieser Beziehung einen Ukas an Paskewitsch. Dieser machte darauf bekannt: Es ist Sr. Majestät Wille, sämmtliche sich herumtreibende Knaben und Waisen, so wie auch diejenigen, welche kein Unterkommen im Königreich Polen finden, in die Bataillone der Kriegscantonisten aufzunehmen; diese sollen, so wie sie versammelt sind, nach Minsk geschickt werden, wo sie nach den durch die Anordnung Sr. Majestät angewiesenen Grundsätzen ihre fernere Bestimmung erhalten werden. Unter Waisen wurden aber verstanden: 1. diejenigen, die keinen Vater mehr haben, wenn auch Vermögen da ist; 2. wer beide Eltern noch hat, aber nicht reich ist, wenn der Vater nicht Officier oder Beamter ist. Dieser Befehl von so drohendem Inhalte und tausendmal fürchterlicher in der Ausführung, verbreitete allgemeine Furcht im ganzen Königreich. Die erschrockenen Mütter hörten auf, die Kinder in die Schule zu schicken. Bis zum 4. Mai hatte man schon 4 Transporte zu 150 Kindern aus Warschau heimlich weggeschickt. Am 17. Mai wurde der fünfte Transport, bestehend aus über 20 mit polnischen Kindern von 6—17 Jahren vollgepackten Wagen, nicht mehr heimlich, sondern ganz offen ausgesandt. Dieser Anblick war herzzerreißend. Schon seit einigen Tagen war schlechtes, kaltes Wetter und am Tage des Transports fiel ein starker Regen; Niemand ließ sich auf den Straßen blicken. Da vernimmt man auf einmal gegen 1 Uhr Nachmittags ein

ungewöhnliches Wagengerassel, Pferdegetrampel und Frauengeschrei, mit Weinen vermischt. Es war dies die von den Alexander-Casernen nach der Brücke zurollenden, mit geraubten Kindern angefüllte Karawane. Wer nur irgend etwas an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Geld u. dergl. m. im Hause hatte, der schickt oder trägt es selbst hinaus, legt es in die Wagen oder reicht es den unschuldigen Wesen, die für die Mütter, für das Vaterland auf ewig verloren gehen. Die ihren Kindern nachlaufenden Mütter werfen sich unter die Wagen, um sie anzuhalten; andere Frauenzimmer theilen ihren Schmerz; es entsteht ein allgemeines Jammern, lautes Fluchen der Gendarmen. Um zu erfahren, wie viele in dieser Bedeutung Waisen zu nennen seien, ließ man nämlich in der Stadt Warschau und deren Umgegend alle diejenigen auffordern, welche einer Unterstützung zum Unterhalte ihrer Kinder bedürften, vor Gericht zu erscheinen, um ihre Namen in die Listen einzutragen. Mehre nannten dabei ihre Kinder. Alsobald bemächtigte man sich derselben. Den Soldaten und Unterofficieren von den Veteranen nahm man ihre Söhne weg und diejenigen Väter, die sich diesem Verfahren widersetzten, wurden in Ketten geschmiedet und den Gerichten wegen Insubordination zur Bestrafung überliefert. Es ereignete sich, daß man einem Unterofficier, welcher ein kleines Haus nebst Garten in der Vorstadt besaß, seinen Sohn fort nahm. Als hierauf die Eltern fußfällig den Fürsten Paskewitsch baten, ihnen den Sohn zurück zu geben, antwortete er ihnen: Ihr habt eine kleine Besitzung, der Kaiser hat millionenmal mehr; er wird also eurem Sohne eine bessere Erziehung geben können.

Allein dies Alles steht noch in keinem Verhältniß mit der Fortschleppung der Kinder beiderlei Geschlechts aus den Provinzen Litthauen, Podolien und Ukraine. Bei diesen unglücklichen kleinen Wesen gedachte man nicht mehr der Kleidung; der größte Theil derselben kam vor Elend, Hunger und Ermattung um. Nur einige zweiräderige Wagen fuhren für die wenigen Lebensmittel und die kleinsten der Kinder nebenher. Im Fall, daß eins derselben erkrankte, blieb kein anderes Mittel als dasselbe zu tödten oder es in den öden Steppen auszusetzen. Mütter folgten kreischend dem Wagen, ihre Kinder tragend, oft 2 bis 3 auf einmal, wenn

sie nicht mehr im Stande waren zu wandern. Oft wurden schwach gewordene Kinder unterwegs zurückgelassen, da der Transport nicht anhalten durfte, und man stellte eine Portion Brot und Wasser bei ihnen hin. Die aus Sibirien Zurückkehrenden haben an den Straßen eine Menge kleiner, menschlicher Leichname neben dem Brode zusammengekrümmt gesehen, das die armen Wesen außer Stand waren zu essen. Auch kam es vor, daß folgende Transporte polnischer Verbannte Kinder, die man noch am Leben traf, mit sich fortnahmen. Man sah, wie die mit Ketten belasteten polnischen Krieger die auf diese Art gefundenen Kleinen auf dem Rücken fortschleppten. Viele Kinder wurden an die russischen Juden oder an russische Bauern verkauft. Immer weiter um sich greifende Krankheiten rafften Viele hin. Die Gemahlin des Generals Rozyzki, deren Gatte sich in Frankreich befand, soll zuerst die Kinder, dann sich selbst getödtet haben, als das Gesuch, welches sie zu den Füßen des Kaisers niedergelegt hatte, ihr die Kinder zu lassen, abgeschlagen wurde. Einem 70jährigen Greise raubte man seine 8jährige Enkelin, seine einzige Stütze. Zu diesen vom Kaiser in Polen ergriffenen Maßregeln gesellte sich nun noch die Confiscation der Güter der Ausgewanderten, Verhafteten und Todten, die Unterdrückung der polnischen Bildungsanstalten, die Sichtung des polnischen Adels, die Aufhebung vieler katholischen Klöster, die die Revolution begünstigt hatten und endlich die Belohnung der Juden, da dieselben den Russen als Spione, Makler oder Lieferanten nützlich gewesen waren. —

Cäcilie von Plater. Vielleicht dürfte noch etwas über die letzten Augenblicke der polnischen Amazone, der Gräfin Cäcilie von Plater nicht unintereſſant sein. Durch Schönheit, Jugend, Geistesgaben und Reichthum erhob sich die Jungfrau mit ihren Brüdern, bot die Bauern auf ihren Gütern in Litthauen auf und führte sie, blos mit Sensen bewaffnet, gegen die russischen Bataillone. Die Zartheit ihres Geschlechts vergessend, bestieg sie das Schlachtroß, ertrug die härtesten Strapazen, erschien an der Spitze ihrer Truppen und da, wo der Kampf am heißesten. Als sie endlich von der polnischen Armee keinen genügenden Beistand erhielt, und ihre Truppe durch wiederholte Kämpfe geschwächt

war, mußte sie der Ueberzahl weichen. Als Bäuerin verkleidet machte sie sich mitten durch die Feinde nach Warschau auf den Weg; allein Ermüdung, Entbehrungen und Kummer warfen sie unterwegs auf das Krankenlager; in ihrer Bauernkleidung, da sie ihren Rang nicht zu entdecken wagte, kehrte sie in die elende Hütte eines litthauischen Grenzdorfes ein und hier, der Pflege entbehrend, die ihr Geschlecht und ihre Gewohnheiten erforderten, verschied sie an Entkräftung, einen Namen hinterlassend, welchen die Geschichte der Nachwelt überliefern wird.

Die polnischen Flüchtlinge. So endeten Polens Anstrengungen und Bemühungen, zur Selbständigkeit und Freiheit sich hindurch zu ringen. Verwiesen in die Steppen Rußlands so wie in die schreckenerregenden Minen Sibiriens, der edelste Theil des Volkes verwiesen und in alle Länder zerstreut, durfte er nicht mehr den geheiligten Boden der Geburt als Vaterland betrachten. Ein Theil begab sich nach Preußen, um sich der Gnade des Königs zu ergeben. Ihr Geschick war nicht zu beneiden. Anfangs fehlte es zwar nicht an ziemlich guter Behandlung; allein später, wahrscheinlich auf Rußlands Betrieb, schritt man zu energischeren Maßregeln, setzte die Polen gefangen und wollte sie zwingen nach Polen, in der Hoffnung auf die verzeihende Gnade des Kaisers, zurückzukehren. Ja, als ein polnisches, kleines Detachement sich solchem Ansinnen ernstlich widersetzte, fielen sogar bei Fischau blutige Scenen vor und 9 Polen wurden erschossen. Alles sehnte sich nach Frankreich und dahin wurden nun die Meisten, mit preußischen Päßen versehen, entlassen. Allein dem Könige Louis Philipp konnte bei seinem Grundsatze des Juste milieu die Anwesenheit der Polen, als eine Verstärkung der demokratischen Gesinnung nicht angenehm sein; doch mußte er etwas, um die Volksgunst nicht zu verlieren, thun. Er verbannte sie deßhalb nach Avignon, einer durchaus carlistisch gesinnten Stadt, woselbst sie nun in eine ärgerliche Opposition mit den Carlisten oder Absolutisten traten; sie wurden, die Armen, also von ihren vermeintlichen Freunden zurückgestoßen, ja hier in Avignon gröblich insultirt und bei schmaler Kost erhalten. — Statt solch unedle Behandlung im Unglück zu ertragen, zogen Viele es vor, nach Algier, Aegypten und Amerika, ja lieber überallhin auszuziehen,

als hier länger auf solch ungastlichem Boden zu weilen, und so gab Louis Philipp ihnen die Erlaubniß und damit verbundene Unterstützung, nach Amerika auszuwandern. Viele aber, da man sie mit Gewalt zwingen wollte, entkamen auf das neutrale Gebiet des Schweizer Felsenlandes, wo ebenfalls Demokratie und Aristokratie im harten Kampfe begriffen waren. Auf unwegsamen Pfaden, mit vieler Mühe sich hindurchwindend durch die Thalwege, so wie über die rauhen Gebirge langten sie, eine gastliche Aufnahme begehrend, und nur ihr Unglück zur Schau tragend, an. Von einer Partei, der demokratischen, mit Entzücken aufgenommen und selbst im unendlichen Jubel eingeführt, wurden sie nur mit höchst bedenklichen Augen von der aristokratischen Partei, von der Tagsatzung in Bern besonders, betrachtet und so erblühte ihnen auch hier nicht Friede und Ruhe, die sie so sehnlich suchten. — Ein anderer Theil, unter ihnen auch Czartoryski, floh nach England zu seinen Freunden, wie er meinte, die früher seine glänzende Gastfreundschaft genossen. So traf er unter andern in einer Gesellschaft eine vornehme Dame, die früher die Huldigungen des glücklichen Grafen nicht verschmäht hatte. Er wandte sich in freier Offenheit, wie es einem alten Bekannten zukam, an dieselbe. Die stolze Gräfin, welche Anfangs that, als wisse sie sich seiner durchaus nicht zu erinnern, wandte ihm endlich, als ihr auszuweichen nicht mehr möglich war, den Rücken, ausrufend: „Je n'aime pas les révoltés.“ — Auch der König von Preußen bewilligte jetzt vielen Polen die zur Ueberfahrt nach Amerika nothwendigen Schiffe und gab ihnen ein angemessenes Reisegeld. — Uebrigens waren die Polen, und dies wollen wir nicht vergessen, mit edler Freundschaft und biederer Bereitwilligkeit von den meisten deutschen Bundesstaaten aufgenommen worden. Ueberall hatten Polencomités zur Unterstützung der Unglücklichen sich gebildet. Man wetteiferte, in Aufopferungen, Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweisen sich gleichsam zu überbieten. Deßhalb, da es Germania's edle Töchter waren, denen das Unglück der gescheiterten Hoffnungen, ihre grausame Vertreibung und entsetzliche Behandlung die Zähren regen Mitgefühls in die Augen lockte, da sie so in Beweisen der Menschenliebe für die Polen durch Unterstützungen aller Art, durch Collecten, Ausspielungen selbst-

verfertigter weiblicher Arbeiten, Frauenvereine, sich erschöpften, so erließen die Polen eine Dankadresse an die Deutschen, welche hier eine Stelle finden möge: „Der Zeitpunkt unserer Wanderungen durch Deutschland ist zu denkwürdig, der dort gefundene, zugleich herzliche und glänzende Empfang unserem Herzen zu kostbar, als daß es uns nicht zur süßesten Pflicht gereichen sollte, Euch, edle Bürger, unseren zärtlichsten Dank zu wiederholen, bis einst eine gewandtere Feder Eure freundschaftlichen Handlungen in Polen's Annalen verewigt. Ihr, die Ihr nichts versäumtet, um unsere Leiden zu lindern, uns für die Opfer so viel wie möglich zu entschädigen, und unseren Schmerz und unsere Verbannung vergessen zu machen, Ihr werdet gewiß auf ewig der Gegenstand unserer Erinnerung sein. Feste, Concerte, Bälle, Abendgesellschaften, diese oft nur flüchtigen Vergnügungen, erinnern jeden Polen an Genüsse, die um so süßer sind, als sie ihm jenen unbeschreiblichen Zauber gewährten, den man genießt, wenn man im Unglücke seine Brüder, seine Freunde, seine Tröster umarmt. Indem wir die Herzlichkeit anerkennen, mit welcher die Bürger und besonders jene wackere, von der edelsten Begeisterung erglühende Jugend in Deutschland uns aufnahmen, beeilen wir uns, unsere besondere Huldigung Euch darzubringen, Ihr trefflichen Frauen, Ihr Muster des schönen Geschlechts und aller geselligen Tugend. In Eurem anmuthigen und huldreichen Umgange vergaß der Pole seinen Kummer; in Euren Tröstungen, in Euren Thränen des Mitleids wird er die Wonne seiner Verbannung finden. Jeder von uns hat sein Stammbuch mit den Verbindlichkeiten angefüllt, die er Euch schuldet; indem er sie mit einer Art Verehrung überlief't, fühlt aber jeder mehr, als er es auszudrücken vermag. — Wir können diese Darstellung unserer Erinnerungen nicht beendigen, ohne auch Euch, gastfreundliche Landbewohner, unseren innigsten Dank für Eure Theilnahme an unserem Empfange zu erstatten. Es gehört ein hoher Grad von Beredtsamkeit dazu, um die Rührung zu schildern, die wir oft empfanden, als wir Euch mit Freuden Eure friedlichen Arbeiten verlassen sahen, um arme Verbannte nicht zu verfehlen, und ihnen durch die aufrichtigsten Aeußerungen die Theilnahme an ihrem Geschicke zu bezeugen. Alles — mit einem Worte — hat in Deutschland dazu beigetragen,

unsere Pilgerschaft angenehm und rührend zu machen, nicht zu gedenken der Unterstützungen und Hülfsleistungen, die man uns anzubieten wetteiferte. Die in letzter Zeit gebildeten Ausschüsse haben ganz besondere Ansprüche auf unseren Dank. Vor sechs Monaten gezwungen, unseren heimischen Boden zu verlassen, das Herz voll Trauer und Verzweiflung, haben wir gleichsam in Deutschland ein zweites Polen gefunden und während der Autocrat des Nordes seine vergeblichen Siege feiert, können die durch Mißgeschick besiegten, verbannten und unglücklichen Polen sich des schönsten Sieges der Freiheit erfreuen!

Unterzeichnet: Die polnischen Flüchtlinge.

Nach einiger Zeit unternahm der Kaiser eine Reise nach Deutschland, um seinen Schwiegervater den König von Preußen Friedrich Wilhelm III. in Berlin zu besuchen. Auf seiner Reise berührte er Polen, kam indeß nicht nach Warschau, trotz vielfacher Einladung. Später kam er einmal nach Warschau, um anzuordnen, daß seinem verewigten Bruder Alexander I. für die vielen Beweise der huldvollen Gnade, die er Polen's Einwohnern bewiesen, eine Denksäule errichtet werde. Er befahl den Aufbau der geschleiften Befestigungswerke, und von der Citadelle der Stadt auf dieselbe hinabschauend soll er gesagt haben: „Sollte Polens unglücklicher Genius es noch einmal wagen, sich gegen Rußlands Adler zu erheben, so werde ich die ganze Stadt niederschießen lassen.“ Im October des Jahrs 1835 wurde das von vielen Notabilitäten besuchte, theure Lustlager zu Kalisch gehalten. Weil die Rede ging, es hätten sich eine Menge Meuchelmörder zur Ermordung des Kaisers von Rußland verbunden, so wurde eine strenge Sperre und genaue Visitation veranstaltet. Vielleicht aber war dies nur ein leeres Gerücht und es machte ja auch der große Zudrang von Neugierigen der Art Maßregeln nothwendig. An Belustigungen fehlte es in diesem Lager nicht. Von Tanz, Feuerwerk, Musik, Theater, wußten die Zeitungen nicht genug zu erzählen. — Seit dieser Zeit stellt sich keine bedeutende Thatsache in Polen in den Vordergrund. Die Maßregeln, Polen immermehr zu russificiren, namentlich auch der griechischen Religion Eingang zu verschaffen, nehmen einen geeigneten Fortgang.

Rußland.

Kaiser Alexander I. war, wie schon angedeutet, 1825 am 1. December auf einer durch Rußland unternommenen Reise zu Taganrok, am asowschen Meer, gestorben. Da Alexander kinderlos war, so wäre Constantin, sein Bruder, der legitime Nachfolger geworden, wenn er nicht der Fürstin Lowicz zu Liebe den mächtigen Thron zu Gunsten seines jüngeren Bruders Nicolaus ausgeschlagen hätte. Dennoch aber beeilte sich Nicolaus, als kaum die Nachricht vom Tode Alexanders eingelaufen war, dem Bruder die Krone anzutragen, weil dessen Gesinnung sich seit jener Zeit geändert haben könne; allein Constantin schlug abermals die Krone aus. In Rußland hatte sich bei Veranlassung des Thronwechsels eine Empörung zum Umsturz des Throns gebildet. Den Vorwand zum Ausbruch gab die Entsagung Constantins, welche man für erzwungen ausgab. Man gedachte, den Kaiser zu stürzen und zu ermorden. Die Empörer zogen vor dem Schlosse auf im eifrigen Begehren, eine Constitution, der in Amerika ähnlich, zu erlangen, ohne daß Viele wußten, was sie begehrten. Um den gemeinen Russen auf ihre Frage, was denn eigentlich die Constitution sei, kurze Antwort zu geben, sagte man: es sei die Frau Constantins und alsobald riefen alle: es lebe die Constitution! Der Kaiser, der seine Fassung nicht verlor, ließ sie durch Kartätschen zu Paaren treiben und Alles begab sich schleunigst auf die Flucht. Viele Einwohner büßten die unberufene Neugier mit dem Tode. Milde jedoch bewies sich der Kaiser in seinem Urtheil.

Nur 5 der Haupträdelsführer wurden gehängt. Einem jungen Menschen, der beim Verhör entsetzlich weinte, reichte der Kaiser sein] Taschentuch und als derselbe es zurückgeben wollte, sagte der Kaiser: Behalte es und gedenke, daß der Kaiser es war, der deine Thränen trocknete. Die Krönung wurde nun in Moskau 1826 den 1. August ohne weitere Störung vollzogen. Selbst Constantin fand sich dabei ein, um so jedes Gerücht von erzwungener Abdankung niederzuschlagen. Nach Beendigung der Hauptceremonie fielen die drei Brüder sich in die Arme und empfingen den Segen der Kaiserin Mutter. Das wichtigste, was unter seiner Regierung außer dem Kampfe mit Polen, sich zutrug, ist die Angelegenheit mit dem türkischen Reiche oder der sogenannte Balkankrieg.

Der Balkankrieg. In dem Vertrage nämlich zu Akjermann 1821 war von der Pforte den Russen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen gestattet worden, wogegen später der Sultan Mahmud II. sich weigerte, sein gegebenes Wort zu halten; dann beabsichtigten die Großmächte durch die sogenannten Londoner Protocolle die Erzwingung der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche. Wenngleich Kaiser Alexander dem Aufstande der Griechen, den er für Aufruhr hielt, abhold war, so bestimmten dennoch rein menschliche Gefühle den Kaiser Nicolaus, sich der griechischen Angelegenheit anzunehmen und den Sultan in seiner eignen Hauptstadt Constantinopel zur Erfüllung der verlangten Wünsche zu zwingen. Große russische Heeresmassen setzten sich, den Kaiser an der Spitze, in Bewegung. Der Pruth, der Grenzfluß Rußlands, wurde überschritten, das Heer setzte unter vielen Gefahren mit frisch gezimmerten Flössen über die von den Türken kräftig vertheidigte Donau, verjagte die Moslemins, und rückte so gegen den Balkan vor. Dem Feldmarschall Wittgenstein mochte es schwer sein, so unmittelbar unter den Augen des höheren Gebieters zu befehligen. Er legte die Stelle in die Hände des zum Feldmarschall erhobenen Diebitsch, eines Schlesiers, der schon dem Kaiser Alexander wichtige Dienste geleistet, nieder und da dieser sich mit seinem Kopfe für das Gelingen des Krieges verbürgte, so entfernte sich der Kaiser vom Heere, um nach Petersburg zurückzukehren. Kein Kleines war es, des Balkans felsige Höhen zu gewinnen und die Schwierigkeiten, die ihnen

Terrain und unverkennbare Tapferkeit der Türken entgegenstellten, zu bewältigen. Allein ein kräftiger Wille und wohlgeleitete Operationen besiegten dieselben und bald erblickte Diebitsch, ein zweiter Hannibal, sich auf den Höhen des Gebirgs, den Blick an dem Panorama der seinen Fuß umziehenden Länder weidend. Die Hauptfestung Dschumla, in Form eines Hufeisens in den Felsen gehauen, mächtig und stark, widerstand kurze Zeit; allein es fiel, da Varna am schwarzen Meer von einer dasselbe belagernden Flotte genommen ward. Jetzt ergossen sich die russischen Schaaren hinab in die gesegneten Ebenen, deren Auge Constantinopel ist und bald erscholl die Nachricht, daß Diebitsch, der von der Uebersteigung des Balkan den Beinamen Sabalkanski, Balkanüberwinder, bekam, vor den Thoren Adrianopel's stehe. Die strenge Disciplin der russischen Truppen gewann ihm die Gemüther der Türken, welche freiwillig die Thore Adrianopel's, 20 Stunden von Constantinopel, ihm eröffneten. Siegreich zog er ein. Alsobald beeilte sich der türkische Sultan dem Kaiser Nicolaus Friedensvorschläge zu thun, um das weitere Vordringen des Diebitsch zu verhindern. Der Kaiser verlangte eine namhafte Summe als Kriegsentschädigung, von welcher ansehnlichen Forderung er indeß auf Bitten des vom Sultan abgesandten Halil Pascha, seines Schwiegersohns, bedeutend abließ. Jetzt wurde der Frieden zu Adrianopel 1829 geschlossen, die Dardanellen der freien Schifffahrt für russische Schiffe eröffnet und die Emancipation Griechenlands anerkannt.

Auch auf dem Kaukasus wurde gegen die kräftigen, ihre Unabhängigkeit vertheidigenden Bergvölker, die Tscherkessen, Lesgier, Ttsetschenzen ꝛc. gekämpft, ohne daß es bis jetzt trotz Rußlands Uebermacht geglückt ist, dieselben zu unterjochen. Dem Fürsten Paskewitsch gelang es, die Festung Eriwan zu erobern, weßhalb ihm der Beiname Eriwanski zu Theil wurde. Der Kaukasus ist das Grab der russischen Heere. Was die Waffen der Tscherkessen verschont, wird eine Beute der Seuchen und der Muskitos, die in den am Fuße des Kaukasus liegenden, sumpfigen Niederungen „millionenweise“ die russischen Krieger umschwärmen. Nichts vermag vor den Stichen und Bissen dieser zahllosen Blutsauger zu schützen. Auch raffen Krankheiten, Entbehrungen und

Strapazen stets eine große Menge russischer Krieger hin. Der ritterliche Schamyl macht den Russen viel zu schaffen.

Im Herbst 1830 brach im russischen Reiche die indische Brechruhr, die Cholera, aus. Schon während mehrerer Jahre war sie in Persien, Indien, China aufgetreten. Sie überschritt plötzlich, den westlichen Weg fortsetzend, die Grenzen Rußlands und brach in Moskau mit unglaublicher Heftigkeit aus. Kaiser Nicolaus faßte den edlen Entschluß, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um von der Zweckmäßigkeit der Sanitätsanstalten sich zu überzeugen, auch durch eignes herzhaftes Benehmen die entsetzliche Furcht der Einwohner zu mindern. Schon bald konnten die gezogenen Grenzcordons wieder geöffnet werden; die Cholera wich, um indeß im nächsten Jahre in erhöhter Kraft wieder zu erscheinen. — Die Aufrichtung der 1833 mit erstaunenswerther Anstrengung bewerkstelligten Alexandersäule, wozu eine so bedeutende Menge Brettergerüste nöthig waren, daß man, wie einst bei der Aufrichtung des Sonnenobelisken in Rom durch Fontana unter Sixtus V., so auch hier den Ausspruch anwenden konnte: „Hier ruhen alle Wälder,“ ging glücklich von Statten. Rußland erblüht in seinen materiellen Zuständen immer mehr und dürfte einst, wenn Rurik's Thron einen Eroberer besäße, dem Gleichgewichte Europa's schaden können. — Von einer Krankheit, welche der Kaiser durch Umsturz eines Wagens und Aussetzen der Wurzel der rechten Hand bekam, wurde er durch sorgfältige Behandlung bald wieder hergestellt. — Von Petersburg nach Petershof trat eine Eisenbahn ins Leben, welche unter dem Jubel der Zuschauer befahren wurde. — 1837 wurde in Wosnesensk, im Süden Rußlands, ein großartiges Cavalleriemanöver gehalten, welches an Glanz und Pracht alles bis jetzt Gesehene übertraf und zu welchem auf specielle Einladung des Kaisers sich viele durch Geburt und Stellung ausgezeichnete Personen fast aller Höfe Europa's eingefunden hatten. Nach vollendeter Festlichkeit reis'te der Kaiser nach dem Kaukasus, besichtigte die dortigen Festungen, besuchte Tiflis, dann Eriwan, gelangte dann, die Alpen des Kaukasus durchreitend, zu den donischen Kosaken, woselbst ihn der Thronfolger erwartete und traf am 9. Nov. wieder in Moskau ein.

Auch der Thronfolger unternahm eine Reise in das Innere des Reiches und kam selbst bis nach Tobolsk, wohin bis jetzt noch keiner aus dem Kaiserhause je gekommen war. Auf seine Fürbitten ertheilte der Kaiser einige Gnadenacte für die nach Sibirien verbannten Unglücklichen.

Desselben Jahres den 22. December brannte in Petersburg der Winterpalast nieder. Nur mit großer Anstrengung geschah endlich dem Feuer Einhalt. Viele Kostbarkeiten gingen zu Grunde, auch verloren viele Menschen dabei ihr Leben. Der Palast wurde indessen bald wieder aufgebaut.

Die 1839 von General Petrowsky über die Landenge zwischen dem caspischen und Aralsee unternommene Expedition gegen den Khan von Chiwa, welcher dafür gezüchtigt werden sollte, daß er an den Gestaden des caspischen Meers einige tausend Russen hatten aufgreifen lassen und dieselbe in Sclaverei hielt, mißglückte gänzlich. 20,000 russischer Kerntruppen und 10,000 Kameele erlagen dem schrecklichen Klima. In dem traurigsten Zustande erreichte die Expeditionsarmee endlich das sichere Orenburg wieder.

Das Urtheil des Menschen modificirt sich nach der Handlung. Wir schließen aus der That auf das Individuum, welches diese That ausführte und mit Recht. Allein Vorsicht im Urtheil ist stets nothwendig, weil wir fast nie eine Sache so von allen Punkten umleuchten und auffassen, daß wir uns nicht durch irgend Nebenumstände bestimmen lassen. Besonders sei der Geschichtschreiber vorsichtig, damit er nicht die Farbe seiner individuellen Meinung in das Lebensgemälde geschichtlicher Personen eintrage und es entweder idealisire oder in zu schroffen Zügen zeichne. So namentlich mit der Persönlichkeit des Kaisers Nicolaus. Urtheilen wir aus Polens Geschick über den Charakter des Kaisers, so würde nur fester Sinn, der ausartet in Härte, unbeugsame Consequenz, große Eigen- und Ehrliebe, ja Grausamkeit die Züge des Charakters sein. Bedenkt man indeß, daß er, der Autocrat und Selbstherrscher eines so großen Reichs, welches $1/9$ der ganzen Erde ausmacht, das Vorbild einer gelungenen Revolution nicht gestatten durfte, und daß Consequenz, welche so leicht als Härte und Strenge erscheint, ihm nothwendig erschien, um aufs Neue

hochverrätherische Versuche abzuwehren, hört man, daß solche schroffe Züge im Allgemeinen dem Gemüthe des Kaisers fremd sind und daß er im Gegentheil ein sehr verständiger Fürst, ein consequenter, allein sicher liebevoller Vater seiner vielen Unterthanen ist, daß sein Blick stets auf das Beste seines Landes gerichtet ist und er keine Arbeit und Anstrengung scheut, um den höchsten Zweck seines Lebens, nämlich die Begründung der Wohlfahrt der ihm anvertrauten Völker, zu erreichen, daß er schon in der Frühe des Tages sich den Berufsgeschäften widmet und ein liebevoller, zärtlicher Gatte und Vater ist, dessen größte Wonne es ist, seiner Familie so wie seinen Freunden überraschende Freuden zu bereiten und dessen ganzes loyales Wesen und offenes Gesicht ihm Wohlwollen erwirbt, so dürfte man allenfalls gestehen, ihn habe die Ueberzeugung der Verderblichkeit der polnischen Insurrection in seinem Eifer zu weit geführt. — Die statistische politische Beschreibung des russischen Reiches liegt dem Zwecke dieses Buches fern.

Genealogie. Kaiser Paul † 1801. Dessen Kinder: 1. Kaiser Alexander † 1825. 2. Constantin, Vicekönig und Statthalter von Polen † 1832. 3. Marie, vermählte Großherzogin von Sachsen-Weimar. 4. Anna, Wittwe des Königs Wilhelm II. der Niederlande. 5. Nicolaus, jetziger Kaiser, geb. 1796, vermählt mit Alexandra Feodorowna (früher Charlotte), Tochter Friedrich Wilhelm's III. von Preußen., geb. 1798. 6. Michael geb. 1798, vermählt mit einer Princessin von Würtemberg.

Kinder des Kaisers Nicolaus. 1. Alexander, Großfürst und Thronfolger geb. 1818, vermählt mit Maria, Tochter des Großherzogs von Hessen, Ludwig II. 3 Kinder entsprossen dieser Ehe. 2. Großfürstin Maria geb. 1819, vermählt mit dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg. 3. Großfürstin Olga geb. 1822, vermählt mit Karl, Kronprinzen von Würtemberg. 4. Großfürst Constantin, geb. 1827, vermählt mit der Großfürstin Alexandra, Tochter des Herzogs Joseph zu Sachsen. 5. Großfürst Nicolaus geb. 1831. 6. Großfürst Michael geb. 1832.

England.

Unter der Regierung des verstorbenen Georg IV. war es bekanntlich der Herzog v. Wellington, welcher in Verbindung mit Preußens Heeren auf Waterloo's Ebenen den französischen Adler in den Staub stürzte. Napoleons Verbanung nach St. Helena war Wellingtons Werk. Pitt und Fox sind die Männer, die, wenngleich politische Gegner, dem brittischen Namen große Geltung verschafften. Die Grundsätze der Regierung erhielten durch den Eintritt des berühmten Canning in das Ministerium eine freisinnigere Richtung. Er bewog den König zur Intervention in Griechenland. England half vorzugsweise den berühmten Seesieg bei Navarino über die Türken erkämpfen. Nach Cannings Tode 1829 trat Wellington in das Ministerium. Indessen schon nach wenigen Monaten mußte dasselbe wieder abtreten, um dem gemäßigten oder Whigministerium Grey Platz zu machen. Viel Einwirkung auf den König und seine politischen Grundsätze hatte seine Gemahlin Adelaide, welche, da sie den Tories ergeben war, endlich den König dahin bewog, das Ministerium Wellington wieder einzusetzen, dem indessen bald das Whigministerium Melbourne folgte. — Die vielfache Machinationen der Tories brachten Robert Peel ans Ruder. Ihm folgte 1845 Lord John Russell. — Die beiden in England einander gegenüberstehenden Parteien sind, wie schon angedeutet, die Tories und die Whigs, Conservative und Liberale. Der Name Tory bedeutet eigentlich Räuber und schreibt sich aus der Zeit Karl's I.

her, dem man den Vorwurf machte, daß er und seine Adelspartei die in Irland streifenden Räuberbanden begünstige. Dieser Name blieb also immer für die Hofpartei. Ihr entgegenstehend bildete sich die Volkspartei, die mit dem Spottnamen Whig belegt wurde, was eigentlich Dünnbier oder Molken, ein Lieblingsgetränk der Bauern, bedeutet. —

Die Emancipation der Katholiken. 1829. Wenngleich Großbritanien durch die Großartigkeit seiner Macht und Bedeutsamkeit seiner Streitkräfte, so wie überhaupt seines Einflusses einen politischen Höhepunkt erreicht hatte und als Rival Rußlands auftreten konnte, so hinderten es dennoch die Sorgen im Innern, seine ganze Kraft nach Außen zu entfalten. — Die Katholiken hatten nämlich nach der Reformation und der Vertreibung der Stuarts die wichtigsten politischen Rechte verloren und dieser Verlust betraf besonders Irlands Bevölkerung, welche größtentheils katholisch blieb. Die Seitens England's über die katholische Bevölkerung Irland's ausgeübte Suprematie ließ es nicht an Anmaßung und Härte fehlen, wodurch der über die Irländer verübte Druck unerträglich wurde. So wurde freilich den Katholiken von der bischöflichen Kirche England's freie Religionsübung gestattet, sie behielt sich jedoch das Recht der Besteuerung vor. Dies veranlaßte viele Reibungen. Die Irländer, schon seit Jahrhunderten unter dem Druck der entsetzlichsten Armuth stehend, oft selbst des Nothwendigsten zum Leben beraubt, lehnten sich gegen solche ungerechte Besteuerung, die in der Abgabe des Zehnten ihrer Einkünfte an die englische Geistlichkeit oder Geistlichen bestand, welche blos dorthin geschickt wurden, ohne auch nur das Geringste dafür zu thun, auf und es kam zu heftigen Ausbrüchen der Volkswuth, wenn dieselben ihre Zehnten verlangten und wohl gar im Weigerungsfall mit militärischer Strenge sie eintrieben, oft Hab' und Gut der Unglücklichen verkauften. Auch überschritt die Last, welche den armen Pächtern von ihren Gutsherrn auferlegt wurde, jedes Maaß und jede Grenze der Gerechtigkeit und Billigkeit, so daß der Zustand der äußersten Verzweiflung oft zur Selbsthülfe verleitete. Mord und Todtschlag war an der Tagesordnung, so daß selbst noch 1830 241 Meuchelmorde gezählt wurden. Ueberall ausbrechende Empörungen mußten von England

aus mit Gewalt unterdrückt werden. Diesem kläglichen Zustande mußte abgeholfen werden. In einer Zeit, wo politische Aufklärung überallhin ihr Licht verbreitet hatte, betrachtete man diese Lage Irland's als Ungerechtigkeit und Unklugheit und das natürliche Rechtsgefühl fing selbst in England an, auf Gleichstellung oder Emancipation der Katholiken zu dringen. Es bildeten sich Associationen, welche dieses um jeden Preis durchzusetzen beabsichtigten und es wurde der englischen Regierung klar, daß ihr nur die Wahl zwischen Emancipation oder Bürgerkrieg bliebe. Die Seele der ganzen Agitation Irland's war O'Connel, selbst ein Irländer, Advocat, der durch sein Talent, seine großartige Beredtsamkeit, seinen Patriotismus die Unternehmungen der Katholiken leitete. Er wurde das mächtige Organ für Irland's Freiheit, der Messias aller Hülfsbedürftigen. Um jeden Preis wollte er das Gewebe der Bevormundung zerreißen und bewirkte durch seine Kühnheit, seine unerschütterliche Festigkeit und Furchtlosigkeit, daß er als Katholik, was sonst nicht gestattet war, ins Parlament gewählt wurde. Der damalige Premier England's, Wellington, erkannte, mit welch unheilbringenden Folgen eine gewaltsame Losreißung Irland's von England verbunden sein würde. Es schmeichelte außerdem seinem Ehrgeize, der Emancipator Irland's zu heißen und wenngleich er sich die Schwierigkeiten, welche die Tories ihm entgegenstellen würden, nicht verhehlte, so beschloß er doch, sich für die Emancipation zu erklären und den König und das Parlament dafür zu stimmen. Damit es indeß nicht das Ansehn gewönne, als sei ihm solches Zugeständniß abgetrotzt worden, trat er Anfangs sehr energisch gegen Irland auf und verbot barsch zuerst die Associationen. Die Irländer indeß durchschauten seine Pläne und fügten sich ohne Widerstand solchem Begehr. Ueber die Emancipation der Irländer, denen man zu ihrem politischen und sittlichen Rechte verhelfen wollte, entwickelte sich nnn in England Seitens der verschiedenen Parteien ein heftiger Kampf. In den beiden Parlamentshäusern liefen Bittschriften, mit einer Masse von Unterschriften versehen, für und gegen die Emancipation ein. Die Geistlichen eiferten auf den Kanzeln gegen dieselbe und es schien, als wenn das 16. Jahrhundert mit seinen Verdammungsurtheilen und Scheiterhaufen,

so wie seiner Inquisition und seinem Ablaßkram wiedergekehrt sei. Jedes Mittel der List und des Fanatismus hielt man für erlaubt, um die Gemüther gegen die Katholiken zu erbittern. Allein dieselben ließen sich nicht irre machen. Sie behielten ihre ruhige Haltung bei, immer ihr Ziel fest im Auge habend und sicherten sich so den Erfolg.

So brachte denn Robert Peel den Vorschlag zur Emancipation vor das Parlament. Drei Wochen wurden äußerst gründlich und heftig darüber debattirt und alle Gründe des Rechts und der Menschlichkeit hervorgehoben. Endlich erfolgte in der Nacht vom 30. bis 31. März die Annahme der Emancipationsbill im Unterhaus, den 10. April im Oberhause und den 13. April wurde sie vom Könige bestätigt. O'Connel verlangte sogar später die Aufhebung der Union, indem er Irland als ein selbständiges Königreich, freilich unter demselben Herrscher Großbritanien's, aber mit eigner Legislatur versehen, anerkannt wissen wollte, was durchzusetzen ihm indessen nicht gelang.

Mißverhältniß der Armen zu den Reichen. Nicht viele Staaten Europa's giebt es, wo die Ungleichheit des Vermögens größer wäre als in England. Hier der Reichthum mit seinen lockenden Außenseiten und Lebensvergnügungen aller Art; dort die Armuth in ihrer herzzerreißendsten Gestalt. Die Fabrikvorsteher, die ihre Waaren in alle Welt versenden, im Sonnenschein des Glücks, — daneben die, die dieselben angefertigt, in tiefster Noth; ja, das so sehr vervollkommnete Maschinenwesen macht einen Theil redlicher Arbeiter mit ihren Familien arbeitslos und stürzt sie in die bodenlose Tiefe des Elends. Deßhalb hat schon oft die Verzweiflung der Unglücklichen sich durch Zertrümmerung der Maschinen gerächt. Dazu kommt noch die seltsame Einrichtung des Staats, daß stets das ganze Erbe des Vaters auf den ältesten Sohn allein übergeht, so daß dieser oft im Schimmer des glänzendsten Glücks sich bewegt, während die Brüder und Schwestern im Elende darben. Zuweilen ereignet es sich auch wohl, daß ein armer Geistlicher, wenn sein reicher Bruder kinderlos stirbt, die Würden und das ganze Vermögen erhält und mit Blitzesschnelle zu dem Gipfel irdischen Glückes gehoben wird. Dies Mißverhältniß

macht nicht allein überall sich fühlbar, sondern erregt wie natürlich gewaltig den Neid des Armen gegen die Begüterten und den Gedanken, es sei wohl nicht eine so große Sünde, sich eines Theils des Besitzthums dessen zu bemächtigen, der es doch nur seinen Freuden opfert und oft nutzlos verthut. Daher die so große Verführung in London wie nirgends zum Diebstahl. Man darf annehmen, daß in London allein jährlich gegen 13 Millionen Thaler gestohlen werden, daß an 20,000 Menschen daselbst als Diebe, Gauner, Betrüger existiren, 16,000 Bettler in London vegetiren und es an 20,000 Menschen giebt, die nicht wissen, wovon sie am folgenden Tage leben sollen. Daher ist es ein Hauptgegenstand der Regierung geworden, diesem Uebelstande möglichst abzuhelfen, viele früher vorhandene Steuern abzuschaffen, der arbeitenden Classe Brod zu schaffen, überhaupt mehr für den Nährstand zu thun und aufzuwenden.

Georg IV., König von England. Sein Vater Georg III. war ein Mann von strengen Grundsätzen und von einer Festigkeit des Willens, welche nie von vorgefaßten Ideen abließ. Außerdem waren Sparsamkeit, wahre Religiösität und Häuslichkeit die Tugenden, welche ihn schmückten. Die Königin Charlotte theilte mit ihrem Gemahl jene Grundsätze, vereinte nur damit eine noch strengere Lebensmoral als der König selbst. Den 12. Aug. 1762 wurde das königliche Paar durch die Geburt des ersten Prinzen der nachher so zahlreichen Familie hocherfreut. Bei der unvergrößerlichen Hochachtung, welche der König und die Königin wegen ihrer persönlichen und häuslichen Tugenden durch das ganze Inselreich genossen, war die Theilnahme an der Geburt des Kronprinzen und dessen nachherigem Wohlergehen unbeschreiblich groß. Wenn dem königlichen Kinde die kleinste von den gewöhnlichen Krankheiten des Alters zustieß, wurde der Unfall als ein allgemeines Unglück betrachtet und wenn dessen Wiederherstellung statt fand, so hätte man glauben sollen, das Lieblingskind in jeder Familie sei vom Tode errettet worden. Schon am fünften Tage nach seiner Geburt wurde Georg als Prinz von Wales und Herzog von Cornwall proclamirt und ehe er 5 Wochen alt war, erschien er mit allen Insignien des Hosenbandordens angethan. Glückwunschadressen strömten dem königlichen Paar

aus allen Punkten des Reichs zu, fremde Ambassaden überbrachten die Gratulationen der Höfe. Um den Wünschen der Großen zu genügen, wurde der junge Prinz an den großen Hoftagen im St. Jamespalast von 1—3 Uhr in einem besonderen Zimmer hinter einer Ablattung öffentlich gezeigt. Die Damen, welche diese Gelegenheit benutzten, „das schöne Kind" zu sehen und von seinem Kuchen zu kosten, erschienen in so großer Zahl, daß die Kosten für solche Kuchen an solchen Tagen sich auf 40 Pf. St. beliefen. Der kleine Prinz entwickelte allmählig große Anlagen, die der König sorgfältigst auszubilden sich vornahm, jedoch in vollständiger Abgesondertheit und fern vom Umgange mit Altersgenossen. Die Jahre der Unmündigkeit vergingen in solch vorgezeichneter Bahn und mit großer Ungeduld sah der kräftige Jüngling dem Ende derselben entgegen. Unvorbereitet für die Regionen der Freiheit, überließ er sich den Freuden des Lebens; Pferderennen, Stier- und Hahnenkämpfe wurden erst Gegenstände des Vergnügens, dann einer completen Leidenschaft. Sein leidenschaftliches Gemüth lockte ihn oft in Bahnen, welche die Mißbilligung der Eltern erfuhren. Seine Prachtliebe stürzte ihn in eine bedeutende Schuldenlast, zumal der Vater, seinem Grundsatze treu, um den Prinzen in dürftigen Umständen und dadurch in Gehorsam und Abhängigkeit zu erhalten, nur eine geringe Summe jährlichen Einkommens bewilligt hatte. Der Glanz des Hauses, welches der Thronerbe führte, übertraf Alles, was man damals sehen konnte. Sein Marstall wurde für den schönsten von Europa gehalten. Den Festen, die der Prinz gab, standen alle übrigen nach. Ausgaben dafür, für Verluste im Spiel und sonstige galante Vergnügungen konnten durch seine Einkünfte nicht gedeckt werden. Sein Vater erklärte sich endlich zur Bezahlung derselben bereit, falls der Prinz sich vermählen wolle. So trat derselbe denn mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig in eine freilich gleich Anfangs unglückliche Ehe. Das Parlament vermehrte die Einkünfte Sr. königl. Hoheit um 88,000 Pf. St. Doch war es auch jetzt dem prachtliebenden Georg nicht möglich, sich zu beschränken und stets neue Verlegenheiten traten ein. Bei der Gemüthskrankheit seines durchlauchtigen Vaters, welche einen hartnäckigen Charakter zeigte, wurde er zum Prinz-Regenten

ernannt und legte den 6. Febr. 1811 den Eid als solcher ab, trat indessen nach Jahresfrist, da bei dem Könige keine Symptome wiederkehrender Genesung sich zeigten, in die vollen Rechte der königlichen Gewalt ein. Er neigte sich fortan dem Torysystem zu. Der 1814 zu Paris geschlossene Friede ist das Hauptereigniß seiner Regentschaft. Eine unmittelbare Folge davon war der Besuch des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen bei dem Regenten. Das nächste Jahr, bekannt durch Napoleon's Rückkehr von Elba, gab seiner Regierung neuen Glanz durch die berühmte Schlacht bei Waterloo und durch die Demüthigung, der Napoleon sich unterzog, sich unter die Gewalt des Regenten zu stellen, der ihn nach St. Helena abführen ließ. Die Behandlung Napoleons ist Gegenstand vielfachen Tadels gewesen; doch kann bei unbefangener Ansicht die Nachwelt kein anderes Urtheil fällen, als daß England's Souverain seinem Feinde und nunmehrigem Gefangenen auf eine großmüthige Weise Alles zugestand, was nur die durch gemachte Erfahrungen nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gestatteten. Daß indessen auch hier einige Mißbräuche sich einschlichen, ist ersichtlich. Hinsichtlich der absurden Prätension, sich auch in England als Kaiser behandelt wissen zu wollen, kann der Tadel nur Napoleon treffen. Die Geschichte muß entscheiden, daß Georg IV. von den Rechten, welche Napoleon ihm übertrug, nur einen gemäßigten Gebrauch machte und wird seinen Ruhm darum noch höher stellen.

Den 20. Januar 1820 starb Georg III. und der Regent nahm nun den Königstitel an. Der nunmehrige König Georg IV. ließ sich den 19. Juli 1821 unter großer Feierlichkeit im Beisein der aus ganz Europa dorthin gesandten Botschafter krönen. Auf seinen nach Irland, Schottland und Deutschland unternommenen Reisen erhielt er die unzweifelhaftesten und aufrichtigsten Beweise allgemeiner Liebe und Verehrung. Durch Canning bekam seine Regierung eine freisinnigere Richtung. Georg IV. begann seine Regierung mit einer allgemeiner Friedensstiftung und hatte das Glück nicht allein diesen Frieden seinen weiten Staaten zu bewahren, sondern auch manche Wunde zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. So hinterließ Georg IV. seine Staaten mächtig und groß, und so stellt sich die Geschichte seiner Regierung unter

die ruhmwürdigsten und glorreichsten, wenngleich es nicht wenig Schwierigkeiten waren, die er seinem Nachfolger hinterließ. *)

Georg IV. und Caroline von Braunschweig. Der Prozeß der unglücklichen Königin Caroline hat seiner Zeit ein solches Aufsehen gemacht, daß der geschichtliche Hergang desselben hier eine Stelle finden mag. Die mit dem Prinz-Regenten von England geschlossene Ehe ist, wie schon angedeutet, als eine durchaus unglückliche zu bezeichnen. 1796 wurde dem königlichen Paar die Prinzessin Charlotte geboren. Die Spannung zwischen den hohen Personen erreichte allmählig einen solchen Grad, daß, da die beiderseitigen Neigungen durchaus nicht zu einander stimmten, man sich entschloß, in angemessener Entfernung zu leben. Allerdings hatten einige unvorsichtige Handlungen der Fürstin zu einzelnen ungünstigen Gerüchten über sie Veranlassung gegeben, die den Haß ihres Gemahls gegen sie steigerten. Doch erwiesen sich dieselben nach einer stattgefundenen Untersuchung (diese delicate investigation) als durchaus unbegründet und falsch. Um die Unschuld der Princessin öffentlich anzuerkennen, stattete ihr der König Georg III. zu Blackheath einen förmlichen Besuch ab und zeichnete sie bei allen Gelegenheiten aus. Dasselbe thaten die Prinzen und Schwäger. Sie erschien bei Hofe und in der Oper in Begleitung eines ihrer größten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland. Mit dieser Freisprechung endete der erste Akt der Oeffentlichkeit. Das Verhältniß blieb jedoch stets ein sehr gespanntes, ja es ging die Härte ihres Gemahls so weit, der Mutter den Umgang mit ihrer Tochter Charlotte, die ihren Wohnsitz in Windsor erhielt, zu versagen. Der 1814 schon erwähnte Besuch der Monarchen in England gab zu neuen Zwistigkeiten Veranlassung, indem die Königin der Prinzessin Caroline anzeigte, daß sie an Gallatagen bei Hofe nicht zugelassen werden könne. Tief verletzt über solch feindselige Behandlung verließ sie am 9. August England, um eine weite abenteuerliche Reise anzutreten.

---

*) Unter seiner Regierung gewann England Malta, Tabago, St. Lucie, Isle de France von Frankreich, die Insel Helgoland von Dänemark, das Capland, Ceylon und die Colonien Demerara, Berbice, Essequebo von Holland; erhielt das Protectorat über die jonischen Inseln, vergrößerte Hannover, welches zu einem Königreiche erhoben wurde, durch Hildesheim und Ostfriesland.

1816 vermählte Charlotte sich mit dem Prinzen Leopold von Coburg. Aber zum größten Leidwesen ihres Vaters, so wie des ganzen brittischen Reiches wurde diese mit so großen Talenten begabte und so große Hoffnungen erregende Fürstin im November 1817 der Welt entrissen. Dies war der tiefste Kummer, der Georg IV. je betroffen hat. Das Benehmen der Prinzessin-Regentin auf ihren Reisen durch Deutschland, Italien, Algier, Tunis und selbst Jerusalem hat an den meisten Orten großes Aufsehen erregt. Sie ließ sich endlich in einer reizenden Villa am Comersee nieder. Besoldete Späher sollten Verdachtsgründe sammeln. — Als König Georg III. starb, versagte man ihr vollends alle Anerkennung, die ihr jetzt als Königin gebührte. So ward sie z. B. aus den Kirchengebeten weggelassen. Sich ihr Recht zu erringen, kehrte die tiefgekränkte Frau nach England zurück. Große Summen, die ihr geboten wurden, wies sie unwillig zurück. Am 6. Juni kam sie, vom Volke freudig begrüßt, wieder in London an. Die Fahrt durch die Straßen der Stadt glich an dem Tage einem Triumphzuge. Sie verlangte strenge Untersuchung der gegen sie erhobenen Anklagen und es erfolgte nach einem scandalösen Prozeßverfahren die gänzliche Freisprechung, worüber ganz England der Königin die aufrichtigste und lauteste Freude bezeigte. Doch wurde sie noch immer in den Kirchengebeten weggelassen und die geforderte Anerkennung wurde ihr versagt. Den 19. Juli wurde der König gekrönt und da die Königin, die gegen die Entscheidung des geheimen Raths zur Mitkrönung sich einfinden wollte, vor der Westminsterabtei schimpflich abgewiesen wurde, so warf der Gram über solche Behandlungsweise die Fürstin aufs Krankenlager und endete den 7. August 1821 ihr sehr bewegtes Leben. Ihren Wünschen gemäß ward sie in die Gruft ihrer Ahnen nach Braunschweig gebracht. Als ihr Leichenzug, um die Hauptstraßen London's zu vermeiden, um die Stadt weggeführt werden sollte, kam die immer gleiche Anhänglichkeit des Volks für die abgeschiedene Fürstin zum letzten Male zu einem Ausbruche, der wirklich gefährlich zu werden drohte. Die Truppen, welche den Zug begleiteten, wurden überwältigt und der vom Volke verlangte Weg durch die Stadt gewaltsam erzwungen. Am 24. August erfolgte die Beisetzung der Leiche in Braunschweig, neben dem Sarge des

Vaters, hinter einem Gitterthor, das die Inschrift hat: Hic finis invidiae, persecutionis et querelae. (Hier [ist] das Ende des Hasses, der Verfolgung und der Klage.) —

Der Thronwechsel. 1830 den 26. Juni starb Georg IV. und sein Bruder Wilhelm IV. bestieg den Thron. Georg IV. war in seiner Jugend einer der schönsten Männer und dabei so prachtliebend und von so gefälligen Manieren, daß man ihn den ersten Gentleman des Jahrhunderts genannt hat. Seine Regierung war von außerordentlichem Glücke bezeichnet. Sie sah den Sturz Napoleons, die Eroberungen der Engländer in Ostindien, die wohlthätige Emancipation der Katholiken. Gegen das Ende seines Lebens wurde er so schwach, daß er nicht mehr die ihn vorgelegten Schriften zu unterzeichnen im Stande war, weßhalb Leopold von Coburg sich diesem wichtigen Geschäfte unterzog. Der König wollte den Aerzten weder glauben noch folgen und bestellte sich in einer seiner gewaltigen Krisen ein tüchtiges Stück Rostbeaf, welches er mit gutem Appetit verzehrte und welches ihm auch ganz gut bekam. Er litt an der Brustwassersucht und nur seine unglaublich kräftige Constitution ließ ihn selbst im hohen Alter Stürme bestehen, denen hundert Andere erlegen sein würden. Der König liebte starke Getränke. „Ein deutscher Diplomat, Herr v. W., so wird erzählt, *) gewann im vorzüglichen Grade die Zuneigung des Königs und wurde in Folge dieser seltenen Gunst zu des Königs Tafelrunde gezogen und neben Sr. Majestät gesetzt. Noch unbekannt mit den Sitten dieser Tafelrunde fielen ihm die im Uebermaß dargebotenen starken Weine beschwerlich, und obgleich er sah, daß nur allein der König eine große Wasserflasche vor sich stehen hatte, aus welcher derselbe von Zeit zu Zeit zwischen den Wein hinein ein volles Glas trank, so bat er doch den Bedienten, ihm ebenfalls Wasser zu reichen. Die Bedienten waren aber taub und brachten ihm nur noch stärkere Weine. Das ärgerte ihn und da er dem Drange nach einem Trunke frischen Wassers nicht widerstehen konnte, so nahm er den Augenblick wahr, da der König sich auf die andere Seite wandte, ergriff hastig dessen Wasserflasche, schenkte sich ein Glas ein und wollte es eben

---

*) cf. Menzel's Taschenbuch 1830.

unbemerkt rasch hinunterstürzen, als er es mit convulsivischen Gebärden von sich schleuderte, zur herzlichen Ergötzung des Königs, denn er hatte — weißen Rum getrunken, den stärksten, den es giebt und der ihm den Mund wie Feuer verbrannte, den aber der König nur wie Wasser trank.“ — Er starb, wie schon gesagt, 1830 den 26. Juni. — Ihm folgte sein Bruder Wilhelm IV.

Wilhelm IV., König von England, geboren den 24. Aug. 1765. Wilhelm IV., früher Herzog von Clarence, war der dritte Sohn Georg's III. Der zweite Bruder, der Herzog von York, war schon früher gestorben. Von früher Kindheit an war er für den Seedienst bestimmt, indem sein ganzes Wesen dem Vater dazu geeignet schien. Während seine beiden älteren Brüder, Georg IV. und der Herzog von York sich mehr den wissenschaftlichen Bestrebungen widmeten und durch eine feinere Bildung den Vorsprung gewannen, so übertraf Wilhelm IV. sie, die doch auch rüstige Knaben waren, bedeutend an Ausdauer, Körperkraft und Derbheit. Doch fehlte es ihm nicht an natürlichem Verstande, der die Verhältnisse von einem richtigen Standpunkte aus erfaßte und durch seine natürliche Offenheit und Freundlichkeit, durch ein biederes, leutseliges Betragen sich die innige Zuneigung derer, die ihm nahe standen, erwarb. Mehre Züge aus seiner Jugend sprechen dafür. Schon 1778 in einem Alter von 13 Jahren kam er als Seecadett auf ein Schiff, welches für den amerikanischen Krieg bestimmt war. Er eignete sich dem Geist wie dem Körper nach vortrefflich zum Seedienste. Sein Vater machte es zur unerläßlichen Bedingung, daß er von unten auf diene und die Grade des Seedienstes in geregelter, vorgeschriebener Stufenfolge durchlaufe. Als der in einer Seeschlacht gefangene, spanische Anführer auf das Admiralitätsschiff gebracht wurde und den Prinzen die Dienstpflichten eines Seecadeten verrichten sah, rief er mit Lebhaftigkeit aus: England muß wohl die Beherscherin der Meere sein, wenn der Sohn des Königs so dem Lande dient. Wilhelm lebte in vertrauter Freundschaft mit dem Seehelden Nelson. Als Cadett brachte er seine Zeit in Westindien, Neuschottland und Canada hin, wurde später Herzog v. Clarence, nahm seinen Sitz im Parlamente ein, wurde Contreadmiral, ohne jedoch je an dem Seekriege England's gegen Frankreich

Theil zu nehmen. Bald nach seiner Rückkehr sah er auf dem Drurylanetheater in London die mit äußern Reizen geschmückte, in Thalien's Künsten wohl erfahrene Schauspielerin Miß Dora Jordan, gegen welche sich innige Zuneigung aussprach. Sie stammte aus Irland und war 3 Jahre älter als der Herzog. Er schloß mit ihr eine Verbindung und lebte mit ihr in einem liebevollen, zärtlichen Verhältnisse, meist auf seinem Landsitze Bushy, unweit London's. Aus dieser Ehe entsprossen 10 Kinder, die den Namen Fitz-Clarence führen. Treu erfüllte Miß Jordan die Pflichten einer zärtlichen Gattin und liebevollen Mutter und Beweise der Hochachtung, die ihr von der königlichen Familie zu Theil wurden, gaben der illegitimen Ehe gleichsam eine öffentliche Anerkennung, obwohl dieses Verhältniß auch manchen Tadel im Publikum erfuhr. 1811 lös'te der Herzog dies Verhältniß nach einer 20jährigen Verbindung, doch nie sind die eigentlichen Gründe dieser Trennung aus ihrem Dunkel hervorgetreten. Dora Jordan erhielt ein Jahrgehalt, ging wieder zu ihrem früheren Stande, allein mit wenigem Glücke, zurück, sah sich genöthigt wegen einer geleisteten Bürgschaft nach Frankreich zu fliehen und starb in tiefster Bedrängniß im Juni 1815 zu St. Cloud. Den 11. Juli vermählte sich der Herzog mit Adelaide von Sachsen-Meiningen. Einige aus dieser Ehe entsprossene Kinder starben bald nach der Geburt, also daß der König kinderlos blieb. Später erhielt er die Würde eines Großadmirals, als welcher er sich im vollen Maße die Liebe und Achtung des Volkes erwarb. Die Verhandlungen über die Emancipation der Katholiken unterstützte er mit allem seinen Einflusse. Solche volksthümliche Gesinnungen erweckten die freundlichsten Hoffnungen für die Zukunft, besonders bei Denen, die eine eingreifende Verbesserung in der Verfassung und Verwaltung für ein unabweisbares Bedürfniß hielten. Als er deßhalb nach dem Tode Georg's IV. zum Thron gelangte, wurde er freudig begrüßt.

Unter seiner Regierung ist die wichtigste Begebenheit die Reform des Parlaments.

Die Reform des Parlaments. Diese ewig denkwürdige Begebenheit verdient die lobende Anerkenntniß des civilisirten Europas. Während in anderen Staaten eine solche gänzliche Umgestaltung der Staatsverfassung mit allerlei unheilbringenden

Ereignissen erkämpft war, so ging diese Umgießung der Regierungsform in eine bessere Gestaltung, wenngleich nicht ohne heftigen Kampf der Parlamentsmitglieder, doch ganz ohne betrübende Excesse vorüber. Alles wurde genau erwogen, besonders das Staatseinkommen in ein richtigeres Verhältniß gestellt gegen die Ausgaben, des Königs Apanage verringert, drückende Steuern aufgehoben und wenngleich nicht geläugnet werden darf, daß nicht Vieles zu thun übrig blieb, — daß schon viel gethan sei, muß selbst der Feind englischer Staatsformen lobend anerkennen. Eins bedarf einer speciellen Andeutung. So ist es von Alters her Sitte gewesen, daß einige damals bestehende, allein höchst kleine, unbedeutende Städte, Dörfer, selbst Güter eine Stimme zur Parlamentswahl hatten, während andere Städte, die erst der neueren Zeit ihr Entstehen verdanken, z. B. Birmingham, Liverpool, Newcastle, keine Wahlstimme abgeben konnten. Daher entstanden viele Mißhelligkeiten zur Zeit der Wahl, indem die um Staatsstellen der Art sich bewerbenden Candidaten alle nur erdenkliche Mittel, Geld und Machinationen, Bestechungen wo nur immer möglich aufwandten, um diese Stellen durch erkaufte Stimmen zu erstehen. Ein Wahltag in England ist mit unendlichen Stürmen verbunden und während der glücklich Erwählte auf den Armen seiner Erwähler wie im Triumph hinweggetragen wird, ist er dem Hohn und Spott der entgegengesetzten Partei dergestalt ausgesetzt, daß er selbst durch Steinwürfe insultirt wird. Dieses Wahlsystem ist in neueren Zeiten ganz besonders der Gegenstand genauerer und besserer Einrichtung geworden und auch hierin schreiten die Reformen ruhig und sicher vorwärts. Daß Wellington dieser Reformbill, wie man es nennt, sich besonders annahm, bewirkte, daß er damals zum zweiten Male an das Ruder des Staats gelangte.

Nach 7jähriger Regierung starb Wilhelm IV. den 20. Juni 1837 *). Seine Offenheit und Herzensgüte hatten ihm die

*) Seltsame Ahnung des Königs. Ungefähr eine Woche vorher, ehe der König von seiner Todeskrankheit befallen ward, ging er einmal gegen Sonnenuntergang, unbegleitet und langsam, vom Schloß aus gegen die St. Georg-Capelle hin spazieren. Da sah er den Küster, wie er eben die Thüre zu dem Theile der Kapelle abschließen wollte, unter dem sich die Gruft des Hauses Braunschweig befindet. „Ah, Ihr seid da," sagte der König; „da könnte ich ja, ehe Ihr die

Herzen Aller gewonnen, die sich ihm nahten und seine ehrenvolle Beständigkeit sicherte ihm die Treue und Anhänglichkeit derjenigen, die selbst nur einmal in seiner Gegenwart gewesen waren. Die glorreiche Reform Englands, die unter seiner Regierung das Tageslicht erblickte, wird in der Staatengeschichte als ewig ehrwürdiges Denkmal dastehen.

Der König verschied in demselben Zimmer, in welchem auch Georg IV. verschieden war. Man hielt es nämlich 2 Stunden vor seinem Tode für nothwendig, den König in ein anderes Zimmer zu schaffen, in welchem auch Georg IV. gestorben.

Der König starb an einem Sonnabend. Es ist merkwürdig, daß fast alle englische Regenten seit Wilhelm III. entweder an einem Sonnabend gestorben oder begraben sind.

Regierungsantritt der Königin Victoria. Gleich nach dem Abscheiden des Königs erhielt der zeitige Premierminister Viscount Melbourne die Ladung zu einem im Kensington-Palaste zu haltenden geheimen Rathe. In demselben übergaben die vornehmsten Staatsbeamten ihre Siegel, welche die Königin indessen zurückgab. Auf die Frage, wann sie wünsche, als Königin proclamirt zu werden, setzte sie den 21. Juni dazu an. Sie leistete darauf den üblichen Eid in die Hände des Erzbischofs von Canterbury, die protestantische Religion aufrecht erhalten zu wollen. Außer den Cabinetsministern waren eine Menge ausgezeichneter Personen, wie die Herzöge von Cumberland und Wellington, die Lords Grey, Brougham, Lyndhurst, viele Pairs, auch Sir R. Peel und Lord Stanley und andere Unterhausmitglieder erschienen. Bald nach aufgehobenem Conseil zog sich die Gesellschaft zurück.

Am 21. Juni fand die Proclamirung der Königin unter ungeheurem Menschenzulauf statt. Schon um 6 Uhr hatten sich

---

Schlüssel abzieht, ein wenig hineinschauen." Der Küster öffnete die Thüre. Der Monarch trat ein, schloß die Thüre hinter sich ab, und blieb fast eine halbe Stunde allein darin. Was der König in der Gruft gethan, läßt sich nicht sagen; aber es möchte fast scheinen, daß ihn das Vorgefühl beschlichen hatte, er werde hier unten bald bei den Todten seines Stammes ruhen. Da indessen der Stein der Gruft erst am 7. Juli geöffnet wurde, so ist das oben Erzählte wohl nur von der Kapelle zu verstehen.

die Hofbeamten im Palaste eingefunden und um 9 Uhr rückten die königlichen Haustruppen im Schloßhofe auf. Bald darauf erschien der Herzog von Norfolk als Earlmarschall von England, in Begleitung des Wappenheroldes und der vier Unterherolde in großem Costüme. Um diese Zeit war das große Viereck vor dem Schlosse von schwarz gekleideten Herren und Damen vollgedrängt, und nur mit Mühe vermochte die Polizei der Prozession Luft zu machen, was unter den Damen sogar einiges Murren erzeugte. Dann stellte sich das erste Leibgarderegiment auf, in der Mitte des Platzes das königliche Trompetercorps, mehr nach dem Palaste zu die 8 Wappensergeanten zu Pferde, jeder hinter sich einen riesigen Begleiter mit einer Keule, dem Symbole der Macht; der St. Jamesstraße gegenüber war auch eine Ehrenwache aufgestellt. Es war halb 10 Uhr, als die Königin, in Begleitung ihrer erlauchten Mutter, der Herzogin von Kent, zu Kensington in den Wagen stieg, worauf sie über den Constitutionshügel und durch die Gärten in den Palast einfuhr. Schon auf dem ganzen Wege nach St. James hatte die Volksmenge der Königin Heil zugerufen und von allen Balcons, Fenstern und Dächern herab hörte man God save the Queen! Unter den Zuschauern, gerade dem Palaste gegenüber, bemerkte man Herrn O'Connell in tiefer Trauer, mit einer Dame am Arme, welcher den Hut schwenkte und mit sehr vernehmlicher Stimme in jenen Ausruf einstimmte. Um 10 Uhr feuerten die Kanonen im Park eine Salve und gleich darauf erschien die Königin im Vorgemache am Fenster. Sie stand zwischen dem Viscount Melbourne und dem Marquis von Lansdowne, beide in Staatsuniform mit dem blauen Bande. Gleich neben dem Letztern stand die Herzogin von Kent. An den übrigen Fenstern erblickte man den König von Hannover, so wie die Herzöge von Sussex, Wellington und Argyll und eine Menge anderer vornehmer Herren und Damen. Die Königin sah überaus ermüdet und bleich aus; als aber der allgemeine Ruf ertönte: „Lang lebe die Königin! Gott erhalte unsere jugendliche Königin!“ grüßte sie mit vieler Würde und Leichtigkeit. Gleich nach dem Erscheinen der Königin trat der Oberherold vor und verlas mit lauter Stimme die Proclamationsacte. Nach Beendigung derselben erscholl wieder ein allgemeines God save the Queen! Die Königin

war durch das ungewohnte Schauspiel tief erschüttert und ein Thränenstrom floß ihre bleichen Wangen herab, obgleich sie ihr tiefes Gefühl zu unterdrückeu suchte. Diese Rührung theilte sich ihrer Umgebung und dem Volke mit. Sie verneigte sich zu wiederholten Malen, worauf sie sich unter dem lauten Jubel der Menge entfernte, während die Musik die Nationalhymne God save Victoria! spielte. Der Anblick dieser Ceremonie war wahrhaft erhebend und zugleich eigenthümlicher Art, da England seit den Tagen Anna's keine Königin gehabt. Um halb eilf Uhr bildete sich die Procession, welche die Königin in der Stadt proclamiren sollte. Nach der Proclamation hatte sich Victoria in den Rathssaal begeben und empfing daselbst die Großbeamten der Krone.

Die Königin erließ darauf folgende Erklärung: „Der schwere und betrübende Verlnst, den die Nation durch den Tod Sr. Maj., Meines geliebten Oheims, erlitten hat, legt Mir die Pflicht auf, die Regierung dieses Reichs zu übernehmen. Diese hohe Verantwortlichkeit wird Mir so plötzlich und in einer so frühen Periode Meines Lebens aufgelegt, daß Ich durch die Bürde Mich ganz niedergedrückt fühlen würde, wenn die Hoffnung Mich nicht aufrecht hielte, daß die göttliche Vorsehung, die Mich zu diesem Werke berufen, Mir auch Kraft zu dessen Vollbringung leihen, und daß ich in der Reinheit Meiner Absichten und in Meinem Eifer für die öffentliche Wohlfahrt jenen Halt und jene Hülfsquellen finden werde, die sonst gewöhnlich einem reiferen Alter und einer längern Erfahrung angehören. Ich setze Mein festes Vertrauen in die Weisheit des Parlaments und in die Treue und Liebe Meines Volks. Ich erachte es auch als einen besondern Vortheil, daß Ich einem Souverain nachfolge, dessen beständige Rücksicht auf die Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen, und dessen Eifer, die Verbesserung der Gesetze und Einrichtungen des Landes zu fördern, seinen Namen zum Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung gemacht haben. In England erzogen, unter der zärtlichen und erleuchteten Sorgfalt der liebevollsten Mutter, habe ich von Kind auf die Verfassung Meines Vaterlandes achten und lieben gelernt. Es wird Mein unabläßiges Trachten sein, die reformirte Religion, als die gesetzlich bestehende, aufrecht zu halten, zugleich aber Allen den vollen Genuß religiöser Freiheit

zu sichern. Mit fester Hand werde Ich schützen die Rechte, und befördern, so viel nur in Meiner Macht und Kräften steht, das Glück und die Wohlfahrt aller Classen Meiner Unterthanen."

Victoria's weibliche Vorfahren. Von den drei Königinnen, welche die englische Krone als selbständige Herrscherinnen getragen haben, ist keine so frühe zur Regierung gekommen, als dies bei Victoria der Fall ist. Maria Tudor war, als ihr Halbbruder Eduard starb und sein Tod ihr den Weg zum Thron öffnete, schon 37 Jahre alt; auch hat sie sich vergebens mit dem düstern Philipp II. von Spanien vermählt; kinderlos hinscheidend, mußte sie der Halbschwester Elisabeth Platz machen. Diese stand im 25. Jahr, als sie zur Gewalt kam, die ihr so lieb wurde, daß sie an keine Theilung denken wollte, bei nicht eben kalter Complexion nur immer Körbe austheilte, und zuletzt, bald nachdem sie ihren lieben Freund Essex hatte hinrichten lassen, dem Sohn ihrer Nebenbuhlerin, ihres Opfers, Jacob Stuart, die Nachfolge sichern mußte. Jacobs Urenkelin, die Königin Anna, war, gerade wie Maria Tudor, 37 Jahre alt, als sie 1702 nach dem Tode ihres Schwagers, Wilhelms von Oranien, zur Krone gelangte. Es war vorbestimmt, das Haus Hannover sollte in den drei Reichen herrschen; denn von neunzehn Kindern, die Anna aus ihrer Ehe mit dem Prinzen Georg von Dänemark hatte, war nicht eins am Leben, als sie 1714 aus der Welt ging.

Welcher Zusammenfluß von Umständen gehörte nicht dazu, der damals achtzehnjährigen Victoria die glänzende Bahn einer Thronerbin aufzuthun! Nicht weniger als vierzehn Kinder hatte Georg III. Der Herzog von Kent, Victorien's Vater, war erst der vierte Sohn. Wie, wenn Georg IV. sich nicht so frühe schon mit seiner Gemahlin Caroline überworfen hätte? Dann würde die Prinzessin Charlotte wohl nicht die einzige Tochter geblieben sein. Und wie, wenn die „schönhaarige Tochter der Inseln, geliebt von Millionen" (wie Byron sagt), indem sie starb, ein Leben gegeben hätte? Ferner, damit Victoria Thronerbin werden konnte, mußte Georg's III. zweiter Sohn, Friedrich von York, in kinderloser Ehe leben mit Friederike von Preußen; — mußte seinem Bruder, Wilhelm von Clarence, Adelheid von Meiningen, Töchter bringen, die nur

Tage oder Monate lebten; — mußte Eduard von Kent im 51. Jahre der Wittwe Emich Carls von Leiningen die Hand reichen, — mußte endlich Victoriens Vater sterben, ehe etwa ein Sohn das Näherecht zur Krone erlangen möchte.

Die Königin Victoria. In einem Schreiben aus London las man: „Die Königin Victoria ist von mittlerem Wuchse, eher klein als groß — ihre Augen sind groß und ziemlich wohl geschnitten, ihre Stirne verräth Intelligenz, ihr Teint ist von einem tiefen Blaßgelb, auf dem oft eine frische Röthe sich zeigt. Ihr erster Anblick ist kalt, und das Ernste ihrer Haltung wird kaum gemildert durch ein beinahe unausgesetztes Lächeln, das ihr die öffentlichen Acclamationen entlocken, deren Gegenstand sie ist. Sie ist außerdem bemerkenswerth durch die Einfachheit ihres guten Geschmackes, den sie in ihrer Toilette jedesmal zeigt, wenn ihre Functionen es nicht nöthig machen, ein mit Zierrathen überladenes, beinahe bis ins Lächerliche gehendes Costüme anzuthun. Ihre glatten Haare sind in der Regel in Flechten geordnet, und ihr Putz ist der eines jungen eleganten und einfachen Mädchens. In Hinsicht auf den Charakter der Königin läßt sich nicht mit derselben Bestimmtheit etwas sagen. Wenn jedoch dem, was man sich von ihr erzählt, Glauben beizumessen ist, so würde sie im Allgemeinen die Eigenschaften und die Fehler haben, die man den englischen Frauen überhaupt beilegt. Sie ist zurückhaltend, kaltblütig, und besitzt, wie man sagt, in erstaunlichem Grade das Vermögen, das man in dem Lande sehr hoch anschlägt, und das hauptsächlich darin besteht, sich seiner Gefühle und seiner Ideen Meister zu machen. Es ist das, was man hier zu Lande self-preservation (Selbstzurückhaltung) nennt. Man fügt noch hinzu, daß sie eine seltene Festigkeit des Willens hat; die Boshaften sagen selbst, es sei dies oft launenhafte Hartnäckigkeit. Zu Zeiten scheint sie durch ihre hohe Stellung beglückt; dann giebt sie sich einer freudigen Laune hin, und macht beißende und spottende Witze. Oefters soll sie jedoch finster, widerwärtig gestimmt und mißmuthig sein. Die Atmosphäre hat einen außerordentlichen Einfluß auf sie; ihre Augen, die Muskeln ihres Gesichtes, ihr Teint, ihre Stimme richten sich nach allen Wechseln des in ihrem Lande so veränderlichen Wetters, je nachdem eben die Sonne

scheint, der Wind weht, oder eine Wolke vorüberzieht. In dieser Beziehung könnte sie den besten Barometer in ihrem Lande abgeben, wenn sie nicht andererseits genug Ueberlegung und Selbstbeherrschung besäße, um die physischen Einflüsse, die übrigens immer schwächer sind, als die moralischen Eindrücke zu beherrschen. — Gegenwärtig scheint sie hauptsächlich für zwei Dinge eingenommen: für das Pferd und die Musik. Sie ist sehr musikalisch, und ihr Lehrer Lablache soll gesagt haben, ihre Stimme sei sanft und rein, und ihr Geschmack gebildet. Sie reitet mit großer Kühnheit und besonderer Anmuth. Von Staatsgeschäften läßt sie gern mit sich reden, nur darf es nicht zu lange sein. Lord Melbourne und Lord Palmerston hatten seit ihrem Aufenthalte zu Windsor häufig Audienz und waren überhaupt viel um die Monarchin. Die Königin verhehlt nicht, wie angenehm ihr der Premierminister ist. Wirklich haben die Person, die Manieren, die Unterhaltung Lord Melbourne's etwas ganz eigen Abgerundetes, eine gewisse ehrfurchtsvolle Vertraulichkeit, die jeder Frau von Geist gefallen muß.

Geschichtliche Miscellen. Unter mehren das edle Gemüth und die Herzensgüte der jugendlichen Königin charakterisirenden Anekdoten, die man sich erzählt, scheint uns die folgende besonders schön. Die erste Handlung des königlichen Lebens Victoria's war, daß sie einen Brief an die Königin Adelheid schrieb, der die reinsten und zärtlichsten Gefühle der Liebe, Achtung und Theilnahme athmete. Sie schrieb diesen Brief aus freiem Antrieb, faltete ihn, nachdem sie ihn geendet, und überschrieb ihn: „An Ihre Majestät die Königin." Einige der anwesenden Personen, denen das Recht einer Erinnerung zusteht, erlaubten sich die Bemerkung, daß die Aufschrift nicht richtig sei und der Brief an Ihre Majestät die Königin-Wittwe überschrieben werden müsse. „Ich weiß das wohl," erwiderte die Königin Victoria, „aber ich will nicht die Erste sein, die sie daran erinnert."

Dahin gehört auch Folgendes: Eine der Ersten, die ihr zur Thronbesteigung Glück wünschten, war natürlich die Herzogin von Northumberland, der Königin Erzieherin bis in ihr achtzehntes Lebensjahr. Als man der Königin sagte, die Etikette erheische, daß sie als Souverainin die Herzogin sitzend empfange, äußerte

sie einiges Widerstreben dagegen, fügte sich jedoch der Hofsitte unter der Bedingung, daß die Herzogin zuvor von dieser Förmlichkeit in Kenntniß gesetzt werde. Kaum aber war die Herzogin in das Staatszimmer getreten, als die Königin, der Etikette vergessend, von ihrem Sitz aufsprang, ihre Arme um die Herzogin schlug, und sie auf das herzlichste küßte.

Am 6. Juli Abends fuhr die Königin mit der Herzogin von Kent von Highgate nach Kentisch-Town herab, und der Wagen, der nicht eingehemmt war, wurde von den im schnellsten Lauf fallenden Pferden mit furchtbarer Schnelligkeit fortgerissen. Herr Turner, der Wirth zum Fuchsen, sprang hinzu, und es gelang ihm, einen Hemmschuh unter ein Rad zu werfen. Die Königin ließ halten, trat auf einige Augenblicke in das Wirthshaus, und dankte Herrn Turner für den eben geleisteten Dienst auf das verbindlichste. Sie beschenkte die Kinder des Wirths reichlich, und fuhr dann nach Kensington zurück. —

Die Thronbesteigung der Königin hatte natürlich in den gerichtlichen und sonstigen amtlichen Formularen einige Veränderungen nöthig gemacht; ein Gerichtsschreiber war jedoch darin so weit gegangen, daß er gar die Worte: „im Jahre unsers Herrn" umgeändert und: „im Jahre unserer Frau" dafür gesetzt hatte.

Gesetz der Thronfolge. Die Staatsverfassung Englands ist eine constitutionelle Monarchie. Neben der Kraft eines Monarchen besteht die einigermaaßen republikanische Freiheit der Staatsbürger und die Kette der großen Staatsmaschine wird durch ein glückliches Ineinandergreifen der verschiedenen Glieder gegenseitig festgehalten. Der Staatsgrundgesetze giebt es 9. An der Spitze der Nation hält ein König oder, da auch die weibliche Linie thronfähig ist, eine Königin die Krone des brittischen Reichs in Händen. Die Thronfolge geht vom Vater auf den Sohn und dessen Erben und in deren Ermangelung auf den Bruder u. s. w. über. Das weibliche Geschlecht der älteren Linie schließt mithin das männliche Geschlecht der jüngeren Linie aus, aber in der Linie des Herrschers überspringt der jüngere Sohn die ältere Tochter und das männliche Geschlecht gewinnt den Vorzug. Die Nation wird durch ein Parlament vertreten, welches aus drei Theilen: König oder Königin, Oberhaus, Unterhaus besteht.

Titel der Monarchin. Königin des vereinten Reichs Großbrittanien und Irland, Beschützerin des Glaubens, Herzogin von Lancaster und Cornwall, Herzogin von Rothsay und Schottland, Herzogin und Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, Souveraine Protectrice der Jonischen Inseln. Der jedesmalige älteste Sohn oder die älteste Tochter heißen: Prinz oder Prinzessin von Wales.

Geschichtliche Instructionen.

England in zurückblickender Perspective. Der Tod des Königs Wilhelm IV. war nicht allein für England, sondern für Europa und besonders für Deutschland, für Hannover, für Braunschweig ein folgenschweres Ereigniß. 625 Jahre waren verflossen, seit Herzog Heinrich der Löwe den brittischen Boden betrat, um an dem Hofe seines Schwiegervaters, des Königs Heinrich II., eine Freistätte zu suchen. Damals ahnete dem von schwindelnder Höhe gestürzten Helden nicht, daß der Sohn, der ihm in der Verbannung geboren wurde, dazu bestimmt sei, ein Fürstenhaus zu begründen, welches nicht allein dem Boden, auf dem es gastfreie Aufnahme gefunden, sondern weiten unermeßlichen Reichen in allen Welttheilen eine Reihe ruhmgekrönter Herrscher geben sollte. Als im Jahre 1714 der Kurfürst Georg von Hannover den englischen Thron bestieg, war der Grund zu der gegenwärtigen Macht des brittischen Inselreiches, so wie zu der gegenwärtigen Freiheit des brittischen Volkes gelegt; aber die Macht wie die Freiheit Englands hat unter der Regierung des Hauses Braunschweig aus schwachen Keimen zu wunderbarer Größe sich entwickelt. Unter den beiden ersten Georgs hob sich die brittische Seemacht, die vorher mit der Seemacht der Holländer, der Franzosen und selbst der Spanier sich kaum messen konnte, langsam und unbemerkt zu einer Höhe, die unter Georg III. England bereits zu der Herrscherin aller Meere machte. Die brittischen Colonien in Nordamerika erwuchsen aus dürftigen Anfängen zu jenem gewaltigen Reiche, welches nach seiner Trennung von dem Mutterlande zu den mächtigsten Staaten der Erde gehört und das durch den freien Verkehr nach seiner Trennung bei weitem mehr zu der Vermehrung des brittischen Reichthumes beigetragen hat,

als durch den erzwungenen zur Zeit seiner Vereinigung. In dem fernen Osten wurde durch die Eroberungskriege der ostindischen Handelscompagnie ein anderes Reich gewonnen, welches an Umfang wenigen in der Welt nachsteht, und in dem England eine unversieglichere Quelle von Schätzen gefunden hat, als Spanien jemals in den Goldgruben von Mexico und Peru besaß. Die französischen Revolutionskriege zwangen die brittische Nation, ihre Kräfte auf das äußerste anzuspannen und liehen der Macht und der Größe des brittischen Inselreichs einen neuen Aufschwung. Der gewaltigste Kriegsfürst, den die neuere Zeit gesehen hat, erlag der unüberwindlichen Ausdauer der Britten und gab durch seinen Sturz die Veranlassung zu angemessener Vermehrung der Macht eines Gegners, dessen Ueberlegenheit er zu spät erkannte.

Unter den Regierungen der beiden letzten Könige aus dem Hause Braunschweig stand das brittische Inselreich in ununterbrochenem Frieden mit allen europäischen Mächten; und die außereuropäischen Besitzungen des brittischen Inselreiches waren zu unermeßlich, als daß selbst der unersättlichste Ehrgeiz, der nur nicht von aller Besonnenheit verlassen war, eine Befriedigung in noch größerer Erweiterung derselben hätte suchen können. Aber die politische Macht hat eine ähnliche Anziehungskraft wie die großen Weltkörper; kleinere Massen, die mit ihrer Atmosphäre in Berührung kommen, werden gezwungen, sich ihrem Einflusse zu unterwerfen. Wie fern auch die Küste gelegen sein mochte, an der die Engländer einmal festen Fuß gefaßt hatten, so erweiterte sich ihr Ansehn, ihr Einfluß, ihre Macht von Tage zu Tage. So war man an dem Cap der guten Hoffnung, welches aus dem Nachlasse des Freistaats der Niederlande an England gefallen war, genöthigt, die Grenzen der brittischen Niederlassungen bis an den Oranjefluß auszudehnen, der gegenwärtig ein Reich abschließt, das an Umfang viele europäische Königreiche übertrifft. In Ostindien schritt man von der Halbinsel diesseit des Ganges auf die jenseitige hinüber, und hier berühren die brittischen Grenzen im Osten China, dessen eiserne Thore der Abgeschlossenheit bei dem kürzlich erfolgten Zusammenstoß mit der brittischen Macht gesprengt und dem freien Verkehr geöffnet wurden. In Australien breiten die brittischen Niederlassungen sich von einer

Küste zur andern aus, und schon läßt sich der Zeitpunkt vorhersehen, wo aus denselben ein eben so mächtiges selbstständiges Reich erblühen wird, wie jenes, welches die Britten in Nordamerika gebildet haben.

Eben so großartig wie die äußere Entwickelung der brittischen Macht, war, während der 123 Jahre, die der Mannesstamm des Hauses Braunschweig auf dem englischen Throne gesessen hat, die innere Entwicklung der brittischen Größe, der brittischen Freiheit. Die beiden ersten Georgs mußten, da sie noch gegen die Ansprüche des gestürzten Regentenhauses zu kämpfen hatten, vor allen Dingen auf die Befestigung ihres Thrones bedacht sein, und es wäre daher zu entschuldigen gewesen, wenn sie die Volksrechte eher beschränkt als erweitert hätten.

Die Siebenjährigkeit der Parlamentsdauer, die man gegenwärtig als eines der vornehmsten Hindernisse des schnelleren Fortschreitens aller Reformen ansieht, rührt in der That aus der Regierung Georgs I. her. Aber die Fürsten aus dem Hause Braunschweig suchten ihre Stütze nicht so sehr in der unbeschränkten Vermehrung ihrer eigenen Gewalt, als in dem guten Willen und in der Zuneigung der Nation, und es bedurfte daher keiner gesetzlichen Bestimmungen, um für diese Rechte und Freiheiten zu gewinnen, wie sie noch in diesem Augenblicke kein anderes Volk in Europa besitzt. Die Grundzüge der Verfassung waren festgestellt; aber das, was anfangs nur ein todter Buchstabe war, wurde durch die langsam fortrückende Einwirkung der Zeit und der Gewohnheit allmälig in das Leben gerufen, und bildete zuletzt einen nothwendigen Bestandtheil des ganzen brittischen Volkscharacters. Unter der milden Regierung Georgs III. herrschte in England eine beinahe republikanische Freiheit. Georg IV. sah die Gefahr, die aus der fortwährenden Erweiterung der Volksrechte den Grundlagen der monarchisch-aristokratischen Verfassung drohte. Die Bewegungen des Pöbels, den ehrgeizige Führer zu gewaltsamer Auflehnung verleiteten, wurden mit Gewalt niedergedrückt; aber die große Bewegung, die alle Stände ergriffen hatte, und die selbst einen bedeutenden Theil des alten Adels mit sich fortriß, vermochte keine Gewalt aufzuhalten. Georg IV. sah sich, obwohl sehr wider Willen, genöthigt, der irischen Emancipationsbill seine

Zustimmung zu geben; und diese eröffnete die Bahn zu Schritten der Gesetzgebung, die unter der Regierung König Wilhelms IV. den ganzen politischen Zustand des brittischen Inselreichs umgestaltet haben.

In den letzten Jahren König Wilhelms IV. sind der fortschreitenden Entwicklung der Reform Hindernisse entgegengetreten, die zuletzt beinahe die ganze Thätigkeit der brittischen Gesetzgebung zum Stillstande gebracht haben. Von der Regierung der Königin Victoria erwartet die Reformpartei, daß sie diese Hindernisse beseitigen soll; und wir dürfen, sofern diese Erwartung sich bestätigt, einer merkwürdigen Entwicklung entgegensehen.

Genealogie. Georg III. hatte folgende Kinder: a) Georg IV., vermählt mit Caroline von Braunschweig. Deren Tochter Charlotte († 1817), vermählt mit Leopold von Coburg, jetzt König von Belgien. b) Friedrich, Herzog von York. c) Wilhelm IV., früher Herzog von Clarence, vermählt mit Adelheid von Sachsen-Meiningen. d) Eduard, Herzog von Kent († 1820), vermählt mit Victoria von Sachsen-Coburg, seit 1814 Wittwe des Fürsten Emich von Leiningen. Deren Tochter **Victoria** I., jetzige Königin, geb. den 24. Mai 1819, succedirte ihrem Oheim Wilhelm IV. den 20. Juni 1837, vermählt den 10. Febr. 1840 mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. den 26. August 1819. 6 Kinder entsprossen dieser Ehe. e) Auguste. f) Elisabeth, verwittwete Landgräfin von Hessen-Homburg. g) Ernst August, früher Herzog v. Cumberland, jetzt **König von Hannover,** geb. 1771 den 5. Juni, succedirt den 20. Juni 1837 dem König Wilhelm IV. in der Regierung des nunmehr selbständigen Königreichs Hannover, vermählt den 29. Mai 1815 mit Friederike von Mecklenburg-Strelitz, geb. den 2. März 1778, (Wittwe 1. des Prinzen Ludwig von Preußen, 2. des Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels), Wittwer seit dem 29. Juni 1841. Deren Sohn **Georg,** Kronprinz, geb. den 27. Mai 1819, vermählt den 18. Febr. 1833 mit **Marie** von Sachsen-Altenburg. Deren Kinder der Erbprinz Ernst August, geb. den 21. Sept. 1845 und Prinzessin Friederike, geb. den 9. Januar 1848. h) Herzog von Sussex († 1843). i) Herzog von Cambridge. Sein

Sohn Georg. — k) Marie, verwittwete Herzogin von Glocester. l) Sophie.

Nach einem Hausgesetze des englischen Reiches mußte sich Hannover von England trennen, sobald weibliche Nachfolge in England stattfand. Dieser Fall trat 1837 ein und so fiel Hannover als ein selbständiges Königreich dem nächsten Agnaten, dem Herzog von Cumberland, dem jetzigen König von Hannover, zu.

Großbrittaniens Wappen. Durch die Thronbesteigung der Königin ging eine Aenderung in dem Wappen des Vereinigten Königreichs vor. Da der Souverän eine Dame ist, wird das Hauptschild rautenförmig und der Helmschmuck, der über der Krone stehende goldene gekrönte Löwe verschwindet, ebenso das Hauptschild mit dem Wappen von Hannover. Das Wappen besteht in Zukunft blos aus 4 Feldern; wie bisher stehen im ersten und vierten in rother Umgebung die drei goldenen Leoparden England's, im zweiten, welche auf goldenem Grunde eine doppelte Einfassung mit unterlegten Linien hat, der aufgerichtete rothe Löwe von Schottland, im dritten die goldene Davidsharfe mit silbernen Saiten im blauen Felde wegen Irlands.

Im Jahr 1837 brach ein Aufstand in Canada aus.

Der Aufstand in den beiden Canada's. Unter allen brittischen Colonien nemlich ist keine in höherem Grade von dem Mutterlande begünstigt, als Canada, jener verhältnißmäßig sparsam bevölkerte ungeheure Landstrich, den die Engländer im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgewonnen und seitdem in die beiden Provinzen Nieder- und Obercanada getheilt haben, von denen jede durch ihre eigene selbständige Provinzialregierung verwaltet wird. So lange die Canadas Frankreich unterworfen waren, blieb die Colonie in einem so traurigen Zustande, daß die Behauptung derselben beinahe nur als eine Ehrensache und die Abtretung derselben kaum als ein Opfer angesehen wurde. Voltaire, in seiner bekannten leichtfertigen Weise, machte sich darüber lustig, daß zwei mächtige Nationen es der Mühe werth fanden, wegen einiger tausend Morgen Eis und Schnee einander die Hälse zu brechen. Damals war die Mehrzahl der französischen Colonisten Jäger und und Pelzhändler, ein wildes und ruchloses Geschlecht, welches in dem Umgange mit den Indianern auch beinahe ganz ihre Lebens-

weise und Sitten angenommen hatte. Noch jetzt bilden diese rohen unbezähmbaren Menschen einen großen Theil der Bevölkerung, die in den Einöden jenseits des oberen See's ein unstätes Wanderleben führt, welches reich an romantischen Abenteuern, aber noch reicher an furchtbaren Entbehrungen, an grauenhaften Schrecken und an entsetzlichen Gräueln ist. In den beiden Canadas besteht jetzt ein fest geordneter Zustand der Dinge, in dem wir von der früheren Wildheit kaum eine Spur finden. In Niedercanada bilden die Nachkommen der alten französischen Ansiedler noch immer die Mehrzahl der Bevölkerung; aber sie sind nicht mehr unstäte Jäger, sondern die Besitzer ausgedehnter Ländereien, in dem Genusse eines Wohlstandes, der mit jedem Jahre zunimmt, und in dem Genusse aller bürgerlichen Rechte, welche die freieste Verfassung gewähren kann. Die Verfassung ist durchaus der brittischen nachgebildet. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur.

Völlig übereinstimmend mit der Verfassung von Niedercanada ist die Verfassung von Obercanada, und man sollte daher meinen, daß beide Provinzen kaum einen Grund zu ernstlicher Unzufriedenheit haben könnten, zumal wenn man erwägt, daß die englische Regierung es auf jede Weise sich angelegen sein läßt, den Wohlstand der Bevölkerungen durch Begünstigungen ihres Handels zu heben. Von den Einkünften der Colonie geht nicht das Geringste nach England, wohl aber werden jährlich nicht unbedeutende Summen von der englischen Regierung nach den Canadas geschickt, da dem Mutterlande die Verpflegung der in den Colonien liegenden Militairmacht zur Last fällt. Wenn nicht wichtige Gründe des Handels und der Politik vorhanden wären, die den Engländern den Besitz der Canadas unentbehrlich machten, so sollte man unter diesen Umständen meinen, daß England wenig an der Behauptung einer Colonie gelegen sein könnte, die beträchtliche Opfer kostet, ohne irgend etwas einzubringen, und daß dagegen die Canadier Alles aufbieten müßten, um die Aufrechthaltung der bestehenden Verhältnisse zu sichern. Aber die Völker können zu großes Wohlsein eben so selten ertragen, wie die einzelnen Menschen. Beide werden, wenn es ihnen zu gut geht, übermüthig, und wenn sie keine Sorge haben, so fangen sie an, selbst Veranlassungen zur Sorge zu bereiten. So die Canadier. Die Abkömmlinge

der alten französischen Ansiedler sind darüber unzufrieden, daß die Engländer keine Franzosen sind. Das Wohlsein, in dem sie sich befinden, veranlaßt eine Menge unbemittelter Personen aus England, Irland und Schottland, bei ihnen einzuwandern, und die Canadier fürchten jetzt, daß sie von dem Strome der Einwanderung allmälig verschlungen werden und daß die ursprüngliche französische Bevölkerung zuletzt von der einwandernden brittischen ganz verdrängt wird.

Alle ihre Beschwerden kamen zuletzt darauf hinaus, daß durch ihre Verbindung mit England ihre volksthümliche Entwicklung gestört wurde. Ihre Beamten waren nicht französische Canadier, sondern Engländer; die ungeheuren Strecken des noch nicht urbar gemachten Bodens wurden nicht an französische Canadier vertheilt, sondern an Engländer, die in immer größeren Schaaren einwanderten und die ursprüngliche französische Bevölkerung, wenn auch nicht von ihrem Grunde und Boden zu verdrängen, doch mit englischer Sprache, englischen Sitten und Einrichtungen zu überschwemmen drohten. Sie wollten keine Engländer werden, sondern Franzosen bleiben, und sie verlangten deßhalb von England Dinge, die, wenn auch das Wort Unabhängigkeit gar nicht ausgesprochen worden wäre, doch in der That einer Unabhängigkeitserklärung völlig gleich kamen. Zum Ueberflusse war aber in den Volksversammlungen, die der bewaffneten Erhebung vorausgingen, ausdrücklich festgestellt worden, daß man, da England auf die Forderungen der canadischen Nation nicht einginge, jede Verbindung mit England aufgeben und sich für unabhängig erklären wolle. Es war daher wirklich ein starker Glaube erforderlich, um es für möglich zu halten, daß die englischen Behörden diesen äußersten Schritt abwarten und nicht einmal einen Versuch machen würden, denselben durch kräftige Maßregeln zuvorzukommen.

Es bildeten sich unter den französischen Canadiern zahlreiche revolutionäre Banden, welche unter dem Namen „der Söhne der Freiheit" sich der Regierung widersetzten. Ein gewisser Papineau und ein Kaufmann Brown stellte sich an die Spitze der Bewegung und schon jetzt kam es zu mancherlei Reibungen. 10 Meilen von Montreal fiel ein blutiges Gefecht vor, nach welchem die königlichen Truppen sich zurückziehen mußten. Nachdem das

erste Blut geflossen, erschien dem englischen Parlamente die Sache ernstlicher und es wurden im Anfange des Jahrs 1838 bedeutende Truppenmassen von England nach Canada beordert, um den Aufstand zu bewältigen. Mit außerordentlichen Vollmachten versehen reis'te der gewandte Diplomat Lord Durham nach Canada, um sowohl die Rolle eines klugen Vermittlers als auch die eines strengen Richters zu spielen. Dies gelang ihm vollkommen. Nur machte längere Zeit hindurch ein gewisser William Johnson ihm viel zu schaffen. Dieser erinnerte an die verrufenen Flibustier. Er besaß einen kleinen Schnellsegler, womit er die Ufer des Lorenzstroms in Furcht und Schrecken setzte und ausplünderte. In den 1000, nach Andern 1700 Inseln dieses Stroms, von der Größe einer Quadratelle bis zu mehren Meilen, und deren größte den Namen Wells Island führte, haus'te er mit hundert gleich treuen Genossen, von den Bewohnern, die selbst gern ein Banditenleben führten, und sonstigen Flüchtlingen und Abenteurern unterstützt. Mit seinen leichten, schnellsegelnden Booten machte er Einfälle auf dem Ufer des Lorenzstroms und bedrohte jedes, die Inseln vorbeipassirende Schiff. Vier Söhne, an Verwegenheit ihm gleich, standen ihm zur Seite. Doch bald wurde die Gewalt der Insurgenten gebrochen, Viele gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Deportation nach den Bermuden verurtheilt. Auch Johnson theilte nach seiner Gefangennahme mit noch 700 Andern gleiches Loos. – So endete diese Insurrection, welche bald auch zu einem Conflict mit den nordamerikanischen Freistaaten geführt hätte, weil diese durch gelegentliche Unterstützungen des Aufstandes den Boden der Neutralität verlassen hatten. —

Vermählung der Königin Victoria mit dem Prinzen Albert den 10. Febr. 1840. Schon seit längerer Zeit hatte man sich mit der Frage getragen, wen die Königin mit ihrer Hand beglücken werde und manche Heirathscandidaten wurden für solche interessante Gelegenheit von dem sprechlustigen Publicum auf die Liste gebracht. Doch war es dem König von Belgien gelungen, das Herz der Königin für seinen Neffen, den Prinzen Albert zu stimmen und diesem glückte es, den Sieg über seine Mitbewerber davonzutragen. Am 6. Febr. war der Prinz auf dem königlichen

Dampfboote Ariel in Dover unter dem lauten Zurufe der am Ufer versammelten Menschenmenge und unter den Salutschüssen der Kanonen gelandet. Auf den 10. Febr. war die Vermählung festgesetzt. Daß die Handlung in feierlicher, angemessener, des hohen Paares würdiger Weise vor sich ging, dazu bedarf es keines Beleges. Der Prinz, dem sein Vater und Bruder zur Seite standen, trug die Uniform eines britischen Feldmarschalls und keine andere Decoration als die des Hosenbandordens, nämlich das Halsband mit dem daran hängenden Georg in prächtige Steine gefaßt, den Ordensstern in Diamanten und das Knieband ebenfalls mit Diamanten reich besetzt. Die Königin trug ein Atlaskleid vom reinsten Weiß mit einem sehr breiten Besatz von englischen Spitzen *); die Schleppe, ebenfalls von weißem Atlas und mit Orangenblüthen besetzt, war sehr lang und wurde von zwölf Edelfräulein getragen. Im Haar trug die Königin einen Kranz von Orangenblüthen und einen Schleier von englischen Spitzen, im Muster zu denen des Kleides passend; Ohrringe und Halsschmuck waren von Diamanten, das Armband hatte das Motto des Kniebandordens: Hony soit qui mal y pense, außerdem aber trug sie den Stern dieses Ordens. Der Erzbischof von Canterbury, als erster Geistlicher des Reichs, verrichtete die Trauungsceremonie. Sowohl der Prinz als die Königin schienen tief ergriffen und ihre ersten Antworten waren kaum hörbar; doch faßte sich die Königin später und wiederholte die Worte, welche die Erklärung ausdrückten, daß sie den Prinzen zum Gemahl haben, ihn ehren, achten, lieben und ihm gehorchen wolle mit einem gewissen Nachdrucke und einem kräftigeren Tone als zuvor. So endete diese Feierlichkeit und der Zug begab sich in vorgeschriebener Ordnung, indem nunmehr der Prinz die Königin an der Hand führte, in den St. Jamespalast zurück. Festessen und glänzende Illumination beschlossen den festlichen Tag **).

---

*) Die Spitzen an dem Brautanzuge haben allein 2000 Lstrl. gekostet und mehr als 200 arme Frauen sind damit gegen 9 Monate beschäftigt gewesen. Die Königin trug somit ein wahrhaft einziges Kleid, indem das Muster nach vollendeter Arbeit sofort zerstört wurde.

**) Der Hochzeitskuchen der Königin wird als ein Meisterwerk der Zuckerbäckerkunst beschrieben. Er wog 300 Pfund, von denen 270 Pfund eßbar waren und

Der Brand des Tower den 30. Oct. 1841. Diese Feuersbrunst, welche einen großen Theil des weltgeschichtlich so berühmten Towers in Asche legte, übertraf an Gewalt und Größe bei weitem diejenigen, welche kurz zuvor das Haus der Gemeinen und die Börse vernichtet hatten. Die allzustarke Erhitzung der Heizröhren in dem von den Aufsehern bewohnten Theile des Gebäudes, so wie der Mangel an hinreichenden Wasserbehältern, wodurch schnell und hinreichend Wasser hätte herbeigeschaft werden können, waren die vorzüglichsten Ursachen des Brandes. Am 30. Oct. Abends um 10½ Uhr stand der sogenannte Juwelenthurm in Flammen. Mit den herbeigeeilten Sprützen konnte wegen der Höhe des Thurms und wegen des sehr fühlbaren Wassermangels wenig ausgerichtet werden. Tausende von Menschen strömten herbei. Um 11 Uhr war der nebenstehende runde Thurm gänzlich ausgebrannt. Das Feuer sprang nach dem Zeugheuse über, worin große Waffenvorräthe aufgespeichert lagen. Als die Flamme den Glockenthurm ergriff, stieg sie zu einer gewaltigen Höhe perpendiculär in die Luft und röthete den ganzen Horizont, so daß die Bewohner der nächsten Umgegend des Towers in die größte Besorgniß geriethen. Bald drang das Feuer in das untere Stockwerk und nahm in solchem Maße zu, daß man zu fürchten begann, der ganze Tower werde demselben zum Opfer werden. Um 1 Uhr brach der Glockenthurm mit furchtbarem Geprassel zusammen und die Flammen nahmen nun ihre Richtung nach dem weißen Thurm, der Kirche und dem Juwelenthurm. Die Regalien und Kronjuwelen wurden mit Mühe gerettet und nach dem Hause des Gouverneurs geschafft. Um 2 Uhr hatte das Feuer seine höchste Höhe erreicht und begann nun allmählig abzunehmen. Das Feuer brannte im Innern des Gebäudes noch lange fort. Viele weltgeschichtliche Trophäen wurden gänzlich zerstört, z. B. das Rad des Schiffes,

---

stellte allegorisch fast in Lebensgröße die hohe Vermählung vor. Ein junger Mann in einer Tunica mit einem Schnurbart reicht am Altar seine Hand einer Feenkönigin mit Kron und Scepter, während Minerva mit dem Speer und Dreizack ihre Verbindung einweiht. Drei kleine Paare von Cupido's und Psyche's, eine Rose, eine Distel und Kleeblatt (die Zeichen der drei vereinigten Reiche von Großbritanien) tragend, schienen das Beispiel nachzuahmen. Das Ganze war sehr elegant drapirt.

auf welchem Nelson fiel, acht von Bonaparte 1798 erbeutete und ihm wieder abgenommene Fahnen &c. Von 250,000 im Arsenal befindlichen Gewehren sollen nur 4000 gerettet worden sein. Großer Schaden wurde auch an der Sammlung topographischer Karten angerichtet.

Mordversuch wider die Königin den 10. Juni 1840. Bei der gewöhnlich unternommenen Abendspazierfahrt der Königin und des Prinzen Albert schoß ein 17jähriger Bube, Namens Oxford, dicht neben dem Wagen derselben zwei Pistolen gleich nacheinander auf das königliche Paar los. Glücklicherweise gingen beide Schüsse fehl. Der Wagen hielt Anfangs einige Augenblicke still; der Prinz Albert befahl aber sogleich weiter zu fahren und so statteten sie der Herzogin von Kent sofort einen Besuch ab, um die Kunde von dem Vorgefallenen in Person zu überbringen. Nach Buckingham-Palast zurückgekehrt, brach die Königin in eine Fluth von Thränen aus, was ihrem tiefbewegten Gemüth Erleichterung verschaffte. Der Thäter wurde ergriffen und wegen dieses unerhörten Frevels ins Irrenhaus geschickt, woselbst er zeitlebens büßen muß.

In ähnlicher Weise wurde an derselben Stelle, wo Oxford geschossen hatte, zwei Jahre später den 30. Mai 1842 ein Pistol auf die Königin abgedrückt. Das Pistol versagte indessen und im nächsten Augenblick war der Mörder schon von einem Soldaten ergriffen. Er hieß John Francis. Die Königin verwandelte die gegen ihn ausgesprochene Todesstrafe in lebenslängliche Deportation nach Südaustralien.

Ebenso wurde ein Mordversuch von einem 16jährigen Burschen, einem Krüppel, Namens John William Bean gemacht, ohne weiter zu schaden. Der jugendliche Frevler wurde zu 18monatlichem Gefängniß in Newgate verurtheilt. Stets sprach sich eine tiefgefühlte Theilnahme im Publicum aus und Beglückwunschadressen liefen von allen Seiten ein. In Folge solcher wiederholter Mordversuche brachte Sir Robert Peel eine Bill im Unterhause vor, welche, wenn sie auch der Person der Königin keinen größeren Schutz verschaffen konnte, doch die Aburtheilung der Schuldigen zu beschleunigen und die früher damit verbundenen Ceremonien zu beseitigen suchte.

Die Kornbill und die Anti-Korngesetz-League. Durch die Natur des Landes ist England auf den Handel, diesen Nerv seines Bestehens, und auf Producirung derjenigen Erzeugnisse hingewiesen, wodurch dem Handel Vorschub geleistet und die Blüthe desselben bedingt ist, auf die Fabrikation. Alles drängt sich in diesen Kreis, weil er die Sonne des materiellen Lebens ist. Der Ackerbau spielt eine jener Lebensthätigkeit untergeordnete Rolle, namentlich auch darum, weil der Boden des Landes wenig culturfähig ist. Um indessen dieser ersten Lebensquelle möglichst Ergiebigkeit zu verschaffen und somit den Ackerbau so viel als thunlich zu begünstigen, um die Bewohner der zum Ackerbau tauglichen Districte zur eifrigen Cultur desselben zu veranlassen, traten Schutzgesetze für den inländischen Ackerbau gegen die Einfuhr des Getreides aus anderen Ländern ein, wodurch schon seit 1815 bestimmt wurde, daß erst dann Getreideeinfuhr von außen stattfinden dürfe, wenn der Preis für den Quarter (6 Scheffel Berliner Maaß) über 80 Schillinge sich höbe. So hielt sich, durch Gesetze geschützt, der Getreidepreis stets auf einer sehr bedeutenden Höhe und das nothwendigste Lebensbedürfniß, das Brot, mußte zu hohem Preise erstanden werden, blos um dem inländischen Ackerbau einen Aufschwung zu geben, während, wäre die Einfuhr frei gewesen, die Brotpreise sehr niedrig hätten gestellt werden können. Das Princip war richtig, allein unhaltbar in der Praxis, denn es setzt voraus, daß die übrigen Producenten mit Leichtigkeit einen solchen Ueberschuß verdienen konnten, daß ihnen die Höhe des Brotpreises nicht beschwerlich fiel. Dem war indessen keineswegs so, denn erstens bedingte die Menge der Arbeiter einen übergroßen Zudrang zu den Fabriken, zweitens wurden bei dem immermehr sich vervollkommnenden Maschinenwesen Menschenhände überflüssig und drittens hatte man nicht Mißwachs und Mißernte in Anschlag gebracht, wodurch natürlich die Brotpreise übermäßig in die Höhe geschnellt wurden. So lastete also die Wucht dieser Korngesetze mit schwerem Druck auf der arbeitenden oder meist arbeitslosen Volksklasse und erzeugte den bittersten Mangel und dadurch Unmuth und Verzweiflung. Der Menschenfreund blickt mit tiefer Trauer auf solche Erscheinungen übelberechnender Staatsweisheit. Schon seit langem war es deßhalb der Gegenstand ernster Beachtung der Staatsbehörden

so wie edler Volksfreunde, solch tiefeingreifendes, Noth und Jammer erzeugendes Mißverhältniß durch Aufhebung der bestehenden Korngesetze zu beseitigen. Dieses edle Bestreben zog sich zwecklos durch eine lange Reihe von Jahren hindurch. Bei den sich darbietenden Schwierigkeiten suchte man sich oft durch halbe Mittel zur Erreichung jenes Zweckes zu helfen. Canning namentlich widmete seinen ganzen Eifer und seine Staatsklugheit der Sache, ohne durchzudringen. Die Mißernte von 1838 erregte große Mißstimmung. Auf der einen Seite der heftigste Widerstand der Landwirthe, denen die Sache eine Lebensfrage war, auf der anderen Seite die nicht zu beschreibende, drückende Noth der arbeitenden Classe, wobei sich oft die größte Aufregung zeigte. Es bildete sich deßhalb ein Bund, unter dem Namen Anti-Korngesetz-League, welcher um jeden Preis eine Abänderung der Korngesetze durchsetzen wollte, um so der immermehr um sich greifenden Noth des Volks zu wehren. Viele durch äußere Stellung, durch Geist und Gemüth ausgezeichnete Männer betheiligten sich dabei, so namentlich der Premier Robert Peel, besonders aber der durch seinen in dieser Sache bewiesenen Eifer so berühmt gewordene, ausgezeichnete Richard Cobden. Seinen nicht nachlassenden Bemühungen, seiner unermüdlichen Energie, seinem Talente und lebendigen Interesse, so wie seiner uneigennützigen Menschenfreundlichkeit, unterstützt von einer Beredtsamkeit, die um so mehr zu bewundern, je natürlicher und ungezierter sie war, gelang es endlich nach vielen heißen Kämpfen, der Anti-Korngesetz-League 1846 den Sieg zu erringen. Robert Peel und ihm gebührt die lebhafteste Anerkennung und der innigste Dank aller Derer, denen Volkswohl am Herzen liegt.

Elend der Arbeiter und namentlich der Kinder in den Kohlengruben. Bei dem allgemeinen Jammer und grenzenlosen Nothstande der unteren Volksklassen Englands sind besonders die in den Kohlenbergwerken beschäftigten Arbeiter mit ihren Familien dem entsetzlichsten Elende Preis gegeben. Während die Reichen immer reicher werden, nimmt die Zahl der Armen täglich zu. Der Mittelstand scheint allmählig ganz zu verschwinden und wenn einst sich beide Extreme die Hand reichen, wird eine furchtbare Abrechnung gehalten werden. Schon jetzt finden zum öfteren gewaltthätige

und tumultuarische Auftritte statt. Namentlich ergreift jedes fühlende Herz der Zustand der in den Kohlengruben zu Arbeiten aller Art verwandten Kinder. In den Kohlengruben, wie Lord Ashley sagt, werden schon Kinder von 4 bis 5 Jahren benutzt; das Oeffnen und Schließen der Luken, von denen die Sicherheit der Grubenarbeiter abhängt, wird ihnen anvertraut. Der kleine Knabe wird um 2 Uhr von seiner Mutter geweckt, seine Nahrung, ein Stück Brot und Kaffee in einem steinernen Kruge, wird ihm eingehändigt. Damit läuft er eiligst an seinen Platz in den Gruben und giebt Acht auf das Rollen der Karren; so wie sich einer nähert muß er seine Lucke öffnen, eine Vorrichtung, die zur Zerstörung des Stickgases dient, welches sich unaufhörlich in den Bergwerken entwickelt. Zwölf Stunden muß der kleine Wächter hier ausharren in dunkelster Einsamkeit, die nur durch die schwanken, flackernden Lichterchen der vorüberfahrenden Karren zuweilen erhellt wird. Aber wehe ihm, wenn er der Müdigkeit, der Langenweile obliegt und einschläft; ein Aufseher, der die Runde macht, wird ihn durch eine harte Züchtigung belehren, daß die Gefahr des Erstickens durch seine Händchen von den Arbeitern abgehalten werden muß. Um 4 Uhr schlägt die Erlösungsstunde für alle Arbeiter, nur der kleine Luckenbursche muß bis zuletzt warten, bis alle fort sind; dann läuft er zurück nach der Hütte seiner Eltern, wird abgewaschen und geht eilig zu Bett. — Die kleinen Karrenschieber, Putter, sind noch übler daran. Sie sind vielleicht ein paar Jahr älter, müssen aber gleich Lastthieren die Karren ziehen und zwar ganz wie solche auf allen Vieren kriechen, weil die Gänge zu niedrig sind; eine eiserne Kette wird mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib befestigt und zwischen den beiden Beinen durchgezogen, um die schwersten Kohlenkarren fortzubringen. Oft müssen sie die Kohlenwagen mit dem Kopfe fortschieben. Zu den beschwerlichsten Arbeiten werden vorzugsweise kleine Mädchen genommen, weil sie am sorgsamsten und fleißigsten sind. Vom zarten Alter an arbeiten sie bis zum 21. Jahre in den Gruben, oft bis an die Knie in Schmutz und Wasser stehend oder in Gesellschaft halbnackter Männer. — „Armuth und Concurrenz führen natürlich zu übermäßigen Anstrengungen und das ganze Verhältniß ist der Art, daß Wilde in Naturzustande und Sclaven in den

Colonien nirgend elender und sinnlicher leben können, als es in den englischen Kohlengruben der Fall ist." — Der Nothstand unter den Fabrikarbeitern nahm überhaupt einen drohenden Charakter an und zeigte, daß eine durch Elend und Hunger aufgewiegelte, rohe Menge zu Allem fähig sei. Namentlich waren es die Kohlengrubenarbeiter, welche zur Verzweiflung gebracht jegliche Grenze des Gesetzes durchbrachen. Zu Tausenden zogen sie in Birmingham durch die Straßen, mit dicken Stöcken bewaffnet und verlangten Brod und Geld. Auch nach andern Städten zogen sie weit in der Runde, plünderten die Gärten, erhoben Geld von den Reisenden und konnten nur durch militairische Gewalt zerstreut werden. Auswanderungen in riesenhaften Massen nach Amerika und Australien waren die Folgen dieses alles Maaß überschreitenden Nothstandes.

Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichtswesens. Aus Obigem leuchtet ein, wie für den Unterricht der Kinder und die Belebung des sittlichen Gefühls derselben so wenig oder gar nichts geschieht und geschehen kann. Es ergab sich aus einem von Dr. Vaugham den Ministern eingereichten Plane, daß von den auf 3,600,000 angeschlagenen Kindern in England und Schottland etwas weniger als ein Drittel die gewöhnlichen Schulen, viel weniger als ein Drittel die Sonntagsschulen, und 1,500,000 gar keine Schulen besuchen; ähnliche Ergebnisse zeigen sich, wenn man erfährt, daß von je 100 Personen, welche sich verheirathen, nur 40 lesen und nur 30 lesen und schreiben können und daß nach dem Caplan des Gefängnisses von Preson unter den Gefangenen während eines dreijährigen Zeitraums 1733 Männer und Knaben und 387 Weiber und Mädchen gewesen sind, welche weder lesen noch schreiben konnten, 1301 Männer und Knaben und 287 Weiber und Mädchen, welche den Namen der regierenden Königin nicht kannten, 1290 Männer und Knaben und 293 Weiber und Mädchen, denen die Worte Tugend, Unterricht, Laster ganz unbekannte Dinge waren. Um nun doch den Tausenden von Kindern, welche in London ohne allen Unterricht aufwachsen, einen solchen zu gewähren, stifteten Menschenfreunde sogenannte Lumpenschulen (Ragged Schools), weil die Schüler allerdings **durchweg kleine Lumpe waren.**

Trauriger Zustand Irland's. Das durch die Union seit 1801 mit Großbritanien verbundene Irland bietet in einer seit jener Zeit fortlaufenden und stets sich vergrößernden Reihenfolge des Elends ein Bild dar, dessen einzelne und innerlichste Theile den Beschauer mit unabweisbarer Theilnahme und tiefer Betrübniß erfüllen. Des Verhältnisses der katholischen Iren gegen die Protestanten gedachten wir schon früher und doch ist nicht Glaubenshaß die alleinige und ergiebigste Quelle der Zwietracht, sondern, wie auch in England, das Mißverhältniß des Grundbesitzes zu der Arbeitslosigkeit, der Armuth zum Reichthum. Irland's stets im Zunehmen begriffene Bevölkerung steht in keinem Verhältnisse zu der Betriebsamkeit der Fabriken und zum Anbau des Landes. Es findet in der übergroßen Bevölkerung mehr Arbeitskräfte als das Land gebraucht. Daher ist Arbeitslosigkeit und in Folge dessen Verdienstlosigkeit die stets reich hervorsprudelnde Quelle des Elends und Leidens. Die Armuth der niederen Klassen der Bevölkerung, das dadurch hervorgerufene Maß der Verzweiflung und die dadurch erzeugte Mißkennung jeglichen Gesetzes überschreitet allen Glauben und nur Einiges möge als specielle Angabe zum Belege obiger Behauptung dienen. So zählte das Jahr 1837 700 Todtschläge, und Hunger und Kälte hatten, nach officiellen Berichten, nicht weniger als 134 Menschen daselbst getödtet. Mord und Plünderung griffen immer mehr um sich. Unter den gröblichsten Mißhandlungen der Eigner wurden aus deren Häusern Geld und Waffen geraubt. Angesehene und reiche Personen wurden durch tägliche Drohbriefe in Angst und Schrecken gesetzt. So wurde am Sonntage, den 22. Juni 1845, 2 Uhr Nachmittags, als die Leute aus der Kirche kamen, ein Herr Booth auf offener Landstraße in seinem Wagen an der Seite seiner beiden Kinder, ganz in der Nähe einer dichten Bevölkerung und der Wohnsitze von Gentlemen, erschossen. Der Mörder entfloh über das Feld, doch Niemand dachte daran, demselben nachzusetzen. Alles eilte herbei, um die Leiche zu sehen und am nächsten Tage stellten sich an 2500 Menschen ein, um dem Trauerzuge zu folgen. Das vom Volke gleich einer geheimen Vehme verbreitete Schreckenssystem trieb viele Familien, von Priestern heimlich gewarnt, nach Dublin und der dortigen durch Militairmacht gesicherten Gegend.

Mittelst der Beichte erfuhren die Priester oft die dem Tode geweihten Opfer; Verrath der Beichte würde aber als Eidesverletzung ihr eigenes Leben in Gefahr gebracht haben, ohne die dem Tode Geweihten zu retten. Das Hauptunglück Irland's ist, daß Mangel an nährender Beschäftigung das irische Volk zu Verbrechen treibt, welche Leben und Eigenthum unsicher machen und daß eben diese Unsicherheit es behindert, Capitalien auf nährende Betriebszweige zu verwenden. — Zur Vergrößerung schon vorhandener Noth mißrieth 1845 die Kartoffelnernte gänzlich; so daß die Regierung als aushülfliches Nahrungsmittel große Parthien Mais zur Vertheilung unter die Armen nach Irland schickte. Allein die niederen Klassen setzten Mißtrauen in dieses Nahrungsmittel, ja viele fürchteten sogar, man beabsichtige, sie zu vergiften. Durch solche Mißernte bedingt wurden die Aussichten in diesem Jahre immer trüber, die Unruhen und Gewaltthätigkeiten nahmen auf eine schreckenerregende Weise überhand, so daß die Regierung sich endlich genöthigt sah, Militairverstärkungen nach Irland abzuschicken. Die Sterblichkeit nahm auf eine ungewöhnliche Weise überhand und fort und fort wurden Sterbefälle aus Mangel und Hunger berichtet. Bäckerläden und Magazine wurden zerstört, Gewaltthätigkeiten, ja selbst Mordthaten *) wurden häufiger denn je und die Truppen mußten oft Gebrauch von ihren Waffen machen, um das in Aufstand begriffene Volk zu bewältigen. Irland blutete an den härtesten Wunden und das Elend schien sich nimmer erschöpfen und leeren, wohl aber noch steigern und vergrößern zu wollen. In Schull in Irland verbaute ein Mann in Folge der Hungersnoth und da es ihm an Kraft und Ausdauer gebrach, dem gräßlichen Elende die Stirn zu bieten und er nirgend, nirgend Hülfe zu finden vermeinte, seine Hütte mit großen Steinen und verschloß sich auf diese Weise mit seinen beiden Kindern — ein lebendig Begrabener. Niemand achtete darauf, Niemand kümmerte sich um ihn. Nach Verlauf einiger Zeit gelang es jedoch dem einen der Kinder, etliche jener Steine zu beseittgen und

*) Parlamentsvorlagen weisen nach, daß in Irland vom 1. Febr. 1842 bis 1846 nicht weniger als 561 Morde, 180 Mordversuche mit stattfindender körperlicher Verletzung und 308 ohne körperliche Verletzungen vorgekommen seien.

hinauszukriechen. Mit Anstrengung gelang es dem halbverhungerten Geschöpfe zu den Nachbarn zu gelangen, denen es erzählte, daß ihr Vater sich nicht mehr um seine Kinder zu bekümmern schiene und schon seit zwei Tagen geschlafen hätte. Erst jetzt wurden die Nachbarn aufmerksam; man öffnete den vermauerten Eingang der Hütte wieder, in welcher man den Mann mit dem zweiten Kinde todt fand. Es war der Tag vor Weihnacht, als diese Hungers Gestorbenen zum Begräbniß nach der Stadt gebracht wurden. — In einem kleinen Bezirk wurden an 400 vor Hunger Gestorbene aufgezählt. In einem Schreiben hieß es: „Poetische Schriftsteller haben die Schrecknisse, Verzweiflung und Leiden während der Pestperiode früherer Zeit beschrieben, allein diese Gemälde der Einbildungskraft, so derb dabei aufgetragen sein mag, kommen den einfachen Berichten wirklichen Jammers und wirklichen Elends nicht gleich, welche die Tagsblätter uns fortwährend darbieten. Kräftige Männer verschmachten vor Hunger, schwache Frauen und hülflose Kinder sinken dahin aus Mangel an Nahrung, hungernde Menschen rufen nach Brot, bis der Tod sie verstummen macht; selbst die herkömmliche Sitte bei der Beerdigung muß man umgehen, die Unglücklichen müssen ohne Todtenkleid und Sarg bestattet werden“ u. s. w. Die rücksichtslose Härte mancher Gutsbesitzer bildet gegen solche Schreckensscenen den widrigsten Contrast. So antwortete ein Grundeigenthümer einem ihn um Unterstützung ansprechenden Armen: „Friß Gras!“ Wenige Stunden darauf war der Bettelnde Hungers gestorben. Das Nervenfieber richtete 1847 die fürchterlichsten Verheerungen an und raffte in Irland wie in England viele Hunderte von Opfern hin, größtentheils in Folge schlechter oder unzureichender Nahrung. Doch lassen wir den Vorhang über solche Trauergebilde menschlichen Elends fallen und geben uns der Hoffnung hin, daß es der Regierung gelingen werde, durch weise Verordnungen und zweckdienliche Maßregeln solch übergroßer Noth zu wehren. —

Daniel O'Connel's Wirken und Tod den 25. Mai 1847. Mit Recht dürfte bei dem so eben geschilderten Zustande Irland's der Menschenfreund fragen, ob denn bei den gegen Irland Seitens England vorherrschenden Beeinträchtigungen und Ungerechtigkeiten,

bei der in völliger Auflösung jedes legalen Zustandes begriffenen Bevölkerung Irland's es Keiner wagte oder vermochte, durch kühne Vertretung sich der unterdrückten Rechte anzunehmen und die verzweiflungsvollen Verhältnisse Irland's zu beseitigen. Der berühmte Name O'Connel's ist alsdann die beste Antwort. Er war der wahre Freund seines Vaterlandes, der kühne Held, welcher gewaltig gegen die Phalanx hereinbrechender Uebelstände und Ungerechtigkeiten mit dem schneidenden Schwerte seiner volksthümlichen, einzig in seiner Art dastehenden, feurigen Beredtsamkeit, mit einem gefühlvollen, an der Noth seiner Landsleute innig theilnehmenden Herzen erkämpfte. Des großen irländischen „Agitators," wie man ihn nannte, Aufgabe war es, im Aufgebote seiner besten Kraft, ohne Unterlaß und ohne Ermüden, den lastenden Druck zu mindern, England's Anmaßungen zu bestreiten, dem niedergebeugten rechtlosen Irland gleiche Rechte mit England zu verschaffen, die Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Da er das gegen Irland so starr und harte, unbeugsame England nicht zur Nachgiebigkeit und Zugeständnissen bewegen konnte, ließ er es den Kern und Stern seines Wirkens sein, die Union, die Irland an England gefesselt hielt, zu zerreißen. In seinen Repealversammlungen (Repealers, Widerrufer, d. h. der Union, Gegner der Union) die fast immer in vielen Tausenden von Zuhörern (man sprach von 2—300,000) bestanden, lief es in seinen naturwüchsigen Reden meist darauf hinaus, daß die Repealagitation nicht aufhören, aber durchaus in den Schranken des Gesetzes bleiben werde; er wolle keinen Bürgerkrieg. Würden aber die Repealers angegriffen, dann würden sie sich wehren und dann vae victis! (Wehe den Besiegten). Eine Procession, an dem Wagen des „Befreiers" vorbei, dauerte einst über 3 Stunden. O'Connel hielt seine Reden meist auf freiem Felde oder wo sonst es sich eben traf. Die Nothwendigkeit der Unionsaufhebung war der stete, stürmischen Beifall hervorrufende Refrain derselben. Er nannte sich Irland's Anwalt und Irland seinen Clienten. Er steht in neuester Zeit einzig in seiner Art da. Wegen Aufruhr, Empörung uud Hochverrath in England vor Gericht gezogen, wurde er doch bald freigesprochen und ins Parlament gewählt, wo er und seine Gesinnungsgenossen, der Schweif O'Connel's

genannt, den dermaligen Ministern viel zu schaffen machte. Weder Einschüchterungen, noch lockende Versprechungen konnten den festen, eisernen Willen dieses Volksfreundes, dessen Centralsonne Gerechtigkeit für Irland war, von seiner einmal betretenen Bahn abbringen. Nachdem das Leben durch eine lange Reihe von Jahren hindurch ihn so rauh angetastet hatte und die äußeren Stürme und das Alter die Gesundheit dieses sonst so kräftigen Mannes zu untergraben begann, ging er nach Italien, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um seinen merkwürdigen Zeit- und Glaubensgenossen den Papst Pius IX. von Person kennen zu lernen. Er sollte jedoch, so war es ihm bestimmt, nicht heimkehren. In Genua angelangt, zeigten sich Symptome einer unheilbaren Krankheit, welche den 15. Mai der irdischen Wallfahrt des greisen Pilgers ein Ende machte, ein Geschick, welches er mit so vielen berühmten Männern theilte, die, geistig und körperlich gebeugt, unter Italiens heiterem Himmel Genesung hofften, allein nur ihr Grab fanden. Allein O'Connel's Geist ist für sein Vaterland nicht gänzlich gestorben; seine Thaten leben fort und werden Früchte tragen. Sein berühmter Name verfällt der Geschichte und der Nachwelt. Der Tod überraschte ihn nicht; schon längst hatte er sich mit dem Gedanken an sein Ende vertraut gemacht, ja er sehnte dasselbe fast herbei. Als dieser gewaltige Geist seiner Hülle entfloh, war so wenig eine Spur oder ein Zeichen des Schmerzes oder Krampfes sichtbar, als „bei einem Säugling, der an dem Herzen der Mutter schlummert."

Portugal und Brasilien.

Verwandtschaftsverhältnisse der königlichen Familie. Die Familie stammt aus dem Hause Braganza. Johann IV. trat 1816 die Regierung an und starb 1826. — Johann's IV. Söhne sind: 1) Don Pedro, Kaiser von Brasilien. 2) Maria Theresia. 3) Isabelle Marie, 4) Don Miguel, geb. 1802. 5) Josephe vermählt mit dem Marquis v. Loulé. — Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, war zweimal vermählt, erstens mit Leopoldine, Erzherzogin von Oestreich, und zum zweitenmal mit Amalie von Leuchtenberg, Tochter Eugen Beauharnais'. Aus der ersten Ehe entsprossen: Donna Maria II. da Gloria, jetzige Königin von Portugal, geb. 1819. Diese war vermählt mit dem Herzog August von Leuchtenberg, ihrem Onkel, und nach dessen den 28. März 1836 erfolgtem Tode vermählte sie sich zum zweitenmal mit Ferdinand von Coburg. Sie hat 5 Kinder. Die zweite Tochter Don Pedro's heißt: Januaria, geb. 1821, die dritte Francisca Caroline, geb. 1824. Der jüngste Sohn heißt Don Pedro II., geb. 1825, trat am 2. December 1843 seine selbstständige Kaiserregierung in Brasilien an.

Beresford's Verwaltung. Rückkehr Johann's VI. aus Brasilien nach Portugal. Trennung Brasilien's von Portugal. Don Pedro I., Kaiser von Brasilien. Don Miguel's Usurpation. Kampf bei der Insel Terceira. Don Pedro landet in Oporto. Bruderkrieg zwischen Don Pedro und Don Miguel. Seesieg bei St. Vincent. Einzug Don Pedro's in Lissabon. Donna Maria's da Gloria Ankunft. Don Miguel's Vertreibung. Tod Don Pedro's 1834. Im Jahre 1807 war Junot auf Napoleon's Befehl in Portugal eingedrungen,

und, nachdem die französischen Adler aufgepflanzt worden waren, gab er Namens seines Kaisers die kurze Erklärung ab, daß das Haus Braganza, welches sich bei der Annäherung der Franzosen nach Brasilien flüchtete, durch solche Flucht auf alle Herrscherrechte resignirt und aufgehört habe zu regieren. Selbst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft zog der König Johann IV. es vor, in Brasilien zu bleiben. Während der Patriarch von Lissabon die Regierungsgeschäfte leitete, befehligte der General Beresford, ein Engländer, das Heer. Die Abwesenheit des Königs, so wie die eigenmächtige Handlungsweise Beresford's, der namentlich bei Besetzung der Stellen im Heer stets die Engländer begünstigte, bedingte eine allgemeine Mißstimmung, welche sich 1816 bei der Einschiffung portugiesischer Truppen nach Brasilien, woselbst sie den sich regenden, durch die Nähe der spanischen Colonien bedingten Geist des Aufruhrs dämpfen sollten, durch blutige Auftritte äußerte. Solche Erbitterung ermuthigten den von Beresford gekränkten, ja abgesetzten Generallieutenant Dom Gomez Freyre d'Andrade, den Sprößling einer der edelsten Familien Portugal's, sich an die Spitze einer über das ganze Land verbreiteten Verschwörung zu stellen, um das Vaterland von dem schmählichen Joche eines Fremdlings zu befreien. Durch eine Dame, die Vicomtesse de Juramenha, der Beresford seine Zuneigung geschenkt, indessen frühzeitig gewarnt, traf derselbe geeignete Gegenanstalten und ließ plötzlich die ihm bekannten Verschworeuen im ganzen Umfange des Landes gefangen nehmen und nach vorangegangener gerichtlicher Verurtheilung die Häupter derselben schmachvoll durch den Strang am 19. October auf dem St. Annenplatz hinrichten; sie wurden nach der Hinrichtung enthauptet, die Leichen verbrannt und die Asche ins Meer gestreut. Die Hinrichtung dauerte wegen der geschärften Nebenbestimmungen volle 7 Stunden. Das so schmähliche Ende so vieler Edlen erzeugte Anfangs Furcht und Ruhe, dann aber die äußerste Erbitterung. Die drohenden Anzeichen einer abermaligen Verschwörung veranlaßten Beresford zur Abreise nach Brasilien, um sich Verhaltungsbefehle einzuholen. Eine neue gelungene Umwälzung, der freilich erst nach manchen Kämpfen sich das ganze Land anschloß, führte die Abfassung der freisinnigen Constitution von 1820 herbei.

Eine Junta trat an die Stelle der königlichen Regentschaft und zog unter Jubel und Feierlichkeit in Lissabon ein. Der jetzt zurückkehrende Beresford suchte durch Drohungen einzuschüchtern, sah sich aber nach nutzlosen Bemühungen genöthigt, nach England zurückzukehren.

Das Gerücht dieses gelungenen Aufstandes und die Einführung einer der spanischen nachgeahmten freisinnigen Constitution, veranlaßte Brasilien zu gleichen Forderungen. Johann VI. bewilligte Alles; allein Furcht vor der wildbewegten, meist schwarzen Bevölkerung ließ ihn den Entschluß zur Rückkehr nach Portugal fassen. Er landete am 3. Juli 1821 in Lissabon und leistete den Eid auf die Verfassung. Don Pedro, des Königs Sohn war indessen in Brasilien als Reichsverweser geblieben. Eigenmächtige Eingriffe, welche in die Verwaltung der Colonien geschahen, und drohende von Portugal unternommene Kriegsanstalten zerrissen nunmehr gänzlich das Band, welches Brasilien an das Mutterland knüpfte. Don Pedro wurde 1822 den 25. September zum constitutionellen Kaiser von Brasilien ausgerufen und die Unabhängigkeit Brasilien's erklärt. Hiemit waren denn Portugal und Brasilien getrennte Reiche. Erst 1825 wurde die Unabhängigkeit Brasilien's durch Johann VI. anerkannt. Umsturzbestrebungen, welche Seitens seines zweiten Sohns Don Miguel in Gemeinschaft mit seiner ränkevollen Mutter, der Königin Carlotta eingeleitet und ausgeführt wurden, verbitterten die letzten Tage des Königs. Gleich nach einem ihm zu Ehren im Hieronymitenkloster gegebenen Feste erkrankte Johann VI. und starb den 10. März 1826, nicht ohne die Vermuthung, von seiner Gemahlin vergiftet zu sein. Don Miguel hatte schon früher das Land verlassen müssen und sich nach Wien begeben.

Don Pedro, dem es nach den bestehenden Gesetzen nicht gestattet war, zugleich Kaiser von Brasilien und König von Portugal zu sein, trat nun sein Thronrecht in einer am 2. Mai 1826 ausgestellten Akte an seine damals 7jährige Tochter Donna Maria da Gloria ab, unter der beigefügten Bestimmung, daß bei erlangter Altersreife sie sich mit ihrem Oheim Don Miguel vermählen solle. Fern vom Schauplatze der Ereignisse ließ Don

Pedro sich bestimmen, seinen Bruder Don Miguel bis zur Volljährigkeit seiner Tochter zum Stellvertreter und Regenten einzusetzen. Don Miguel kam nach Portugul, leistete den von ihm geforderten Schwur auf die von Don Pedro dem Lande gegebene Charte, warf indessen bald die Maske ab und ließ sich selbst, indem er das Scheinschauspiel aufführte, als tragen die Cortes ihm die Krone an, zum König proclamiren.

Da der Usurpator meinte, nur mit Gewalt und Furcht sich in seinen angemaßten Rechten behaupten zu können, verfolgte er alle Liberale und Anhänger der Königin, und war in seinen Strafen wie sonstigen Handlungen so grausam, daß Tausende von Unglücklichen sich genöthigt sahen, ihr Vaterland zu verlassen. Während dieser Zeit hatte Don Pedro seine Tochter Donna Maria nach England gesandt. Die von Don Miguel verfolgten Anhänger der Königin, die Liberalen oder Constitutionellen, flüchteten sich nun größtentheils nach Terceira, einer der Azorischen Inseln, die sich für die Königin erklärte und hier setzte Don Pedro einen Regierungsrath ein unter dem Vorsitze des Grafen v. Villaflor, der später den Titel eines Herzogs von Terceira, bekam und des Marquis Palmella und einiger andern. Von hier wollte man versuchen, eine Expedition gegen Portugal zu unternehmen. Don Miguel, entrüstet über die gewaltigen Anstalten seiner Feinde, beabsichtigte, deren Pläne durch kräftige Gegenmaßregeln zu nichte zu machen. Seine Flotte gegen Terceira lichtete endlich die Anker und segelte, von stolzer Siegeshoffnung geschwellt, über die stürmischen Pfade des Meers, bis endlich aus weiter Ferne der Ort ihrer Bestimmung aus dem Meere vor ihnen auftauchte. Es war Terceira. Am 11. August begann der Kampf, und wie heldenmüthig auch immer die Schaaren Don Miguel's ihr Leben in die Schanze schlugen und versuchten, an's Land zu gelangen, an den Felsen emporzuklimmen; es scheiterte; Villaflor, die Seele des Ganzen, ließ sie hinabstürzen in die Brandung des Meers oder bemächtigte sich derselben als Gefangene, so daß endlich die feindliche, miguelistische Truppe wich und die Fahne des Sieges auf den Zinnen Terceira's, welche Insel von jetzt an eine welthistorische Bedeutung bekam, als Siegesbanner wehte.

Welchen Eindruck diese Hiobsposten auf Don Miguel machten, bedarf kaum der Andeutung. Nichts desto weniger ließ er sich von seinem terroristischen System abbringen, und es gelang ihm, wie er es wünschte, den Tajo und die Straßen seiner Hauptstadt mit Blut zu röthen und um sich so die Stille des Kirchhofs zu verbreiten. So ließ er einen General Moreira und noch vier Andere, unter denen zwei junge Leute waren, von denen der jüngste noch nicht 18 Jahr, weil sie es gewagt, einen Aufstand zu bewerkstelligen, am 6. März 1829 unter gräßlich vorbereitenden Scenen hinrichten. Die Mutter und Schwester des einen jungen Manns starben aus Gram, auch die Gattin des trefflichen Moreiro starb in der Nacht vor der Hinrichtung. Am Tage der Hinrichtung fuhr das von Gold strotzende und mit Ehrenbändern und Sternen besäete Ungethüm zweimal bei dem Ort der Hinrichtung, woselbst die Köpfe und Leichname ausgestellt waren, vorbei, ob er wohl einen andern Weg hätte nehmen können. Indessen unbedeutend erscheint die secundenlange Qual der Hingerichteten gegen die Leiden der Gefangenen. In Oporto befanden sich 5000 Gefangene, unter denen 500 Weiber; in einem einzigen Gefängnisse in Lissabon 580. Der Aufseher dieses Gefängnisses, theils um sich das etwa verborgene Geld zu erpressen, theils um seine Rache zu kitzeln, erlaubte sich jede Art von Grausamkeit, ließ die Gefangenen hungern, gab ihnen ungesunde Kost, ja dessen Sohn steckte einmal aus Spaß einen mit Straßenschmutz bedeckten Stock in das Essen, wurde aber dafür von einem Officier, dem das Essen bestimmt war, mit Riesengewalt niedergeschleudert, darauf aber von seinem erbitterten Vater erstochen. Die Gefangenen durften die Wäsche nicht wechseln, allen wurde der Kopf kahl geschoren, damit man sie bei einem Versuche zur Flucht sogleich erkennen könnte; Viele lagen in den tiefen dunkeln Kerkern am Tajo, so daß sie, um vor dem eindringenden Wasser sich zu schützen, zur Zeit der Fluth sich auf die Tische flüchten mußten, weil das Wasser den halben Kerker ausfüllte. Man trennte die Gattin vom Gatten, das Kind von der Mutter. Eine Mutter durfte nicht einmal ihr 14 Wochen altes Kind bei sich behalten. Ein vierjähriges Kind wurde von seinen Eltern getrennt und oft gegen dieselben verhört. Die Gefangenen wurden körperlich ge-

mißhandelt, ein General im Kerker vergiftet, ein anderer aus dem Kerker geführt und von Banditen ermordet, und ein tapferer Capitain, der sich bei seiner Verhaftung zur Wehr setzte, vom Pöbel auf einen Karren befestigt und lebendig verbrannt! Don Miguel entblödete sich nicht in Anwandlungen von Zorn seine Schwester mit Füßen zu treten, ja einmal wollte er das Pistol auf seine jüngere Schwester Isabelle abschießen, welche sich aber kräftig auf ihn losstürzte und ihn zu Boden warf. Er ihr nach, schießt, trifft aber nicht sie, sondern einen alten Diener, der röchelnd in seinem Blute schwimmend seinen Geist aufgiebt. — Bezeichnend für Don Miguel ist, daß sein innigster Freund und erster Rath, sein nun als Vicomte von Queluz prahlerisch sich aufthuender, früherer Barbier war. Man berechnet, daß unter der usurpirten Regierung des Don Miguel 46,607 Menschen unglücklich wurden.

Im Jahr 1832, bis zu welcher Zeit die Regentschaft auf Terceira unter dem Grafen von Villaflor und Marquis Palmella für die Angelegenheit der jungen Königin sich thätig bewies, wurde die Sache zwischen den beiden feindlichen Brüdern Don Pedro und Don Miguil zu einem entscheidenden Ende gedrängt durch die seit jener Zeit erfolgte Abdankung des Kaisers Don Pedro von Brasilien und dessen darauf erfolgter Ankunft auf Terceira. Der Kaiser hatte nämlich bei den vorwaltenden schwierigen Verhältnissen des jungen Kaiserstaats, durch einheimische Kriege und innere Unruhen gedrängt, den Thron zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes Don Pedro II. niedergelegt. Er verließ Brasilien und kam nach Frankreich. — Durch vielfache Bemühungen am englischen Hofe erlangte es Don Pedro, daß ihm ein geschickter Admiral, Sartorius, zu Befehligung seiner in Terceira sich befindenden Flotte abgestanden wurde und er selbst begab sich, mit Zurücklassung seiner Gemahlin und Tochter in Frankreich, nach dieser Insel, um von hier aus der Legitimität seiner Tochter eine Anerkennung zu schaffen und Portugal aus den Händen seines grausamen Bruders zu befreien. Er wurde mit lautem Jubel empfangen und mit heißer Begeisterung sehnte sich die kleine Flotte, unter der Anführung des Exkaisers, der jetzt den Titel eines Herzogs von Braganza, dem Stammhause Portugals, an-

genommen hatte, nach Portugal's Küsten übergesetzt zu werden. Am 25. Junius 1832 lief die Flotte aus. Don Pedro hatte in einem Manifeste nochmals den Einwohnern Portugal's Donna Maria's unzweideutige Rechte auseinander gesetzt, und alsdann, da Don Miguel erwartete, daß sein Bruder sogleich auf Lissabon seinen Angriff richten werde, seine Fahrt nach der zweiten Hauptstadt des Landes, dem nördlicher gelegenen Oporto, gerichtet, um erst mehr Anhang im Lande sich zu verschaffen und Verstärkungen jeglicher Art an sich zu ziehen. Hier in Oporto setzte er sich fest, welches aber bald von Don Miguel belagert und dergestalt beschossen wurde, daß nur wenige Straßen von dem verwüstenden Feuer verschont blieben. Indessen rüstete sich alles zur Feldschlacht. Sie geschah. Don Miguel unterlag dem Bruder. Schimpflich mußte er nach Lissabon zurückziehen. Sein heftiger Grimm traf nochmals alle seine Gegner. Admiral Napier, der an die Stelle des wegen Zahlungsrückstände abgegangenen Admirals Sartorius getreten war, schlug noch dazu die miguelistische Flotte bei St. Vincent und erbeutete die meisten Schiffe jenes Geschwaders. Der Kampf am Bord der Schiffe war schrecklich. Napier hatte indessen bei Uebernahme des Oberbefehls der Flotte geschworen, in einem Monat in Lissabon oder todt zu sein. Don Miguel zog sich darauf gegen Norden und ließ so sehr seine Hauptstadt unbewacht und unbesetzt, daß es Don Pedro räthlich hielt, mit einer Flotte schnell die Hauptstadt zu nehmen. Allein noch ehe diese Flotte im Angesicht des Tajo erschien, hatte man die Abwesenheit des Usurpators benutzt, sich frei zu machen vom unerträglichen Joch. Man eilte von Gefängniß zu Gefängniß, 5000 politische Gefangene sahen das Licht der Freiheit wieder. Welch ein Jubel! Kein Verbrechen von Seiten der Constitutionellen trübte diesen Tag. Immer mehre verließen die Fahnen des Miguel. Donna Maria wurde als rechtmäßige Königin von Portugal ausgerufen. Schon am 28. Julius kam Don Pedro selbst nach Lissabon. Bei dem Fort St. Julien angekommen, zog sein Dampfboot die constitutionelle Flagge auf und feuerte einen königlichen Gruß. Hunderte von Fahrzeugen, mit blauen und weißen Fahnen geschmückt, ruderten dem Kaiser entgegen, die Luft erfüllend mit Lebehoch für Don Pedro und Donna Maria. Die britischen,

mit Flagen überdeckten Kriegsschiffe, die alle am Hauptmast Donna Maria's Flagge aufgezogen hatten, boten einen großartigen Anblick dar. Viele vornehme Beamten kamen in Barken herbei um den Kaiser zu begrüßen. Als man diesem sagte, daß Admiral Napier angekommen sei, eilte er ihm entgegen, ihn in seine Arme schließend, ihm dankend für den glorreichen Seesieg bei St. Vincent. Jetzt bestieg der Kaiser mit Napier, Villaflor, Palmella und Andere die königliche Staatsbarke, die von 80 glänzend gekleideten Matrosen gerudert wurde, welche den Kaiser mit einem donnernden Hurrah empfingen. Er war, als er Portugal verließ, 7 Jahre, Miguel 5 Jahre alt. Unter welch außerordentlichen Umständen kehrte er zurück! Von vielen Truppen geleitet, ging der Zug durch mehre Straßen; die Balcone der Häuser und Fenster standen gedrängt voll geputzter Damen; auf jede Weise sprach sich Freude aus. Sogleich begab er sich an das Grab seines Vaters, unter einem Thränenstrom ausrufend: Ein Sohn mordete Dich, der andere wird Dich rächen.

Die Nachricht dieser Catastrophe machte in Europa große Sensation. Donna Maria nebst ihrer Stiefmutter Amalie begaben sich aus Frankreich nach England. Sie wurden in Windsor feierlichst empfangen. Sie verließ alsdann unter dem Segensrufe der Einwohner die Rhede von Portsmouth und landeten am 21. September 1833 nach einer glücklichen Fahrt in Lissabon, woselbst sie mit großen Freudenbezeugungen von ihrem Vater, von dem Volke und der Armee empfangen wurden. —

Don Pedro war jetzt freilich in Besitz der beiden bedeutendsten Städte, Lissabon und Oporto, allein das umliegende Gebiet so wie das sonstige Land gehorchte dem Infanten. Die Geistlichen hatten nichts verabsäumt, den Exkaiser von Brasilien in das unvortheilhafteste Licht zu stellen, so daß den armen Landleuten im eigentlichsten Sinne des Worts die Haut schauderte bei dem bloßen Namen des Don Pedro. Indessen unterließen die tapferen Helden der constitutionellen Sache der jungen Königin, Saldanha und Villaflor, nichts, die Sache zu einem entscheidenden und für Don Pedro glücklichen Ausgang zu bringen. Don Miguel bot in seiner Grausamkeit Alles auf, um seinem Bruder zu schaden. So befahl er unter andern, alle bei Oporto sich findenden Wein-

und Brantweinmagazine zu zertrümmern und die Minen durch brennbare Schnüre, sogenannte Pulverwürste zu verbinden. In einem Augenblick flogen am 16. August Nachmittags 2 Uhr die ungeheuren Weinmagazine in die Luft, mit einer furchtbaren Explosion, der noch viele Schläge von Moment zu Moment folgten. Ein rother Strom von 1,512,000 Galonen Portweins stürzte von der Anhöhe in den Duero hinab, dessen Gewässer in einer ziemlichen Entfernung gefärbt wurden. — Don Miguel begab sich, stets in verzweifelter Gegenwehr, nach Santarem, von da nach Evora, wohin auch der aus Spanien entflohene Carlos, wie ein Wild gehetzt und verfolgt von Rodil, kam. Der Quadrupeltractat, der die Vertreibung beider Infanten aus der pyrenäischen Halbinsel herbeiführen sollte, bewirkte, daß Miguel sich der Nothwendigkeit fügte, sich für überwunden erklärte und sich nach Festsetzung eines bestimmten, jährlichen Gehalts, vom vaterländischen Boden entfernte. Bei Todesstrafe wurde ihm, als er sich einschiffte, um nach Genua zu segeln, die Rückkehr verboten.

So endete denn vorläufig der Zwist der beiden feindlichen Brüder. Allein es bedurfte, ebenso wie das empörte Meer nach einem Sturme noch wildbewegt wider die Küsten schlägt, noch eine längere Zeit zu völliger Beschwichtigung der beiden Parteien. Don Pedro füllte die Stelle eines Regenten, eines Vorstandes seiner Tochter, nicht aber eines Königs aus. Die ihm feindliche Partei fand vorzugsweise ihre Stütze in der Priestermacht. Diese mußte gebrochen werden, wollte Don Pedro sich einer sicherstellenden Ruhe erfreuen. Die unter Don Miguel's Usurpation wieder zurückgekehrten Jesuiten wurden deßhalb aufs Neue verjagt. — Auch außerdem fuhr er fort, in seinem Lande zu reformiren. Er berief bald darauf die Cortes zu einer allgemeinen Versammlung, hielt eine lange wohlgesetzte Rede, in welcher er auf den für seine Tochter zu erwählenden Gemahl hindeutete und so schien Alles jetzt eine freundlichere Gestalt zu bekommen. Ja wahrlich, diese freundliche Gestalt erschien als Verklärungs- und Todesengel für Don Pedro; denn die Hand der Parze zerschnitt den, wie es schien, so festen und kräftigen Lebensfaden des Helden und Vaters, am Abend seines errungenen Sieges, in den Jahren der besten Manneskraft.

Er ertrug das über ihn verhängte Geschick mit ruhiger Ergebung, Fassung und Geduld, übertrug, da ihm sein Uebel die Fortsetzung der Regentschaft nicht länger gestattete, die Pflichten der Fürsorge für das Reich den Cortes, welche alsobald die junge Königin in ihrem 13. Jahre für volljährig erklärten, trotz vielfacher Opposition. Don Pedro behielt die Festigkeit seines Charakters bis an's Ende bei. Er starb in den Armen seiner Gemahlin Amalia den 24. Sept. 1834 an einer Lungenkrankheit, erst 37 Jahr alt. Sein Herz wurde, während sein Leichnam der königlichen Gruft übergeben wurde, unter einem sich vor den Thoren der Stadt Oporto, das er so siegreich vertheidigte, erhebenden Hügel beigesetzt. Als Kaiser genoß derselbe eines sehr zweideutigen Rufes in Europa. Er liebte sehr die Musik, war selbst Componist, studirte seine verfertigten Compositionen selbst mit seinem schwarzen Musikcorps ein, wurde freilich hierbei oft heftig, so daß er mit seiner Peitsche oft in einer Anwandlung von Zorn den schwarzen Musikern über das Gesicht hieb, oder sie sonst mißhandelte. Er war ein geschickter Wagenlenker und meist fuhr er selbst mit sechs Pferden vom Bock aus, hatte aber auch einmal das Unglück, umzuwerfen, bei welchem Unglücksfalle die Insassen des Wagens mit leichten Contusionen davon kamen, er selbst aber durch den Sturz vom Kutschbock sich einige Rippen zerbrach. Am meisten und liebsten befand er sich bei den Pferden in den Ställen und wehe dem Diener, der in Pflege und Fütterung dieser Lieblinge des Kaisers nur das mindeste versah; er mußte die gewaltigen Fäuste des Kaisers fühlen. Hier war er Tyrann und viele Vorwürfe müssen ihm in seinem Verhältniß als Kaiser zur Nation gemacht werden. Man sah ihn meist ganz weiß und leicht gekleidet in Hemdsärmeln.

Donna Maria II. da Gloria, Königin von Portugal.

So gab den die Vorsehung auch diesem unglücklichen Lande eine jugendliche Königin, und obwohl damals erst 13 Jahre, zog man es vor, statt einer vormundschaftlichen Regentschaft lieber die Zügel der Regierung einem unmündigen und unerfahrenen Kinde

anzuvertrauen. Schon Salamo sagt: wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist. — Die bedeutendsten und einflußreichsten Männer, deren Hände das Steuer des Staatsschiffs anvertraut wurde, waren: Graf Villaflor, Herzog von Terceira, Marquis Palmella und Saldanha. Einst sollte die Königin mehre Decrete, welche ein ihr sehr befreundeter Minister, Freire, ihr vorlegte, unterzeichnen. Sie lehnte es aber ab, und als der Minister sie auf die Nothwendigkeit ihrer Unterschrift aufmerksam machte, weinte sie vor Aerger, stets im Zimmer umherlaufend und rufend: Ich will aber nicht, dann bin ich nicht mehr Königin, dann habe ich nicht meinen Willen! Als ihre während der Zeit herbeigekommene Stiefmutter ihr ihr Unrecht vorstellte, lief sie weg und klagte ihre Noth ihrer ersten Ehrendame, der Marquisin Ficalho. Diese sprach besser: Es sei eine Schmach, die Königin zwingen zu wollen; mit einer Reitgerte sollte man die Minister fortpeitschen. Laut lachend darüber, noch mit thänenden Augen empfing sie den Grafen Villareal, der da meinte, dann würden seine Collegen sogleich ihre Entlassung einreichen. Sie sagte: um so besser, dies wünsche ich; und nun erhielt Saldanha den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden.

Und doch hatte schon der Vater bei seinen Lebzeiten daran gedacht, diese junge unerfahrene Königin in die Bande ehelicher Verhältnisse zu schlagen. Die Königin sprach sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, für ihren Oheim, den Bruder der Kaiserin, den Herzog von Leuchtenberg, aus. Der Brautstand wurde proclamirt und war nur von sehr kurzer Dauer; die Vermählung wurde rasch betrieben, in München, wo sich der Herzog befand, in's Reine gebracht und am 1. December in Lissabon per procuram vollzogen. Der Herzog von Terceira vertrat hier die Stelle des Prinzen. Die Königin hatte vorlängst ihr 14. Jahr zurückgelegt!! — Eiligst machte sich der Prinz auf, begab sich über Ostende nach London, woselbst er mit allen Ehrenbezengungen aufgenommen wurde, und von hier aus zu seiner, in Entzücken schwimmenden, ihn mit der feurigsten Gluth einer tropischen Natur erwartenden und ersehnenden Braut. Am 25. Januar landete der Herzog unter dem Donner des Geschützes und grenzenlosem Jubel des Volks in Lissabon. Doch nicht zwei Monate waren verflossen,

als der Tod die kaum geschlossene Bande lösete. Am 28. März starb der Prinz, so sagt man, an einer in jener Gegend sehr gewöhnliche Halsbräune, welche bei Vernachlässigung sogleich einen bösartigen Charakter annimmt, in seinem 25. Lebensjahre, beseelt von mannichfachen Hoffnungen und Wünschen, die die Tiefe seines Herzens bedeckten. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, welches freilich nie ganz widerlegt ist, er sei vergiftet worden, und der Volksunwille sprach sich so heftig aus, daß Palmella, der dasselbe beruhigen wollte, fast das Leben dabei eingebüßt hätte. Allein auch folgende Umstände: Erhitzung auf der Jagd, Vernachlässigung der ersten Symptome, Unkunde der dortigen Aerzte, lassen den Tod des Herzog als ein natürliches Ergebniß erscheinen.

Kaum war der junge Gemahl indessen in die Gruft gesenkt, so drang man auch von allen Seiten in sie, auf eine neue Vermählung zu denken. Anfangs dachte man an den damals 19jährigen Bruder des verstorbenen Herzogs, Maximilian von Leuchtenberg, allein bald wandten sich die Blicke auf den Bruder des regierenden Königs der Belgier, Ferdinand von Coburg. — Die geziemenden Einleitungen wurden gemacht. Graf Villaflor vertrat in der zum zweitenmale geschlossenen Ehe per procuram die Stelle des jungen Prinzen und eine Fregatte wurde abgeschickt, um den jungen Gemahl der Königin von der englischen Küste, wohin sich Ferdinand begeben hatte, abzuholen. Am 8. April lief die Flottille in den Tajo ein. Die ganze Stadt war an den Fluß geströmt, während die zahllosen Handels- und Kriegsschiffe im Nu mit Flaggen bedeckt waren. Alsdann fuhr der Prinz in einem königlichen Wagen nach dem Palaste Necessidados, dem Wohnorte der Königin. Die Königin, deren ängstliche Gemüthsbewegung leicht begreiflich war, erwartete ihren jungen Gemahl ungeduldig auf dem Balkone des Palastes, von wo sie das Dampfschiff einlaufen und die jenem erwiesene Ehrenbezeugungen sehen konnte. Bald verkündete der Jubelruf des Volks seine Annäherung, und sie, mit jugendlicher Raschheit, begrüßt ihn durch das Eisengitter des Balkons mit freudigen Blicken und mit Handwinken, während er den Hut abnahm und galant ihr ungeduldiges und warmes Willkommen erwiderte. Als er aus den Wagen stieg, eilte sie rasch von dem Balkon in das Zimmer und nun trafen

Gemahl und Gemahlin zum ersten Mal zusammen. Nachdem sie mit einander gespeis't, kehrte der Prinz auf das Schiff zurück, während die Königin im Palaste blieb, um ihre letzten Wittwethränen zu weinen. Schon früh am andern Morgen, dem Tage der Trauung, am 10. April, war alles in Bewegung. Die Linientruppen und die Nationalgarde stellten sich in langen Reihen in den Straßen, wo der Zug durchkommen sollte, auf. Die Fenster waren bis zum obersten Stock besetzt.

Um 12 Uhr verkündete der Donner der Kanonen und das Geläute aller Glocken der Hauptstadt den Abgang der Königin aus dem Palaste, worauf der Prinz eilig das Schiff verließ und sich nach der Cathedrale begab. Unangenehmer Weise aber kam der Wagen der Königin noch nicht und er mußte über eine halbe Stunde lang vor dem großen Thore der Cathedrale die Dame seiner Liebe erwarten. Bald jedoch näherte sich die Königin. Nach herzlicher Begrüßung Beider bildete sich nun eine Procession, die der Patriarch von Lissabon eröffnete und in deren Mitte unter einem weißseidenen Thronhimmel, von Edelleuten getragen, die junge Königin von Portugal und Algarve an der Seite ihres blühenden Bräutigams wandelte. Der Bräutigam hielt die Hand seiner Braut. Eine Krone von Brillanten schmückte das Haar der Königin; sie war in weißen, golddurchwirkten Atlas gekleidet, eine Reihe von Damen trug ihre Tunika, und ihre Erscheinung gewährte einen eben so anmuthigen als prachtvollen Anblick. Auch der Prinz strahlte von Edelsteinen; er ging mit eben so leichtem als sicherem Schritt den Weg zum irdischen Glanze. Der Patriarch in glänzendem Ornate, eine mit Juwelen besetzte Mütze auf dem Haupte. ein bleicher ehrwürdiger Greis, unterstützt auf jeder Seite von einem dienenden Bruder, empfing das hohe Paar vor dem Altare. Hier ertheilte der Patriarch dem vor ihm knieenden Paar den Segen und ihre Hände wurden im Angesicht des Himmels auf ewig vereint. Die Königin begab sich auf den für sie errichteten Thron. Der Prinz, ihr junger Gemahl, stand ihr zur Linken. Nach Beendigung der Ceremonie verließen sie den Tempel, für immer vereinigt. In dem Staatswagen fuhren dann beide nach dem Palaste Necessidades unter dem schönen, aber melancholisch tönenden Glöckengeläute und von den Regimentsmusiken durch die

constitutionelle Hymne begrüßt, zurück. Das junge Paar wechselte unterwegs kein Wort. Nachts war Lissabon erleuchtet. Diese so eben geschilderte Vermählungsfeier ist ein Lichtpunkt in der portugiesischen Geschichte des Jahres 1836. Wir werden sehen, daß es nicht lange so bleibt, und daß hereinbrechende Stürme ihre Wuth loslassen gegen das eben verbundene königliche Paar. Sie wurden, eigentlich zu reden, nur eine Weile durch die Ankunft des Prinzen, der sich nun Fernando von Portugal nannte, unterbrochen.

Selbst als Ferdinand von Coburg auf der Rhede von Lissabon erschien, stritten noch die Cortes, ob man ihn zum Befehlshaber der Armee bestellen wolle oder nicht. Er hat auch später diese Stelle wieder niedergelegt. Auch er, wie früher Don Augusto, wurde einige Monate nach seinem Aufenthalte in Lissabon von einem gefährlichen Halsübel befallen. Das Gerücht hievon regte alle Gemüther auf und eine Besorgniß und Angst äußerte sich, die im Volke mit der Heftigkeit des südlichen Charakters sich aussprach. Ueberall fragte man nach dem Befinden des hohen Kranken, ja einen Deutschen, der zum Gefolge des Prinzen gehörte, bat man, dem Prinzen Betheuerungen der aufrichtigsten Liebe zu überbringen und ihn zu bitten, sich nicht der Luft auszusetzen, sich im Zimmer zu halten, keine Orangen zu genießen und kein Glas Wasser zu trinken, welches nicht die Königin selbst oder sein Arzt, Dr. Keßler, ihm reiche. Denn man wird ihn vergiften wollen, so meinte man, wie Don Augusto. Wir haben schon oben jenem Gerüchte widersprochen und aus natürlichen Gründen den Tod des Don Augusto hergeleitet. Durch die äußerst glücklich getroffene Wahl in Beziehung auf Dr. Keßler, seinen Leibarzt, scheint sich indessen dieses Halsübel bald wieder gelegt zu haben. Sein leutseliges und dabei höchst freigebiges Benehmen erwarb ihm immer mehr die Liebe seiner Umgebung.

Portrait der Königin. Es dürfte nicht unpassend sein, nun auch ein Bild von der Königin selbst zu entwerfen. Wie sehr Don Pedro, ihr erlauchter Vater, mag während seines späteren Lebens den Mangel an Erziehung und Ausbildung beklagt haben, so wenig hat er selbst doch in den früheren Jahren seiner Herrschaft für die Ausbildung der Anlagen, für Weckung richtiger

Gefühle, für Hinweisung auf äußeren Anstand, Sittlichkeit und Schicklichkeitsgefühl bei seiner Tochter gethan. Er scheint seine Lieblingstochter, wenn auch zuweilen mit hastigem Ernste, ja heftigem Zorne, nicht aber mit der dieser jungen Dame nothwendigen Consequenz behandelt zu haben. Wie es bei heftigen Gemüthern oft sich findet, so ging sein Zorn, wenn er sich gelegt und er nun zur Einsicht gekommen, daß er zu heftig gewesen, in die zärtlichste Besorgniß und erniedrigende Liebe über. Schon in ihrer früheren Jugend betrachtete er sie als absolute Monarchin eines Reiches und lehrte sie deßhalb nie, ihren Willen zu unterdrücken und bezähmen, so daß sie nun, wenn sich heftiges Begehrungsvermögen zu ihrer heftigen Leidenschaft gesellt und Widerspruch sich ihr zeigt, in das starrste Bestehen auf ihre Willensmeinung, in den heftigsten oft mit Thränen vermischten Eigensinn übergehet und eine Charakterlosigkeit sich äußert, die ihr bei ihrer Stellung als Königin schon sehr theuer zu stehen kam. Oft ist sie ausgelassen munter und muthwillig, ohne ihrem oft tollen Treiben Fesseln anzulegen. Selbst einflußreiche Geschicke, wie sie diese junge Dame schon erlebte, wovon sogleich die Rede sein soll, ertrug sie mit oft bewunderungswürdiger fröhlicher Gleichgültigkeit. Erscheint sie im Theater, umgeben von ihrem Hofstaate, an der Seite ihres Gemahls, so ist sie voller Leben und Bewegen, wie ein ausgelassenes, unbeaufsichtigtes Kind. Sie glaubt, ihr stehe alles gut und sie dürfe sich alles erlauben. Ueber den Gruß des Volks aus dem Parterre lacht sie, über feinere Bemerkungen lacht sie, über gleichviel, ob traurige oder fröhliche Scenen lacht sie und bei einem wirklichen Lustspiel, wo es etwas zu lachen giebt, übertönt sie mit ihrem Gelächter die Baßgeige und Violine, Trompeten und Hörner so sehr, daß ein allgemeines Lachschauer das Publicum bewegt, und viele thränenden Blicks, mit in die Seiten gestemmten Händen, gewissermaßen als Accompagnement in ihre ausgelassene Lustigkeit mit einstimmen. Das Theater wird wegen solcher fröhlicher, ergötzlicher Scenen sehr frequentirt. — In ihren Erholungsstunden, und deren hat sie recht viele, treibt sie sich oft lärmend und schäckernd mit ihrem Gemahl herum und hat dabei oft so seltsame Späße, daß dieser hinter den anwesenden Hofdamen Verstecken

spielen muß. Sie immer ihm nach, bis am Ende alle Anwesenden in's Spiel gezogen werden und die Sache mit einem allgemeinen Tumulte sich endet. Vor Kurzem verfolgte sie den alten Don Laurenço de Lima von Zimmer zu Zimmer mit einer großen Scheere, in der Absicht, dem guten Manne die Rockschöße abzuschneiden. Dieser rettete sich indessen durch einen gewandten, schnell ausgeführten Rückzug und um doch nun diese Jagd nicht umsonst angestellt zu haben, kühlte sie ihr Müthchen an den großen Puff- oder Modeärmeln der jüngeren Ehrendamen, aus welchen sie große Stücke herausschnitt. Ihre Sucht nach Ungebundenheit und eine große Portion Selbstvertrauen haben sich in dieser frühreifen Königin nur um so mehr entwickelt.

Es ist ersichtlich, daß ein solch kindisches Benehmen allen vernünftigen Bewohnern der Hauptstadt als wenig für den Staatshaushalt des Landes ersprießlich erscheinen konnte; noch viel weniger indessen den Soldaten, die immer mehr eine Herrschaft zu begründen strebten. Der zu la Granja in Spanien 1836 ausgebrochene Aufstand (siehe unten) machte, als die Nachricht davon nach Portugal kam, einen großen Eindruck. Das eigentliche Motiv übrigens von einer sich zu Gunsten der Soldatenherrschaft allmälig bildenden Revolution in Portugal, soll ein kleines, an sich unbedeutendes Ereigniß gewesen sein. Ein Herr Pestos nämlich in Oporto hatte bis dahin das Alleinrecht des Handels mit Taback gehabt, und da die gesetzmäßige Zeit abgelaufen und er nun dieses Monopol durch namhafte Summen erneuern wollen, sei ihm ein Anderer, der noch bedeutendere Summen geboten, zuvorgekommen und habe die Erlaubniß erhalten. Höchst aufgebracht auf die Minister, suchte er die Soldaten zu gewinnen und regte diese gegen die Regierung auf. Die von Spanien eingelaufene Nachricht von dem gelungenen Aufstande in la Granja, brachte nun die Sache zur Ausführung. Man nennt deßhalb auch wohl diese Revolution spaßhaft die Tabacksrevolution. — Es ging indessen der Aufstand in aller Ruhe vorüber, auch kein Tropfen Blut wurde dabei vergossen. Fernando von Portugal wollte voll Eifer sich an die Spitze der Linientruppen stellen, um so die Nationalgarden im Zaum zu halten, um wenigstens nicht ohne Kampf geheiligte Thronrechte sich entreißen zu lassen. Man

hielt ihn zurück. Eine an die Königin gerichtete Adresse, worin ihr der Aufstand angedeutet und sie gebeten wurde, die der spanischen Constitution von 1812 nachgemodelte, freisinnige Constitution von 1820 anzunehmen, brachte sie zu dem augenblicklichen Entschluß, sich dieser vom Volke getroffenen Verfügung zu ergeben. Sie unterzeichnete und mußte außerdem noch erklären, daß sie zur Bestätigung der Annahme der Constitution von 1820 keineswegs und durch keinerlei Mittel gezwungen worden sei, sondern aus freiem Willen und aus Ueberzeugung dieselbe annehme. Sie mußte es am 15. October im Municipalitäts-Gebäude beschwören. Prinz Fernando schwur nicht, legte aber den ihm freilich wider seinen Willen übertragenen Oberbefehl nieder. Allein nicht sobald waren die in ihren Grundformen veränderten Regierungsformen zur Kenntniß der auswärtigen Mächte, besonders England's und Frankreich's gekommen, als eine alles bewachende Flotte französischer und englischer Kriegsschiffe sich im Angesicht der Hauptstadt aufstellte, um im Fall der Noth der Königin erfolgreiche Unterstützung anzubieten. Sie suchte deßhalb durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel eine Reaction herbeizuführen. Zu diesem Endzweck begab sie sich nach dem nicht weit von Madrid gelegenen Palast Belem, und nach genügender Berathung mit den Herren Saldanha, Palmella und Carvalho erklärte sie von hier, auch wohl sich stützend auf die im Hafen liegende verbündete Flotte, wie sie die Constitution von 1820 nicht anerkenne und jetzt die Charte Don Pedro's von 1826 wiederherstelle. Diese Reaction ging aber nicht ohne Blutvergießen ab. Prinz Ferdinand stellte sich an die Spitze seiner Truppen, um mit bewaffneter Hand der Königin Willen durchzusetzen. Zwei Tage dauerte das Gefecht in den Straßen von Lissabon. Der Sieg entschied sich endlich für das Volk. Da berief die Königin die Hülfe der englischen im Hafen stationirenden Flotte und ein Hülfscorps wurde nun an's Land gesetzt. Allein jetzt erst begann die Erbitterung und der Grimm des Volks gegen die Ausländer, sie trieben sie zu Paaren und die Königin sah sich in der höchst unangenehmen Nothwendigkeit, den Truppen der englischen Flotte zu befehlen, sich auf die Schiffe zurückzuziehen und somit scheiterte die Sache. — Die ganze Angelegenheit endete mit einem Vergleich, so daß die Constitution

von 1820 und die Charte des Don Pedro von 1826 eine Zusammenschmelzung erfuhr, in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der auswärtigen Politik zur Ruhestellung auch dieses Landes.

Die Zustände Portugal's in der neuesten Zeit vermögen nicht das Interesse des Lesers zu beanspruchen. Stets sich wiederholende Aufstände zu Gunsten der einen oder anderen früher gegebenen und beschworenen Verfassung, Anarchie, Finanzcrisis, Hungersnoth, das sind die klaffenden Wunden, an denen Portugal blutet. Die 1846 ausgebrochene Verschwörung hätte der Königin fast den Thron gekostet, hätte nicht ein von ihr nach der Quadrupelalliance *) beanspruchtes englisches Heer ihr Hülfe und Unterstützung gebracht. Die Finanznoth war in der letzten Zeit (1847) so hoch gestiegen, daß die Königin sich zu der Erklärung genöthigt sah, sich mit ihren Gläubigern mit etwas über 50 Procent abzufinden. —

*) Der Quadrupeltraktat ist eine zwischen Spanien, Portugal, England und Frankreich 1834 abgeschlossene Verbindung, worin die beiden letzten Reiche sich zur Unterstützung der spanischen und portugiesischen Regierung für Fälle der Noth verpflichten.

Spanien.

Einleitung. Ferdinand's VII. Charakter und Handlungsweise. Empörung des Quiroga und Riego 1819. Aufstand in Catalonien. Mina's Feldzug in Spanien. Die zwischen dem Könige Karl IV. und seinem Sohne Ferdinand VII. herrschende, und durch das Verhältniß des allmächtigen Friedensfürsten Emanuel Godoy zur königlichen Familie noch mehr sich steigernde Uneinigkeit benutzte 1810 der damals auf der Höhe und in der Blüthe seines Glücks dastehende Napoleon, um auch an diesem Lande seine eigennützigen Absichten und Zwecke zu erreichen, auch hier den Stamm der Napoleoniden hinzuverpflanzen und der rechtmäßigen, angestammten Herrscherfamilie ein Ende zu machen. Unter dem Vorwande, die zwischen Vater und Sohn herbeigeführten Mißhelligkeiten zu schlichten, ließ er Beide, die in unglaublicher Verblendung dem Rufe desselben Genüge leisteten, nach Bayonne kommen, um ihnen hier die Andeutung zu machen, daß der bislang in Spanien regierende Herrscherstamm der Bourbons aufgehört habe zu regieren. Er ließ Vater und Sohn, die, wie vom Donner gerührt, kaum das Unglaubliche glauben und eine solch empörend schmähliche Handlung dem Kaiser kaum zutrauen konnten, in engeren Gewahrsam nach dem Inneren von Frankreich hinwegführen, und drang nun für die entthronte Königsfamilie der spanischen Nation seinen Bruder, den bisherigen König von Neapel, Joseph, als König von Spanien auf, und besetzte dessen Stelle wieder mit dem nachher so unglücklichen Joachim Murat. Allein das Herz jedes rechtlichen Spaniers

lehnte sich gegen solche trügerische Gewaltthat und Anmaßung auf, jede Faser der bis zum glühendsten Hasse entflammten Spanier lechzte nach Rache; sich der Gewaltherrschaft wieder zu entziehen, im Aufgebote aller Mittel die sclavischen Ketten, womit er sie belastet hatte, zu brechen, war das einzige Gefühl des leidenschaftlichen Spaniers. Es bildeten sich einzelne Cortesversammlungen, welche 1812 eine höchst freisinnige Constitution entwarfen. Diese suchten den Franzosen entgegenzuwirken, verbündeten sich bald mit dem Todtfeinde Napoleon's, den Engländer und da diese ein bedeutendes Heer unter dem berühmten Wellington an's Land setzten, so wurden den Franzosen heftige Kämpfe geliefert, in welchen der bei Vittoria von den Engländern erfochtene Sieg entscheidend war. Endlich nach dem Sturze Napoleons wurde Spanien frei und in Liebe und Sehnsucht flog Alles dem jungen zurückkehrenden Herrscher Ferdinand VII. entgegen. O! welch schöne Hoffnungen, welch' seligen Träumen überließ sich die Nation und wie bitter wurde sie getäuscht. Dieser Ferdinand VII., der früher so viel Anlagen zu Regententugenden gezeigt hatte, war gerade das Gegentheil von dem, was man erwartete. Laune und gebieterische Willkühr waren der Character seiner Regierung. Statt die Herzen der Spanier, die ihrem angestammten Fürsten voll Freude und Entzücken entgegenschlugen, sich befreundet zu erhalten und seinen durch des Volkes Blut und Anstrengung wiedererlangten Thron mit freisinnigeren, der stets vorwärts schreitenden Zeit angemessenen Formen zu umgeben, so war es um so mehr für das Volk zu beklagen, daß er, der es weder vermochte, das Maß seiner Kräfte zu einer erforderlichen Höhe zu spannen, noch auch sich der unsichtbaren Fesseln zu entledigen, womit Erziehung, Gewohnheit und düstere Erfahrungen seinen Geist umschlangen, die in ihn gesetzten Erwartungen keineswegs befriedigte. Er selbst hatte, freilich nothgedrungen, der spanischen Nation bei seiner Absetzung den neuen Herrscher Joseph empfohlen und hatte die Spanier zur Treue und Liebe gegen ihn ermahnt. Aber sein finsterer, brütender Geist gedachte nicht mehr jener Zeit, ihm war die Zeit und der Stern des neuen Glücks herangebrochen. Er verfolgte nicht allein alle früheren Anhänger Joseph Bonaparte's, die man A f r a n c e s a d o s nannte, sondern auch alle Liberale mit

unsinnigem Hasse, vertrieb sie, vom höchsten bis zum niedrigsten Stande, Officiere und Civilbeamte, Weiber und Kinder vom vaterländischen Boden, der doch mit dem für ihren König versprützten Blute getränkt war. Besonders verfolgte er die Anhänger der Constitution von 1812. Sie wurden eingekerkert, unter die Folter geworfen, mit Ketten belastet und Henkerbeilen überliefert, während er sich eine Camarilla aus lauter Servilen d. h. Absolutisten bildete, die wie er die königliche Würde als eine durchaus unumschränkte, nur von der Willkür des Herrschers abhängige erkannten. Auch war eine seiner ersten Maßregeln die Wiederaufnahme der Jesuiten und die Wiedereinführung der Inquisition. Die constitutionell gesinnten Spanier, bestehend aus fast allen gebildeten Militairs, Staatsdienern, Gelehrten, Kaufleuten und Bürgern, vermochte die Herrschaft der dem Despotismus huldigenden servilen Partei, bestehend aus einem Theil des Adels, der Geistlichkeit und aus rohen Bauern, nicht länger zu ertragen.

Allgemeine, stets weiter um sich greifende Unzufriedenheit war die Folge. Militairverschwörungen schüchterten den schwachen Fürsten so ein, daß er aus Furcht alle Mittel aufbot, diese zu unterdrücken. Allein eine damals nach den im Aufstande begriffenen Töchterstaaten Amerika's, nemlich Mexico und die westindischen Inseln, abgesandte, von dem General Quiroga und dem Obersten Riego commandirte Heeresabtheilung steckte die Fahne der Empörung 1819 auf. Sie suchten und fanden Anhang, verbreiteten ihre freisinnigen Ideen immer weiter und erschütterten so sehr die Grundpfeiler des Thrones, daß König Ferdinand VII. einer 1820 entworfenen freimüthigen Constitution seine Zustimmung nicht versagen durfte. 1812 und 1820 sind für Spanien Freiheitsjahre, wichtige Jahre. Drei Jahre blieb der König in den engen Fesseln der Cortes. Ein französisches Heer unter der Anführung des Herzog von Angoulème befreite ihn indessen aus denselben und setzte ihn in der unumschränkten Fülle der Macht wieder ein (siehe Frankreich S. 18).

Zuförderst darf nicht übersehen werden, daß Spanien ein Land ist, in welchem wie in keinem andern die Religion und zwar die katholische Religion herrscht, welche, durch die dort in bedeutender Menge sich findende Geistlichkeit repräsentirt, tiefe, engherzige

und doch von der wunderbaren Kraft der Nichtaufklärung und des Aberglaubens umschlungene Keime in die Herzen des spanischen Volks gelegt hat. Die Religion und zwar die eigenthümliche Ansicht ihrer Kirche geht ihnen über Alles; für sie strebt die Geistlichkeit, rottet aus den Geist höheren Lebens, schlägt den Glauben in schmachvolle, engherzige Fesseln, und Antastung der äußeren Form heißt bei derselben Vernichtung des Lebensprinzipes des Glaubens. Da nun die Geistlichkeit einen so bedeutenden Einfluß auf das Volk hat und es in ihrem Intresse liegt, demselben das Licht höherer Erkenntniß zu entziehen, so ist es ersichtlich, in welchem traurigen, unglücklichen Zustand sich Spanien damals befinden mußte.

Die Parthei der gesammten Geistlichkeit nannte sich die Apostolischen. Da nun der Geistlichkeit daran liegen mußte, daß der König, der sich der Natur der Sache nach für die Geistlichkeit entscheiden muß, — denn einen andern König duldet das spanische Volk nicht — unumschränkte Gewalt, freie Willkür zum Handeln und einen von keiner Verfassung oder irgend einer andern Einschränkung umgebenen Willen, der nur für Religion, Kirche, oder, was damit eins ist, für die Geistlichkeit strebt, erlange, so haben die Absolutisten und die Apostolischen ein gleiches Interesse. Allein wie schon früher viele in der Schule des Auslandes gebildete, oder selbst geistige Bahnen sich brechende Männer auftraten, um den Absolutismus zu hemmen, ja selbst den König seiner absoluten Macht zu berauben, ist oben erwähnt. Freiere Ansichten, freimüthigere Urtheile hatten sich auf Spaniens Boden gebildet, die also bald in einen grellen Widerspruch mit der absoluten Regierung treten mußten. Der Sitz der Freiheit waren die dem benachbarten Frankreich angrenzenden Provinzen Catalonien und Aragonien. Der ganze Strich jener Gegenden war nämlich im wahren religiösen Eifer für Don Carlos, dem Bruder Ferdinand's VII., gestimmt; ja man hatte von hieraus dem König Ferdinand VII. sogar die Andeutung gemacht, daß er wohlthue, schon bei seinen Lebzeiten, da er damals keine Kinder hatte, seinem Bruder die Krone abzutreten. Diese Parthei nannte sich die Schwerbeleidigte, Agraviados und lehnte sich förmlich gegen die Regierung Ferdinands VII. auf. Dieser, über solchen Wider-

stand heftig erbittert, sandte, wie einst Philipp II., sein Vorfahr, nach den Niederlanden einen Alba, so den diesem an Blutgier und unerbittlicher Härte des Gemüths nicht unähnlichen Grafen Espanna dorthin, welcher auch mit seinem Blut- und Henkerssystem, indem er die Verdächtigen einkerkerte, sie in Galeeren schmieden oder die wirklich Schuldigen en masse auf dem Blutgerüste hinrichten ließ, die Ruhe und zwar die Ruhe eines Kirchhofs herstellte. Mehre gegen ihn von den erbitterten Cataloniern unternommene Mordattentate scheiterten. Trotz dessen nun, daß in Catalonien sich die apostolische Partei ausbreitete und die Anhänger des Don Carlos die Fahne der Empörung aufgesteckt hatten, so wurde dennoch eine von der liberalen Parthei von Frankreich aus an sie erlassene Aufforderung mit großer Freude aufgenommen. Diese erließ der schon lange vom spanischen Boden verbannte Mina. Früher in England, dann zur Zeit der Julirevolution in Frankeich lebend, sah er die Vernichtung aller liberaler Formen in seinem Vaterlande mit tief bekümmerten Herzen, bildete eine kleine Schaar, woran sich viele vom König früher Verbannte anschlossen und zog nun gegen die südliche Grenze Frankreichs nach Bayonne, woselbst der Sammelplatz der Liberalen war. Unter ihnen zeichneten sich Valdez, Quiroga, el Pastor aus. Von hier aus erscholl der Aufruf zur Freiheit, zur Abschüttelung des unerträglichen Jochs der Despotie und Willkür, zur Wiederherstellung einer freisinnigen Constitution. Die Catalonier nahmen diesen Ruf nicht sowohl weil sie eine in freieren Formen sich bewegende Constitution, sondern Rache, glühende Rache nehmen wollten, wegen der an ihnen verübten Greuelthaten Espanna's, freudig auf. Allein augenblicklich war auch Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, deren Anführer besonders Llander und Santos Ladron waren, in Bereitschaft, und da die engen Schluchten und Gebirgspässe den Liberalen kein günstiges Terrain darboten, auch Louis Philipp sich gegen sie erklärte, so wurden die kleinen Heere Mina's und Valdez überall, wo sie sich zeigten, geschlagen, ja Mina wurde einmal von der Uebermacht seiner Feinde fast erdrückt, so daß er sich zu dem schleunigsten Rückzuge in die Schluchten der Pyrenäen gezwungen sah. Ueberall von Feinden, die ihn suchten, umschwärmt, 2 Tage in steter Lebensgefahr, in den Gebirgen umherirrend,

beständig kämpfend, gelang es ihm endlich, den französischen Boden zu erreichen. Auf einem hohen Felsen, an dem er sich herabgelassen, fand man sein Pferd und seinen Mantel. Zum Tode erschöpft, entging er nur durch ein Wunder und durch Anstrengungen, welche bewirkten, daß seine alten Wunden wieder aufbrachen und er verschmachtend das Krankenbett hüten mußte, seinen Feinden. Die französische Regierung hatte die Grausamkeit, ihn von Gend'armen aus dem Bette reißen und nach Bordeaux schleppen zu lassen, damit nicht seine Anwesenheit an der Grenze der Insurrection neue Nahrung geben möchte. Dies ist das Ende des unglücklichen Feldzugs Mina's in den Pyrenäen.

Große Finanznoth vermehrte die Schwierigkeit der Lage des Königs. Die Schaar der königlichen Freiwilligen, die sich aus sich selbst geschaffen hatte, suchte sich den Befehlen des Königs zu entziehen, auf ihre eigene Hand zu agiren und sogar den König zur Abtragung des ihnen zu leistenden Soldes mit bewaffneter Hand zu zwingen. Auch durchzogen Räuberbanden das Land und verwüsteten es in ihren Raubzügen, ohne daß der König vermocht hätte, die nöthige Ruhe des Landes und die Sicherheit des Eigenthums herzustellen. Zu dieser sowohl in inneren als in äußeren Verhältnissen stattfindenden Noth und Verlegenheit, zu diesem Kampfe des Absolutismus und des Liberalismus, zur Finanznoth und dem Räuberwesen, wozu noch die unkluge Idee kam, Mexico, welches sich von Spanien losgerissen hatte, wieder erobern zu wollen, gesellte sich nun noch der Uebel Größtes, was eine Nation treffen kann, nämlich ein ganz Spanien verwüstender Bürger-, oder besser, Bruderkrieg, zwischen Ferdinand VII. und Don Carlos. Doch möge zur klaren Erkenntniß noch erst Einiges vorangehen.

Genealogie. König Karl IV. Sein Sohn König Ferdinand VII., geb. den 14. Oct. 1784 † den 29. Sept. 1833. Er war viermal vermählt: 1) mit der Tochter Ferdinand's I. (IV.) von Neapel, Marie Antoinette Therese. Sie starb den 3. Oct. 1806 kinderlos aus Kummer und Verdruß über die ihr von ihren Schwiegereltern bereiteten Kränkungen*); 2) mit der Tochter Johann's VI. von Portugal, Marie Isabelle

---

*) Sie soll vergiftet sein.

Francisca † den 26. Dec. 1818; 3) mit einer deutschen Prinzessin Josephine von Sachsen, Tochter des Herzogs Max zu Sachsen † den 17. Mai 1829; 4) mit der Tochter Franz I. von Sicilien, Marie Christine (jetzt vermählt mit dem Herzog von Rianzares Juan Ferd. Munnoz, früher Leibgardist, Sohn eines Tabackhändlers in Tarancon in der Provinz Toledo). Zwei Töchter entsprossen dieser Verbindung. 1) **Isabelle II., jetzige Königin von Spanien,** geb. den 10. Oct. 1830. 2) Marie Luise Fernanda.

Geschwister Ferdinand's VII.: 1) der Infant, nachherige Kronprätendent Don Carlos (Carl V.) geb. den 27. März 1788, jetzt Graf von Molina, lebt in der Verbannung. Er hat 3 Kinder. 2) Marie Isabelle, verwittwete Königin von Sicilien. 3) Franzisco da Paula. Dieser hat 9 Kinder. — Die Prinzen und Prinzessinnen führen die Titel Infanten und Infantinnen. Der jedesmalige Kronprinz heißt Prinz von Asturien. Der König heißt seit 1496 Katholische Majestät.

Das salische und das castilische Gesetz. Der Tod des Königs und dessen Testament. Schon aus den salisch-fränkischen Zeiten stammt ein Gesetz, welches freilich ursprünglich nur auf Privatgüter sich erstreckte, doch bald in den meisten Reichen in Rücksicht der Thronfolge eine Anwendung auf die Krone fand. Dies ist das salische Gesetz, welches in seinem 62. Artikel bestimmt, daß nie weibliche Thronfolge eintreten dürfe, sondern daß im Fall keine directe männliche Erben vorhanden seien, die Thronfolge auf den Bruder oder dessen männliche Erben überginge, überhaupt, daß irgend ein selbst in seinem Verwandtschaftsverhältniß weit entfernt stehender, männlicher Erbe der Tochter selbst des Königs vorzuziehen sei. Nun aber war es mit Spanien ein eigner Fall. In der letzten Hälfte des 15. Jahrhundert nämlich wurden die beiden Reiche Castilien und Arragonien, die früher von eigenen Fürsten regiert wurden, durch die Vermählung Ferdinand's von Arragonien mit Isabellen von Castilien zusammenverschmolzen. In Arragonien, dem unbedeutenden Theil, galt das salische Gesetz, nur männliche Nachfolge, in Castilien: das castilische, auch weibliche Thronfolge gestattend. In den nach-

folgenden Herrschern, so wie in dem 1823 verstorbenen Könige Ferdinend VII. vereinten sich übrigens beide Kronen, also auch beide Gesetze und da Ferdinand VII. ein absoluter, unumschränkter Herrscher war, so konnte er in diesem noch nie in der Staatengeschichte Spanien's vorgekommenen Falle willkürlich verfahren. Er stieß deshalb das salische Gesetz, nach welchem seinem Bruder Don Carlos die Krone und Nachfolge zufiel, um, und stellte das alte castilische Grundgesetz wieder her, wodurch also auch seinen weiblichen Nachkommen die Krone gesichert wurde. So behauptete nun Don Carlos sein Recht nach dem salischen Gesetze, während die Regentin Marie Christine für ihre Tochter Isabella II. die Rechtsgültigkeit des castilischen Gesetzes in Anspruch nahm. Aus solcher Quelle floß der später entstandene Bürgerkrieg.

Marie Christine, eine lebensfrohe, ganz dem südlichen Charakter getreue Dame hatte einen großen Einfluß auf den König, ja wußte ihn sogar zu liberalen Gesinnungen zu bewegen, die indessen durch die stets auftretenden, kleinen Aufstände der Liberalen wieder in den Rückgrund traten. Er hielt es seiner Würde angemessen, absoluter Fürst zu sein und da eben solche Meinung auch Don Carlos hatte, so gab es also zwei absolutistische Parteien, die Ferdinand's, die indessen dem castilischen Gesetz zugethan war, und die des Don Carlos, die mit Verwerfung dieses die Aufrechthaltung des salischen Gesetzes erkannte. Die diesen Parteien opponirende war nun die liberale, die ihren Hauptstützpunkt in der Königin Marie Christine fand. Der dem Absolutismus und zwar dem carlistischen Absolutismus ergebene Minister Calomarde verließ den König bei seiner sich damals einstellenden Krankheit nie und er in Verbindung mit mehren Geistlichen setzten dem Könige bei seiner Schwäche so zu, schilderten dem immer schwächer werdenden, sein Ende fühlenden Könige die Gräuel des nach seinem Tode losbrechenden Bürgerkrieges und die durch die Einsetzung des castilischen Gesetzes herbeizuführenden, hereinbrechenden Verwirrungen mit so grellen Farben, machten ihn verantwortlich für die Blutströme, die er selbst nach seinem Tode noch fließen machen werde, daß er sich, in der entsetzlichsten Angst seines Herzens, bewogen fühlte, auf seinem Todtenbette das castilische

Gesetz zu widerrufen. Wie groß war die Freude der Carlisten! Wie ein guter und böser Engel umstanden Calomarde für Don Carlos und Marie Christine für ihre Tochter Isabella das Sterbelager des Königs und Marie Christine zerfloß in Thränen bei dem nun eintretenden Tode ihres Gemahls, durch dessen so eben geschehene Erklärung ihre Tochter sich ihrer Successions-Rechte beraubt sah. Jubelnd stand die carlistische Partei und überhäufte selbst bei dem Todtenbette ihres Gemahls die junge Königin mit Schmähungen. Das Sterbezimmer des Königs glich mehr einem Freudenzimmer. Immer größer wurde der Zudrang und allmälig vermochte der Raum die jubelnde Menge carlistisch Gesinnter nicht mehr zu fassen. Als auf einmal ein leises der Brust sich entwindendes Ach wie Geisterton durch die Versammlung schleicht und dem Jubel wehrt. Man eilt zur Leiche des Königs und sieht, wie er plötzlich die Augen aufschlägt und starr die sein Lager Umstehenden anschaut. Es war nur ein Scheintod gewesen. Der König hatte Alles gehört, obwohl er nicht im Stande gewesen, die Bande des scheinbaren Todes, der Lethargie, von sich abzuschütteln. Man denke sich den Schrecken der Carlisten, des Ministers, aller Anwesenden! Nun über die eigennützigen Absichten seiner bisherigen Umgebung enttäuscht, entließ er sogleich das jetzige Ministerium, berief ein neues, an dessen Spitze Zea Bermudez, freilich auch ein Absolutist, trat, (denn den Liberalen sich in die Arme zu werfen, erlaubten selbst jetzt seine Ansichten nicht) und übertrug durch ein Manifest seiner Gemahlin Marie Christine während seiner ihn an Geistesarbeiten hemmenden Krankheit die Regentschaft. Eine seiner wichtigsten Regentenhandlungen war der Widerruf und die Aufhebung des salischen Gesetzes. Er gestand, daß man auf seinem Krankenlager ihn verantwortlich gemacht habe für alle durch seine Schuld hereinbrechenden Unruhen, ihm mit den höllischen Strafen einer anderen Welt dergestalt gedroht habe, daß er dadurch zum Widerruf des castilischen Gesetzes gedrängt sei. Er erkläre indessen feierlich, daß es seine unumstößlich feste, letzte Willensmeinung sei, in Erwägung, daß so viele Heldinnen ihm schon auf dem Thron vorangegangen seien, daß das castilische Gesetz wieder in seine früheren Rechte trete und seine Tochter Isabella die allein rechtmäßige

Thronfolgerin sei. — Bald erholte sich indessen der König wieder so sehr, daß es ihm möglich war, die Zügel der Regierung selbst wieder zu übernehmen. Er lebte dann noch fast ein ganzes Jahr und starb am 29. September 1833 an seinem gewöhnlichen Leiden, der Gicht und der Lungensucht. Nähere seinen Tod begleitende Umstände waren folgende: Um 1 Uhr in der Nacht fühlte er Hunger und aß nicht mit gehöriger Mäßigung. Diese Unbesonnenheit brachte ihm den Tod. Um halb 2 Uhr schien er einschlummern zu wollen und um seine Ruhe durch nichts zu stören, entfernten sich alle Anwesenden; selbst sein Leibarzt verließ das Zimmer. Die Königin, welche allein ihm zur Seite geblieben war, bemerkte einige Minuten nachher, daß der Ausdruck seines Gesichtes geisterartig wurde, daß Schaum aus seinem Munde floß und daß seine Augen sich convulsivisch öffneten und schlossen. Ueberwältigt von Schmerz rief sie nach Hülfe, die Diener eilten herbei, der Leibarzt ward sogleich gerufen; als er aber hereintrat, hatte der König bereits aufgehört zu leben. Er verschied in den Armen der Königin an einem heftigen Schlaganfalle. Der Leichnam des Königs wurde nun auf einem Katafalk dem Volke ausgestellt. Der König scheint zuletzt sehr gelitten zu haben. Der Leichnam war schwarz wie eine Kohle und in seiner Nähe war es trotz vielfacher Ansprützung unerträglich. Der Leichenzug fand am dritten Morgen nach seinem Tode um 6 Uhr Abends statt. Der Leichenwagen ward von sechs Maulthieren gezogen; das Gefolge bestand aus einigen Palastbeamten und alten Dienern, übrigens zeigte sich die größte Gleichgültigkeit. — Im Testamente des Königs verdienen folgende beiden Punkte einer besonderen Beachtung, nämlich erstens, daß Marie Christine zur Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit seiner Tochter Isabella II. bis zu ihrem 18. Jahr eingesetzt wurde, und zweitens, daß der Königin-Regentin ein Regierungsrath mit berathender Stimme zur Seite stehen solle, ohne daß dieselbe indessen in ihrer Willensmeinung sich jenem Rathe unterzuordnen genöthigt sei.

Regentschaft der Königin Marie Christine. Marie Christine behielt Anfangs das Ministerium Zea Bermudez *) bei.

*) Zea Bermudez war der Sohn eines Krämers aus Malaga, damals 60—63 Jahr alt. Man gab ihm wohl den Beinamen des Kahlen, weil er eine Glatze hatte.

Die Anhänger desselben nannten sich Zéisten. Indem die Regentin glaubte, auf diese Weise sich selbst an die Spitze der Absolutisten und somit der Apostolischen und Carlisten gestellt zu haben, wurde sie jedoch durch Soldatenaufstände bewogen, sich dem Liberalismus zu ergeben. Sie entließ den Zea und ernannte dafür den in seiner politischen Färbung mehr dem Volke zusagenden Martinez dela Rosa zum Premierminister, welchem dann später bei einer großen Finanznoth der bekannte Mendizabal folgte. Dieser wurde anfangs der Helfer aus der Noth, indem er mit Rothschild sowohl als anderen bedeutenden Handelshäusern angemessene Verträge abschloß. Durch den schon früher erwähnten Quadrupeltractat erhielt Spanien eine kräftige Stütze gegen Don Carlos, und Marie Christine suchte durch erweiterte Freiheiten des Handelsstandes, durch Wiedereröffnung der Universitäten, durch vernünftige, der Zeit angemessene Preßfreiheit dem Lande größeres Gedeihen zu geben. Auch erfolgte in dieser Zeit das durch seinen Inhalt und seine freisinnige Tendenz berühmte königliche Statut, woraus es einleuchtend wurde, daß Marie Christine sich in ihrer Gesinnung der liberalen Parthei hinneige und nun in dieser Parthei eine Stütze gegen die immer weiter um sich greifenden kriegerischen Bewegungen ihres Schwagers Don Carlos fand. Dieses königliche Statut, eine persönliche Arbeit des Martinez dela Rosa, begann mit der Erklärung, daß die Königin sich entschlossen habe, die allgemeinen Cortes des Königreichs zusammen zu berufen, um mit denselben das Wohl des Staats zu berathen. Dieselben sollten aus 2 Kammern oder Ständen bestehen, in denen Proceres oder Pairs, wozu die vornehmsten Geistlichen des Reichs, Erzbischöfe und Bischöfe, so wie die bedeutendsten weltlichen Würdenträger gehörten und den Procuradores oder Deputirten der Nation. Zur Gültigkeit eines Gesetzes war von jetzt an die Genehmigung der beiden Kammern und die königliche Sanction erforderlich. Abgaben und Steuern konnten nur mit Bewilligung der Cortes auf Vorschlag des Königs auferlegt werden. So hoffte man denn, da auch aus den Hauptquartieren der königlichen Generäle ziemlich günstige Nachrichten einliefen, da Mendizabal durch seine gewandte Politik der Finanznoth abzuwehren sich bemühte, das Heranbrechen einer schönern Zeit. Man fing

an, die ergiebigen Silberminen Spanien's, die man seit der Eroberung Mexico's vernachlässigt und unangebaut gelassen hatte, mit Glück wieder auszubeuten. Auch zog man aus dem Handel mit Mexico guten Vortheil, denn diese früher von der spanischen Regierung abhängigen Provinzen hatten sich in Folge der allgemeinen amerikanischen Gährung frei gemacht, Ferdinand VII. hatte selbst einen sehr kostspieligen, aber in seinen Folgen unheilbringenden Kriegszug veranlaßt, Marie Christine indessen die Unabhängigkeit des Landes von dem Mutterstaate anerkannt und vortheilhafte Handelsverträge abgeschlossen. Das große Vertrauen übrigens, welches man in Mendizabal gesetzt hatte, die ersehnte Hoffnung einer allgemeinen Rettung aus der Noth ging keineswegs in dem erwarteten Maße in Erfüllung. So gab er besonders den Befehl, alle Klöster in Madrid zu schließen. Die Mönche wurden zu ihren Familien zurückgeschickt. Diese Handlung, welche übrigens doch nur die Absicht klar an den Tag legte, sich der in den Klöstern seit vielen Jahren angehäuften Schätze zu bemächtigen, erregte allgemeine Mißbilligung, besonders auch durch die Art und Weise, wie sie geschah. Er schickte nämlich mitten in der Nacht, ohne vorher auch nur die leiseste Andeutung gegeben zu haben, Commissarien in die Klöster, ließ den Mönchen befehlen, dieselben zu verlassen, hüllte sie in die Tracht der Weltgeistlichen und so zogen nun in der Stille der Nacht die Unglücklichen mit unsicherem Gange aus ihrer früheren Behausung, fürchtend, daß ihrer selbst auf der Straße noch Schrecklicheres, vielleicht gar der Märtyrertod harrte. Ferner sah man, wie die hölzernen Altäre zu Brettern zertrümmert aus den Kirchen geschleudert, Crucifixe und Marienbilder bunt durcheinander geworfen und zertrümmert auf dazu bereitstehende Wagen verpackt wurden. Die Menge sah mit Jubel dem Aufpacken der Kirchengeräthe zu. Plötzlich fiel der ganze Haufe auf den Klang eines kleinen Glöckchens zur Erde und man hörte nichts als die gegen die Brust gerichteten Faustschläge. Gott geht vorbei! so sagen die Spanier, wenn die geweihte Hostie über die Straße zu einem Kranken getragen wird. Als der Klang des Glöckchens verhallte, begann das rohe Jubeln von Neuem. Auch mit den Nonnenklöstern verfuhr man auf ähnliche Weise. Beiläufig möge erwähnt werden, daß in Spanien die an England erinnernde

Sitte herrscht, um dem ältesten Bruder die Hauptmasse des Vermögens zu lassen und so in ihm allein den Glanz der Familie zu erhalten, oft schon in früher Jugend andere Mitglieder der Familie dem Klosterleben bestimmt werden. Diese werden alsdann schon in zarter Kindheit der Pflege der Klöster übergeben und erscheinen auch in der dem Kloster zustehenden Kleidertracht auf öffentlichen Spaziergängen; die kleinen oft 4—6jährigen Mönche mit der Tonsur, und die kleinen Nonnen in ihrer klösterlichen Verhüllung nehmen sich seltsam genug aus. — Auch dem Räuberwesen konnten noch immer nicht bis jetzt die nöthigen energischen Maßregeln gewidmet werden. Selbst bis in die nächste Umgebung von Madrid, ja in die entlegeneren Viertel der Hauptstadt verbreitete sich Raub, Mord und jegliche Gewaltthat. Mußte doch eine Dame, die nach Madrid reisen wollte, sich Schutz und Sicherheit von den Räubern erkaufen, welche alsdann die Galanterie hatte, sie bis an die Thore Madrid's zu geleiten. — Um die Wirren Spaniens noch zu vermehren und die Verzweiflung den höchsten Grad erreichen zu lassen, so erschien auch noch die in schrecklicher Drohgestalt einherschreitende und überall Furcht und Entsetzen verbreitende Cholera. Alles gerieth in die äußerste Bestürzung; der Hof gab das allgemeine Zeichen zur Flucht der Reichern und Vornehmeren und alle Verbindungen wurden zwischen Ildefonso, wohin sich der Hof begeben hatte, und Madrid abgebrochen und strenge Grenzcordons gezogen. Der Jammer, das Elend und die Verzweiflung der untern Volksklassen erhielt noch einen furchtbaren Zuwachs durch den Ausbruch einer wilden Wuth, worin man die Veranlassung dieses großen Unglücks auf die Carlisten, Priester und Mönche, besonders aber auf die Jesuiten schob. Man erlebte daher die abscheulichsten Scenen, welche das darüber empörte Ausland an die Septemberscenen der neufränkischen Revolutionsperiode erinnerten. Eine Anzahl Jesuiten und Franziscaner, denen Vergiftungen Schuld gegeben ward, wurden, wo sie erschienen, in ihren Klöstern oder sonstigen Zusammenkunftsörtern, förmlich mit teuflischer Wuth und thierischer Begier abgeschlachtet. In mehreren Klöstern rettete man sich nur durch offenbaren Widerstand, indem man eine Art Belagerung abhielt. Die Thäter so wie die, welche dem Gräuel nicht zu wehren versucht hatten, wurden freilich später bestraft. —

Das Ministerium Mendizabal, welches dem auf dasselbe gesetzten Vertrauen nicht entsprach, wurde entlassen und dafür ein in der Staatsverwaltung noch wenig erfahrener Mannn, Isturiz, ernannt. Er war den liberalen Ansichten ergeben. Allein immermehr ging nun selbst das niedre Volk, die Liberalen oder wie sie in Spanien genannt werden, die Exaltados, darauf aus, der Regierung eine nur ihnen zusagende Stellung und Form zu geben. Besonders sehnte man sich nach der Wiederherstellung der ums Jahr 1812 gegebenen Constitution. Um nun die Königin zur Annahme dieserselben zu vermögen, brachen fast in allen Städten Spaniens, denen das königliche Statut noch nicht Freiheiten genug gewährte, Empörungen aus und die Constitution von 1812 war der allgemeine Ruf, worin selbst Mina so wie alle Liberale einstimmte. Liberale Verfassung und Cortes von 1812 bildeten den ewigen Refrain, welchen endlich die Königin Gehör geben mußte. Allein bis zur Annahme jener Verfassung gingen noch manche Gräuelscenen vorher und waren damit in ihren selbst nächsten Wirkungen verbunden.

Grundzüge der Constitution von 1812 waren: Spanien gehört dem Volke, nicht einer einzelnen Familie; die Souveränität ist beim Volke. Die Cortes versammeln sich jedesmal den ersten März in Madrid. Der Souverän hat sich ohne Waffen in die Eröffnungssitzung zu begeben. Ein Deputirter darf schlechterdings keine Belohnung, Würde oder Pension von der Regierung annehmen. Der Monarch darf nicht Krieg erklären oder Frieden oder sonstige Verträge abschließen ohne Einwilligung des Staatsraths. Weigert die Regierung ihre Genehmigung zu einem von den Cortes beschlossenen Gesetze, so muß sie ihre Gründe dafür angeben und zwar bei Strafe als einwilligend angesehen zu werden, in 30 Tagen. Das von ihr verworfene Gesetz kann in der folgenden und in der dritten Session wieder vorgebracht werden und wird es auch in der dritten genehmigt, so ist es Gesetz troß des Widerspruchs der Regierung. Alle 7 bis 8 Jahre wird die Verfassung zum Zweck etwaiger Verbesserungen revidirt. —

Aufstand in Madrid. Ermordung des Generals Quesada. Diese Constitution nun war es, die man überall ersehnte und zu deren Erlangung man Alles aufbot. Der Zunderstoff lag in allen bedeutenden Städten Spaniens vorbereitet. In Barcellona,

Valencia, Saragossa, Granada, Cadix, Leon, Sevilla verfertigte man Adressen an die Königin, die von Barcellona aus besonders von dem Helden Cataloniens, Mina, unterstützt wurden, um die Regentin zur Annahme derselben zu bewegen. In Madrid brachen ernstliche Unruhen aus. So eilte am 3. August ein Tamboar von der Nationalgarde durch die Straßen, Rappel schlagend, in der offenbaren Absicht, den zum Complott gehörenden Nationalgarden ein verabredetes Zeichen zu geben. Der Lärmmacher wurde sogleich festgesetzt; allein Viele der Nationalgarde hatten es schon gehört, eilten herbei, stellten sich in Reihe und Glied auf und mit dem lauten Geschrei: es lebe die Constitution! durchzog man einige benachbarte Straßen und kehrte auf den Marktplatz, woselbst sich die Casernen befanden, zurück. Alles war in Betäubung, die ruhigen Bürger schlossen die Läden und es entspann sich alsbald in den Straßen ein Gefecht. Der General Q u e s e d a, ein Anhänger der königlichen Regierung, ein Mann voller Energie und kriegerischem Gleichmuth, von edler, Ehrfurcht gebietender Gestalt, der mit dictatorischer Gewalt von der Regierung bekleidet worden war, eilt an der Spitze der der Regierung treu gebliebenen Truppen herbei, um die Empörer zu Paaren zu treiben. Durch seine energischen, zweckdienlichen Maßregeln stellte er bald die Ruhe wieder her, so daß nach kurzem Gefecht in den Straßen von Madrid die bewaffneten, meuterischen Nationalgarden im Rückzuge begriffen waren. Allein nachdem die Meuterer von der so eben erlittenen Niederlage sich erholt hatten, beeilte man sich, auch Rache zu nehmen an dem, dem das Mißlingen der Emeute zuzuschreiben war. Aller Haß leitete sich auf Q u e s e d a. Dieser mußte, um sein Leben zu retten, die Flucht ergreifen und versteckte sich Anfangs in ein Holzlager in der Nähe des Thores St. Barbara; als er sich hier jedoch nicht mehr sicher glaubte, entfloh er in Begleitung seiner Diener nach H o r t a z e l a, einem $2^1/_2$ Meilen von Madrid entlegenen Ort. Während er gerade einen Umweg um das Dorf machte, wurde er erkannt und von dem Alcaden und einigen Nationalgarden des Orts, nachdem sie einen der Bedienten getödtet hatten, zum Gefangenen gemacht und ins Gefängniß geschleppt. Sobald man dies in Madrid erfuhr, zog ein Pöbelhaufe, den man auf 3000 Menschen anschlug,

mit wildem Geschrei nach Hortazela hinaus. Als man in Ruhe und Besonnenheit ihnen vorhielt, daß Quesada ja nur als Soldat und Mann von Ehre seine Pflicht gethan und nur so gehandelt habe, wie seine ihm übertragenen Befehle lauteten, antwortete ein allgemeines Geschrei dieser blutgierigen Menge: Thut nichts, er muß dran! Quesada fragte, als der Mörderhaufen anlangte, besorgt: Sind Nationalgarden darunter? Als man ihm dieses bejahte, rief er: Nun, so bin ich verloren. Bald stürmte die Rotte herbei, stürzte sich auf das Gefängniß; die Thür wurde eingeschlagen, und mit unglaublicher Wuth rannte man auf Quesada los und obwohl der kräftige Mann sein Leben gegen diese Raubrotte theuer zu erkaufen versuchte, so machten doch zwei kräftig gegen seine Brust gerichteten Bajonettstiche dem Leben des unglücklichen Quesada bald ein Ende. Aber damit noch nicht zufrieden, wurde der Leichnam in Stücke gehauen und die Ueberbleibsel derselben nach Madrid getragen. Seine Ohren wurden in dem neuen Caffeehause, dem Sammelplatz der Revolutionärs, unter lautem Jubel festgenagelt, seine Finger in den Straßen der Hauptstadt herumgezeigt. Einige zeigten seinen Spazierstock, seinen Hut, die Fetzen seines Rockes und erzählten triumphirend die blutige Arbeit, wodurch sie diese Siegestrophäe erbeutet hätten. Scheußliche Gesänge, auf die Ermordung Quesada's gedichtet, wurden von Mädchen und Knaben in den Straßen gesungen, und höllische Harpyen schrieen auf dem Prado, dem Spaziergange der Madrider, die Fetzen seines Fleisches aus. -- Auch nach dem Sohne des unglücklichen Quesada suchte man, ohne desselben habhaft werden zu können. Seine Tochter befand sich damals grade in Paris in einer Pensionsanstalt, wo sie bei der Austheilung von Schulpreisen mehre derselben erhielt. Die Nennung ihres Namens erregte allgemeine schmerzliche Sensation.

Der Aufstand in la Granja den 23 — 26. August 1836. Durch den auf diese Begebenheiten folgenden Soldatenaufstand zu la Granja wurde die Königin-Regentin endlich gezwungen, die von allen Seiten ihr aufgedrungene Constitution von 1812 anzunehmen. Ein Regiment betrunkener Soldaten nämlich, unter der vorzüglichen Anführung eines Sergeanten Garcia, denn es nahm nicht Ein Officier daran Theil, begab sich unter lautem Geschrei

nach la Granja, um von der Regentin die Einwilligung zur Annahme der Constitution zu ertrotzen. Sie zogen vor das Schloß, belagerten dasselbe förmlich und als mehre bedeutende, angesehene Männer den Aufruhr zu beschwichtigten versuchten und nach den Officieren fragten, gab man diesen zur Antwort: „wir haben und brauchen keine Officiere, wir sind alle gleich; die Unterofficiere, die sind es, die das Ganze leiten,“ und nöthigte dieselben durch drohende Worte den Rückzug zu suchen. Das Geschrei und Gelärm dauerte indessen fort. Schon war eine kleine Pforte eingeschlagen, doch führte diese glücklicherweise nicht in das Innere des Palastes. Da fing man an, an dem Hauptthor zu rütteln, Flintenschüsse fielen; man drohte Kanonen zu holen und alles im Palaste niederzumetzeln, wenn die Königin die Constitution nicht annähme. — Die Regentin, welche mitten in dem allgemeinen Entsetzen eine bewunderungswürdige Festigkeit bewahrt hatte, gab Befehl, 12 der aufrührischen Soldaten vor sie zu führen. Sie fragte sie, was sie wollten. Die Soldaten antworteten: die Constitution von 1812 und Freiheit. Hierauf entspann sich ein langes Zwiegespräch; die Königin suchte den Soldaten begreiflich zu machen, daß sie selbst nicht wüßten, was sie eigentlich begehrten, und die Soldaten gaben zu, daß sie in der That diese Constitution gar nicht kannten; man habe ihnen aber gesagt, sie sei ganz vortrefflich, sie würde ihre Lage verbessern, den Salzpreis herabsetzen u. s. w. Unter solche mit ziemlicher Arroganz vorgebrachten Erklärungen mischten sich übrigens von Zeit zu Zeit Betheuerungen der Anhänglichkeit an beide Königinnen. Ein königlicher Officier, der entweder die Constitution nicht kannte, oder sich doch so stellte, als kenne er sie nicht, hielt ihnen vor, daß die Constitution Don Carlos mit Ausschluß seiner Nichte Isabelle auf den Thron beriefe. Den Don Carlos, entgegneten sie, wollen wir nicht, er ist ein Despot. Und wenn die Constitution beide Königinnen ausschließt, was thut's? Die Nation will sie einmal und wird sie zu behalten wissen. — Als übrigens später die Königin fragte, ob sie denn gar kein Vertrauen zu ihr hätten, schrien sie: Nein, nein. Habe ich euch denn jemals betrogen? Ein Soldat trat vor und sprach: Ihre Majestät haben mich betrogen. Ich kämpfte zu Mandigorria und Sie versprachen mir ein Kreuz. Das habe ich

nicht erhalten. — So war also die Königin in den Banden einer nichtsnützigen, verworfenen, betrunkenen Soldateska, welche sie stets bewacht hielt, so daß endlich die Königin sich genöthigt sah, den immer heftiger werdenden Forderungen durch Annahme dieser Constitution zu genügen und somit ihr königliches Ansehen durch solche Einwilligung zu Grabe zu tragen. Sie behielt kaum noch einen Schatten von Gewalt. Die Constitution wurde in Madrid proclamirt und der frühere Minister Isturiz entlassen und durch einen entschiedenen Liberalen, Calatrava, ersetzt. Heftige Bewegungen in verschiedenen Städten, so wie in Madrid dauerten noch fort. Zur Ehre der Constitution wurde ein Stiergefecht gehalten und die Stadt mußte drei Tage hindurch erleuchtet werden. Uebrigens soll der Schrecken in la Granja zu überraschenden Scenen Veranlassung gegeben haben. Mehre der vornehmsten Herren suchten vergebens die Mittel zur Flucht. Man rief zwar nicht mit Richard III.: mein Pferd, mein Pferd, sondern: meinen Esel, meinen Esel, 4000 Realen für einen Esel. Personen, die sonst nur in gestickten Uniformen, mit Ordensbändern und mit dem goldenen Schlüssel prangend erschienen, wanderten theils zu Fuß, theils à la Sancho Pansa, der Hauptstadt zu.

Calatrava war ein 80jähriger, rüstiger Greis, ein exaltirter Patriot, der den König Ferdinand VII. 1823 zur Abreise nach Sevilla bewog, um so sich in die Gewalt der Cortes von 1820 zu begeben. Er war sehr befreundet mit Mendizabal, welcher auch wieder in's Ministerium trat und zwar als Finanzminister. — Auf diesen in großen Nöthen sich befindenden Finanzminister Mendizabal fand sich ein sehr passender Volkswitz: nämlich die Verwandlung von Mendizabal in Mändle, zahl bald (Mänchen, zahl bald). Die Königin berief die Cortes und es schien jetzt wenigstens im Inneren der heftige Sturm sich gelegt zu haben.

Schauplatz des neuesten spanischen Bürgerkrieges. Schon früher nach dem Wiederaufleben und der alsdann folgenden Wiedergenesung des Königs hatte Don Carlos in einem durchaus freundlichen Briefe und damit verbundener amtlicher Anzeige die bestimmte und feste Erklärung gegeben, daß es ihm Leid thue, daß zwischen ihm und Ferdinand VII. jene Mißhelligkeiten ausgebrochen wären; daß es aber seine jetzige Stellung und die Sorge für

seine Nachkommen erheische, diesen die Rechte auf die Krone zu bewahren, deßhalb auch nie die Rechtmäßigkeit des castilischen Gesetzes anerkenne und anerkennen werde. Er ließ sich darauf König und zwar Carl V. nennen, umgab seine Person mit einem von ihm abhängigen Ministerrath und versuchte nun mit den Waffen in der Hand, die blutige Kriegsfackel in das leicht entzündbare Spanien zu schleudern, um seine und seiner Söhne Rechte zu erkämpfen. Besonders erklärte sich der Norden, die sogenannten Baskischen Provinzen, Biscaye, auch Andalusien und Catalonien für ihn, und auf eine wirklich empörende Weise verfuhr man mit denen, die es wagten, sich zu der Parthei der Regentin, die sich Christinos nennt, zu halten. Daß dieser Krieg ein so langdauernder wurde, rührte wohl daher, weil die Feinde fast nie in einer Hauptschlacht sich zu Gesichte bekamen und mehr ein Guerilla-Krieg in den Gebirgen geführt wurde. Entsetzliche Gräuel von Seiten der Carlisten verübt, waren im Gefolge dieses Bürgerkrieges, in welchem sogar Frauen, z. B. die alte Mutter Mina's, ebenso die des General Cordova, welche beide man gefangen genommen hatte, erschossen wurden. Es ist leicht zu ersehen, wie durch solche Gräuel die Gemüther auch der andern Parthei erbittert wurden und sie ihnen so ihre Unmenschlichkeit mit gleicher Münze bezahlten. So sind in dieser Beziehung die Schreckensscenen in Barcellona vom 4. Januar 1835 vorzüglich beklagenswerth.

Schreckensscenen in Barcellona den 4. Jan. 1835. Es waren nämlich mehre Carlisten, Soldaten und Offiziere eingebracht und in die Citadelle der Stadt gesetzt worden. Schon lange trug sich das Volk mit dem Gerüchte, als haben diese Carlisten die gräßlichsten Unthaten begangen, z. B. Frauen die Augen ausgestochen u. s. w. Als man diese nun mit einigen Jahren Deportation bestrafen wollte und dieser gelinde Urtheilsspruch bekannt wurde, eilten bewaffnete Banden durch die Straßen der Stadt mit dem Rufe: Tod den Carlisten! Beim Einbruch der Nacht wurden diese Rottirungen immer drohender; bald ertönte der Generalmarsch; die Truppen eilen herbei und maschiren nach den Punkten, wo die Haufen am zahlreichsten waren. Das Volk umlagerte den Palast der Generalcapitänerie und verlangte mit großem Geschrei, alle Carlisten sollten erschossen werden. General Alvarez,

um die Wüthenden zu beschwichtigen, versprach die Hinrichtung auf den folgenden Tag. Nein, heute, sogleich, schreit es von allen Seiten. Der General weigert sich. Plötzlich ruft es aus dem Haufen: Laßt uns die Citadelle stürmen. Tausend Stimmen brüllen dies nach. Leitern werden gebracht und in den Gräben aufgestellt, die Wachen werden überwältigt und die Citadelle wird mit Sturm genommen. Siegestrunken stürzen die Wüthenden nach der Wohnung des Gouverneurs, der die Nachricht von dem Sturme fast erst von den Siegern selbst erfahrend, die Schlüssel zu den Gefängnissen ausliefert. Der erste Gefangene, der unter den Händen dieser Cannibalen sein Leben aushauchte, ist der Reiteroberst O'Donnell. Seine Leiche wird hoch von den Wällen herunter unter die Menge geschleudert, die vor Freude und Wuth brüllend, sich über die blutige Leiche herstürzt, sie mit Stricken an den Beinen durch die Straßen schleift und bei dem Licht von Pechfackeln die verstümmelten Reste den Flammen übergiebt. Unterdessen dauerten in den Gefängnissen die gräßlichen Mordscenen fort; die Banditen morden die unglücklichen Gefangenen; in das Hülfegeschrei der Opfer und in die Flüche der Mörder mischt sich das brüllende Jauchzen des außerhalb stehenden Volks, das jeden Flintenschuß mit einem Hurrah begleitete. Die Zugbrücke war herabgelassen und, vollkommen Herr der Citadelle, setzt der Pöbel das gräßliche Gemetzel fort. Nachdem die Gefangenen alle gemordet sind, stürzen die Canibalen in die Krankensäle und auch hier entgeht keiner ihrer Wuth. Gegen 8 Uhr Abends hatte die Metzelei begonnen und noch um Mitternacht währte sie fort. Die Nationalgarde stand, Gewehr im Arm, gleichgültig da, ohne nur die geringste Miene zu machen, den Pöbel zu zügeln. Die Nacht über war die Stadt erleuchtet. Die Anzahl der Opfer belief sich auf mehr denn 100 Personen. Ebenso ist eine ähnliche Emeute vom 3. März, die in Valencia Statt fand, von einiger Bedeutung gewesen.

Anführer der Carlisten. 1) Zumalacarreguy, der ritterliche Obergeneral der carlistischen Heeresmacht, der später den Beinamen eines Grafen von Vittoria bekam, belagerte 1835 Bilbao, wurde hier tödtlich verwundet und starb bald darauf an seinen empfangenen Wunden.

2) Gomez, der abenteuerliche Nachfolger jenes, ein Aventurier, der den Krieg führt, weil er ihm Freude macht, unternahm einen seltsamen abenteuerlichen Zug. Von Barcellona nämlich ausgehend wandte er sich mit seinem Heereshaufen und Banden, von 4000 bis 5000 Mann, nach dem Süden, nach Valencia; von hier aus durchstreift er, immer verfolgt und immer wieder gerettet durch seinen kühnen Muth und seine überraschende Entschlossenheit, den ganzen Süden Spanien's, eroberte oder vielmehr zog beutemachend und sich bereichernd nach Sevilla, Cordova, Cadix, Gibraltar, von hier aus nach Estremadura, nach St. Just, Merida und Placencia, in die Manche, ganz in die Nähe von Madrid, dann westlich abspringend nach Leon, von hier im Norden sich wieder vereinend mit dem carlistischen Heer. Wie er übrigens gehaust, davon möge ein Schreiben eines Alcaden an den christinischen General Rodil, welcher Munition von ihm verlangte, zeugen. Er schreibt nämlich: Es ist mir unmöglich, die in Ihrer gestrigen Depesche verlangten 10,000 Rationen Wein, Fleisch und Brod zu Ihrer Verfügung zu stellen, denn Gomez hat trotz der tapfern Gegenwehr der Milizen und der Truppen unserer Stadt (Almada) sich ihrer bemächtigt. Die Stadt ist von den Carlisten geplündert, mehrere Häuser eingeäschert. Heute Morgen ist Gomez weiter marschirt; er nimmt alles Geld weg aus den öffentlichen Cassen, das Stempelpapier, Pferde, Ochsen, Waffen. Die Einwohner sind zu Grunde gerichtet, der Schaden ist nicht zu berechnen, selbst ihre Kleidungsstücke sind ihnen genommen worden. Ich kann ihnen diese verlangten Rationen um so weniger liefern, weil wir heute selbst nichts zu essen gehabt haben; Korn ist wohl noch da, aber wir können es nicht mahlen, weil die Carlisten alle Pferde aus den Mühlen mitgenommen haben. — Gomez führt wegen dieses Zuges den Beinamen des Unerreichbaren und Unangreifbaren. Das Sonderbarste ist übrigens, daß er diesen seltsamen Zug wie nicht leicht ein ähnlicher in der neuen Kriegsgeschichte vorkommt, unternommen und beendigt hat, ohne auch nur das mindeste für Don Carlos gethan zu haben, denn nirgends ließ er ihn als Carl V. proclamiren. In Madrid übrigens, wohin die Flüchtlinge mit Hab und Gut eilten, erregten die Nachrichten von dem immer

nähern Heranrücken des Gomez große Bestürzung. Die Minister saßen mit bleichen Wangen auf ihrer Bank und ein Fremder, der nicht gewußt hätte, daß jene Bank für die Leiter des Staats bestimmt war, würde auf den Gedanken gerathen sein, jene Herren seien zum Tode verurtheilte Sünder. Herr Mendizabal mußte dies fühlen, denn er setzte sich nicht zwischen seine Collegen, sondern hinter dieselben und ragte recht auffallend mit seinem colossalen Körper über die winzige Figur eines seiner Collegen, die unter einer ungeheuren Perücke fast verschwand, wie Saul unter den Propheten, hervor. Auch berieth man sich in dieser lamentablen Sitzung über die in Spanien so überhandnehmenden Räubereien. Alles nämlich, der nicht bezahlte Soldat, der Conscribirte, welcher nicht dienen will, der durch den Krieg ruinirte Bürger, die zahlreichen Leute, die früher von der Mildthätigkeit der Geistlichen lebten, Alles wirft die Flinte über die Schulter und sucht sein Brod auf den Heerstraßen. Das stets wachsende, allgemeine Elend, die Straflosigkeit und die Achtung, in welcher das Räuberleben bei dem Volke stand, drohten dieses Uebel zu einer verderblichen, alle Bande der Gesellschaft auflösenden Höhe zu erheben. Der Räuber wurde selten ergriffen und hatte er nur einige Piaster für die Gerichtsperson, so kam er leicht mit einigen Monaten Gefängnißstrafen davon. – Außer Gomez noch Villareal, Cabrera, Valdespina, Eguia und Andere.

Anführer der Christinos. 1) Mina. Von seinen früheren Verhältnissen wissen wir wenig, nur daß er aus einer ziemlich wohlhabenden Familie stammt, nicht aber, wie man sagt, eines Bauern Sohn ist. Wir wissen schon, daß er für die Liberalen thätig war, daß er zur Zeit Ferdinand VII. sich genöthigt sah, die Flucht zu ergreifen, worauf er sich nach Frankreich begab. Nach Spanien zurückgekehrt, sah sich Marie Christine, da sie in der liberalen Parthei eine Stütze suchte, genöthigt, den Mina zum Oberanführer der christinischen Partei zu erwählen. Er spielte zuletzt in Catalonien eine zweideutige Rolle. Später legte er die Commandostelle nieder und ist am 24. December 1836 gestorben. 2) Sarsfild, 3) Evans, ein Engländer, 4) Quiroga, 5) Rodil, 6) Alaix, 7) Narvaez. Ueber die drei letzteren noch Folgendes: Rodil, Kriegsminister, ein

stattlicher, etwas wohlbeleibter Mann, war früher wegen seiner ungemeinen Rührigkeit bekannt; selten schlief er anders als völlig angekleidet auf dem Feldstuhl. Ohne Talent konnte er sich eines erheblichen Sieges während seiner ganzen Laufbahn nicht rühmen. Leicht von Anderen geleitet und ohne Grundsätze war er geldgierig, ehrgeizig im Kleinen, dabei überaus kaltblütig im Gefecht und grausam gegen seine Untergebenen. General Alaix hat vom Sergeanten auf gedient; er war unter den Soldaten sehr populär, in seiner äußeren Erscheinung schmutziger und grimmiger wie einer. Ein ungeheurer, schwarzer Bart bedeckte den größten Theil des Gesichts, seine enorme Bärenmütze kommt ihm nie vom Kopf. Er ist der stärkste Mann im ganzen Heer. Von seinen Feldherrn-talenten schweigt die Geschichte. Narvaez, ein tapferer, junger mit strategischen Kenntnissen versehener Offizier. Ein Oberst soll einst über ihn geäußert haben: Kann man etwas Schöneres sehen als diesen Narvaez am Tage der Schlacht. Er ist stark und jovial, talentvoll, voll Zuversicht zu sich selbst. Seine Bravour ist unzweifelhaft, der Krieg sein Element; dabei hat er einen Appetit für 4 ausgewachsene Männer. Dieser Narvaez ist ein kräftiger Verfechter der christinischen Angelegenheiten, ist indeß, weil er späterhin in dem Verdacht stand, mit dem Don Carlos in geheimen Verbindungen zu stehen, von dem Schauplatz seines Wirkens abgerufen worden. Der schon genannte Alaix hatte der Regierung diese aus kleinlichen Absichten hergeleitete Idee beigebracht. Narvaez hat diesen dafür beim Kriegsgericht belangt und geäußert, er werde nicht mehr dienen, so lange Alaix einen Oberbefehl habe. Allein Alaix ist noch mehr befördert worden, so daß Narvaez nun gänzlich abdankte, allein von der Regierung zugleich die Weisung erhielt, Madrid in 24 Stunden zu verlassen. Narvaez stammt aus einer sehr alten Familie. Schon bei der Expedition des Cortes, bei der Eroberung von Mexico, kommt ein Narvaez vor.

8) Cordova. Auch von ihm wird ein nicht sehr vortheilhaftes Bild entworfen. Cordova, Herzog von Mendigorria, einem Orte, bei dem er einen Sieg erfochte, ist ein kleiner, übelgelaunter Mann, mit eingezogenen Schultern, in dessen Physiognomie kein tiefer Ausdruck, außer dem eines phlegmatischen Mißvergnügens liegt, der durch seine kleinen, jedoch blinden Augen, die ihm bei-

nahe das Ansehn eines Juden geben, noch vermehrt wurde. Seine Haltung und Geberden sind langsam und machen auf den Beobachter den Eindruck eines Mannes, der von irgend einer schleichenden Krankheit befallen ist. Seine Kleidung ist immer dieselbe; nachlässig und unreinlich. Sie besteht aus einem langen braunen Oberrock ohne Taille, aus einer scharlachrothen Weste, mit einer Reihe vergoldeter Knöpfe, die bis an's Kinn zugeknöpft werden, einem kleinen dreieckigen Hut, der unternehmend auf einer Seite sitzt und mit einer Kokarde verziert ist, ferner aus einem Paare nicht gar zu glänzender Beinkleider oder vielmehr langen Beinkamaschen, an denen ein Paar silberne Sporen klirren. Die rothe Weste scheint sein Lieblingskleidungsstück zu sein, denn er erscheint nie ohne sie, selbst bei besonderen Veranlassungen. Er trägt keinen Backenbart, sondern nur einen martialischen Schnurbart, der nachlässig wie Borsten über den Mund hängt. Mit einem Worte, wenn man Louis Fernandez de Cordova unter irgend einem zusammengelaufenen Haufen erblickte und nicht wüßte, daß es der edle Herzog von Mendigorria wäre, so würde man sehr versucht sein, ihn für einen mit der Auszehrung Behafteten zu halten. Daß er übrigens ein bedeutender Soldat ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Carlisten wegen des ihnen von ihm zugefügten Schadens seine Mutter erschießen ließen.

Der bedeutendste der christinischen Generäle ist übrigens Espartero, dem auch der Ruhm zu Theil wurde, den Bürgerkrieg zu Gunsten der jungen Königin Isabelle II. zu beendigen.

Belagerung Bilbao's und Einnahme den 24. Dec. 1836. Schon früher hatte Don Carlos, dem der Besitz Bilbao's in einer Gegend, in welcher er mit seinen Anhängern sein Bivouac aufgeschlagen hatte, sehr wichtig sein mußte, um doch nun einmal eine bedeutendere Stadt zu besitzen, zu wiederholten Malen versucht, sich dieses Stützpunktes zu bemächtigen. Zumalacarreguy bekam davor eine Wunde, woran er starb. Jetzt wollte Don Carlos versuchen, die Stadt seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Er, oder vielmehr Jene von ihm beauftragten Feldherren unter Villareal belagerten diese wichtige Stadt noch einmal, um dieses Bollwerk des Christinismus in jenen Gegenden in seine Gewalt zu bekommen. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, der Hafen

für alle Zufuhr gesperrt, rings umzingelt und die Stadt von einem solch furchtbaren Bombardement verwüstet (denn 9 Wochen hindurch wurde es beschossen). Hungersnoth und Seuchen richteten unter den Einwohnern Bilbao's die größten Verheerungen an. Bei Todesstrafe waren sie genöthigt, alle Lebensmittel, die sie in ihren Wohnungen hatten, herbeizubringen. Das Pfund Pferdefleisch wurde zu 2 Sch. 2 Pence, ein Huhn zu 1 Lstrl., 1 Sch. 8 Pence verkauft. Auf das Hülfegeschrei der Einwohner und bei der drohenden Noth, Bilbao in den Händen der Carlisten zu sehen, eilte Espartero, der Obergeneral der Christinos, schleunigst herbei, um möglichst die Stadt zu entsetzen, umzingelt alsobald ebenso den Villareal und die Carlisten, wie diese die Stadt einschlossen. Die Carlisten standen so zwischen zwei Feuern. Immer deuteten die Einwohner durch aufsteigende Raketen und telegraphische Zeichen dem Espartero an, daß die Noth aufs höchste gestiegen sei und daß er die Carlisten durch einen kühnen Angriff zur Aufhebung der Belagerung zwingen möchte. Allein, da ihm immer noch die Sache in ihrem Ausgange als zweifelhaft erschien, so ließ er durch eben solche Zeichen immer antworten, nur noch einen Tag sich zu halten. Wie Espartero nun seinen Angriff von der Landseite zu ordnen suchte, so die Engländer mit einer ziemlich bedeutenden Flotte von der Flußseite. Als nun schon am 22. Dec. auf die englische Flotte das Schießen begann, so versuchte dieselbe nicht allein dieses Schießen gehörig zu erwidern, sondern erzwang auch auf Böten den Uebergang über den Fluß, besetzte eine Brücke und ein Fort und hielt sich bis zum 24. Dec. Als auf eine nochmals geschehene Anfrage bei dem Gouverneur der Stadt, wie lange es sich noch halten könne, derselbe antwortete: nur noch 48 Stunden, begann Espartero am 24. Dec. den Kampf. Espartero führte seine Truppen, obgleich er krank und das Wetter fürchterlich war, unter Regenschauer und fortwährendem Schneegestöber mit seiner gewöhnlichen Bravour an. Der Kampf war mörderisch, besonders bei dem Uebergange über den Fluß und bei der Brücke Luchana, endete aber doch mit einem vollkommenen Siege Espartero's über die Carlisten. In einem kritischen Augenblicke stellte sich Espartero an die Spitze eines Bataillons und rief aus: „Kinder, seht auf mich, seht auf

euren General Espartero. Folgt mir für die Freiheit oder den Tod." — „Es lebe der General Espartero! Wir siegen oder sterben mit ihm," war die Antwort. Der Feind floh nach einem fürchterlichen Gemetzel. 20 Kanonen wurden erbeutet, 200 Gefangene gemacht. Bilbao wurde befreit. Auf dem glänzend weißen Schnee zeigten sich überall verstümmelte Leichname und Blut, das in Strömen vergossen wurde. Der Verlust der Carlisten betrug 1000 Mann, der der Christinos 800. Später wurden noch 860 Gefangene in Bilbao eingeführt. General Espartero begab sich von dem Capuzinerkloster aus nach Bilbao. General San Miguel, der Gouverneur, kam ihm entgegen. Die Generäle umarmten sich herzlich. Als sie die theilweise in Ruinen liegende Stadt betraten, stieg Espartero vom Pferde und ging zu Fuß, von den Segnungen des Volks begleitet, nach seinem Quartier. Er stattete dem brittischen Consul, so wie den brittischen Anführern für ihre kräftige Unterstützung, ohne welche ihm die so schnelle Einnahme der Stadt wohl schwerlich geglückt wäre, seinen Dank ab. — Unter den Anführern der Carlisten, nämlich Villereal und Eguia einerseits und Gomez und Moreno andererseits erhob sich über die Kriegsführung bei Bilbao ein Streit, so daß Don Carlos sich bewogen fühlte, sie des Oberamts zu entsetzen und Don Sebastian, seinem Neffen, denselben zu übertragen. Um aber diese beiden Parteien nicht gegen sich zu erbittern, gab er aus beiden Parteien einen, nämlich Villareal und Moreno dem Oberbefehlshaber Don Sebastian bei. Don Carlos zog sich nach Durango zurück. In Folge des für die Chrinisten so glücklichen Ereignisses der Wiedereinnahme von Bilbao war ganz Madrid erleuchtet.

Ist der Geschichtsschreiber der neuesten Geschichte Spaniens bis zu dem eben beendeten Abschnitte des nunmehr schon 5 Jahre sich hinziehenden, entsetzlichen Bürgerkriegs gekommen und läßt er im vorblickenden Geist den Vorhang sich aufrollen über den noch in Aussicht stehenden, 5 Jahre dauernden Krieg, so regt sich der Zweifel, ob solches Bild der Verworrenheit, der Auflösung aller Gesetzlichkeit, der tiefsten Sittenlosigkeit und der empörendsten Grausamkeit auch nur von einigem Interesse sein dürfte. Als Resultat dieses 7jährigen Bürgerkrieges (1833—1840), in welcher

der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite sich neigte, und bei den steten verwirrenden Hin- und Herzügen die Geduld des Betrachtenden höchlichst erschöpfend, stellt sich nur das heraus, daß der General Espartero, beibenannt der Siegesherzog, Graf von Luchana, denselben, durch Glück geleitet, beendigte. Unter dem Jubel der Menge hielt der Unbesiegte, wie man ihn auch nannte, seinen Einzug in Madrid und wurde später in Valencia wie ein König empfangen. Marie Christine dankte ab und begab sich nach dem gastlichen Paris, während nun Espartero zum alleinigen Regenten während der Minorennität gewählt wurde. Don Carlos und seine meisten Anhänger sahen sich genöthigt, über die Grenze nach Frankreich zu flüchten, woselbst er alsobald nach Bourges geführt und daselbst mehr als Gefangener behandelt wurde. —

Lage Spanien's. Es scheint fast außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen, von dem furchtbaren Unglücke dieses Landes uns ein richtiges Bild zu entwerfen. Mit einem Clima nud einem Boden, fähig fast jedes Product der Erde hervorzubringen, und einer wenigstens viermal stärkeren Bevölkerung, als seine jetzige ist, ein behagliches Dasein zu schaffen, voll reicher Bergwerke, mit einem Ueberfluß an inneren Hülfsquellen zu reichlicher und einträglicher Beschäftigung seiner arbeitenden Classen, mit einer ausgedehnten Küstenlinie und einer für den Verkehr ganz vorzüglich geeigneten Lage, die das Volk zu einer der ersten unter den handeltreibenden Nationen erheben sollte, war dieses herrliche Königreich dennoch fortwährend der Schauplatz der Apathie, der Erniedrigung und Verworfenheit; das Volk begnügte sich, von dem zu leben, was es mit der geringsten Mühe erlangen konnte, nicht wissend oder sich darum kümmernd, wie es seinen und seines Landes Zustand verbessern könnte, und zu diesem Allem kamen nun noch alle Gräuel des Bürgerkriegs, eine gänzliche Aufhebung aller Gesetze, Behörden und Regierung. Was die Achtung vor dem Gesetz, den Gehorsam gegen öffentliche Behörden oder jede andere Art von Subordination betrifft, so war die Regierung der Königin ein wahres Possenspiel. Jeder, der eine Flinte hatte und sie zu gebrauchen wagte, oder wer von einer der politischen Parteien oder der zahllosen Factionen, die es nicht nur in jeder

Stadt, sondern auch in jedem Dorf und Weiler gab, unterstützt wurde, oder mit ihnen in Verbindung stand, hatte volle Freiheit zu thun, was ihm gelüstete, und konnte ungestraft rauben und morden. Die einzige theilweise Ausnahme von diesem Stande der Dinge machten die wenigen großen Städte oder Handelsplätze, wo die Zahl der Ausländer oder der übrigen bei Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung betheiligten Personen stark genug war, um jenen Schurken den Daumen auf's Auge zu setzen. Oft sah man einen Mann oder eine ganze Abtheilung offen und am hellen Tage, mit ihren Flinten auf den Schultern, als ob sie von der Jagd heimkehrten, in ein Landstädtchen oder Dorf kommen, nachdem sie auf die kaltblütigste und überlegteste Weise einzelne Unschuldige oder auch wohl ganze Familien, entweder um sich zu rächen oder um zu rauben, umgebracht hatten; und obschon ihre Absichten vorher bekannt und von ihnen selbst kein Hehl daraus gemacht worden war, und der Mord zum Stadtgespräch ward, so wurden der oder die Verbrecher dennoch weder von den Behörden, noch von den Einwohnern zur Rechenschaft gezogen. Menschen, von denen es bekannt war, daß sie ein Dutzend Mordthaten begangen hatten, lebten im gewöhnlichen Verkehr mitten unter ihren Nachbarn, als ob sie unbescholten wären. Unter dem Vorwand, die Regierung zu unterstützen und ihre Feinde zu unterdrücken, oder sich der Sache des Don Carlos als des rechtmäßigen Thronerben anzunehmen, wurde jeder Theil des Landes von mordsüchtigen Schurken aus der Hefe des Volks und allen Landstreichern des Königreiches unsicher gemacht, welche wohlbewaffnet Einzelne oder ganze Familien überfielen, Häuser angriffen und plünderten, Reisende sowohl als friedliche Einwohner beraubten und jeden Ort, den sie heimsuchten, behandelten, als wären sie in Feindesland, wobei sie nur zu oft die verruchtesten und empörendsten Gräuel begingen. Kurz, das Sprichwort: „Gewalt geht vor Recht,“ fand in diesem unglücklichen Lande seine vollste Anwendung, und man kann den dermaligen Stand der Dinge nur mit dem vergleichen, was aus der Schreckenszeit der ersten französischen Revolution erzählt wird. Es war unmöglich, sich aus den großen Städten auch nur eine halbe Meile und aus den kleineren einen Steinwurf weit ohne bewaffnete Bedeckung zu entfernen und selbst

dann, wenn die Begleitung nicht stark genug war, oder das Unglück wollte, daß man einer an Zahl und Kühnheit überlegenen Bande in die Hände fiel, konnte man sicher sein, angegriffen und ausgeraubt und bei dem geringsten Widerstand wohl gar ermordet zu werden. In diesem Lande war keine Energie, kein Unternehmungsgeist, und weder öffentliche Rechtlichkeit noch Gemeinsinn zu finden. Jeder war entweder ganz in Apathie versunken oder suchte von der Unordnung Nutzen zu ziehen oder sorgte nur für sich selbst. Von solcher Gesinnung waren auch die Soldaten beider Parteien durchdrungen; sie kümmerten sich nicht im mindesten um ihr Vaterland, um ihre Landsleute oder ihre Partei, sondern Raub und Rachsucht schienen einzig ihr leitendes Prinzip zu sein, und ihre Anwesenheit wurde von denen, deren Freunde sie sich nannten, eben so sehr, wo nicht noch mehr gefürchtet, als von ihren offenkundigen Feinden. Keine Partei von beiden besaß die nöthige Energie oder Stärke, der anderen Herr zu werden.

So war denn nun der Bürgerkrieg in Spanien beendet. Doch Ruhe kehrte auch jetzt noch nicht in dem unglücklichen Lande ein. Leidenschaftliche Parteien theils für, theils gegen die Regierung traten noch immer kräftig hervor. Espatero versuchte zwar das Land zu beschwichtigen. Seine oft grausamen Maßregeln erbitterten jedoch nur noch mehr. Man legte seinen oft willkürlichen Handlungen die Ansicht unter, als strebe er nach selbstständiger Gewalt. Constitutionsverletzungen bedingten seinen Sturz. Er mußte fliehen und begab sich Anfangs nach Portugal, dann nach England. Marie Christine kehrte aus Paris nach Madrid zurück. General Narvaez fing an, eine bedeutende Rolle zu spielen. Isabelle II. vermählte sich, 16 Jahr alt, mit ihrem Vetter, dem Herzog von Cadix, Franzisco d'Assis, lebt indessen mit ihrem Gemahl in einem stets gespannten Verhältniß. Der Herzog von Montpensier, Louis Philipp's Sohn, vermählte sich mit der Infantin Luisa, wodurch demselben bei Kinderlosigkeit des königlichen Ehepaars sich eine Aussicht auf die spanische Krone eröffnete. Dies rief heftige Meinungskämpfe hervor. 1848 kehrte Espartero nach Spanien zurück.

Deutschland seit 1815.

Der heilige Bund. Der Sturz Napoleon's stimmte Aller Gemüther zu dem Gefühle der heiligsten, freudigsten Begeisterung. In edler Aufopferung zogen Tausende die Todesbahn in dem festen Vorsatze, lieber als freiwillige Opfer dem Tode zu verfallen, als ein elendes Leben unter der Knechtschaft und der scharfen Zuchtruthe der Tyrannei hinzuschleppen. Leipzig's, Waterloo's Gefilde zeugen von solch' aufopferndem Entschluß! Das dort vergossene Blut so vieler Edlen, es war nicht umsonst geflossen. Es hatte die allmählig gemorschten Stützen eines auf Selbstsucht gegründeten, die allgemeine Völkerfreiheit bedrohenden Thrones losgespült und den endlichen Zusammenbruch herbeigeführt. Erst dann athmete Europa und besonders Deutschland, dem die Unterdrückung vornehmlich galt, frei auf, als es den Riesen auf dem Felseneilande, gebannt an die Felsenklippe, woran sein politisches Leben versiegte, im fernen Ocean gefesselt und ihn der Obhut vorsichtiger, unbestechlicher Wächter übergeben hatte. Siegreich, wie im Triumph kehrten nun Alle in die heimischen Fluren zurück, im seligen Wiedersehen die umarmend, für deren Rettung ihr Herzblut auf dem blutgetränkten Gefilde zu verspritzen sie in den Krieg zogen. Aller Herzen schlugen der Freiheit Morgenroth entgegen, Alles jubelte und frohlockte, daß es Deutscher Begeisterung, Deutschem Einheitssinn, Deutschem Muthe, Deutscher Kraft gelungen war, Den niederzuschmettern, der es freventlich gewagt, Hand an die geheiligten Güter unseres Vaterlandes zu legen.

Eine neue Sonne ging nun über Deutschland's Fluren auf. Liebe zu den Herrschern, welche zu solch schönen Siegen geführt und mit Umsicht und besonnenem Verstande die schwierigen Angelegenheiten geleitet und so glücklich es hinaus geführt, belebte jedes deutsche Herz so wie die Herzen der Fürsten in wahrer, inniger Zuneigung den Völkern sich hingaben und Dank ihnen aussprachen für die Gefahren und Todeskämpfe, die sie für ihre angestammten Fürsten bestanden. Wie die Völker, so hatten auch die Fürsten aus den Drangsalen der Vergangenheit eine heilsame, das Gemüth derselben innig bewegende und heftig ergreifende Lehre empfangen. Nicht nur die Bande der Politik hatten die drei an der Spitze des Bundes gegen Napoleon stehenden Fürsten, Alexander von Rußland, Franz von Oesterreich und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, vereint, sondern auch durch herzliche Freundschaft waren die Gemüther sich näher getreten. Es war ihnen klar geworden, wie nicht ihre eigene Kraft und Macht den Zauber des bisherigen Weltbeherrschers gebrochen, sondern die Kraft, die von oben kommt. Sie erkannten in tiefer Bewegung deutlich den Finger einer Alles leitenden und zum glücklichen Ziele hinausführenden Weltordnung, welcher Fürsten und Völker unterthan seien. Ihr Herz erschloß sich, durch solche in Schmach und Erniedrigung durchlebte Zeiten der Vergangenheit veranlaßt, um so mehr den Gefühlen der Religion, welche Gefühle sich bei dem weichen Herzen Alexanders sogar bis zur Schwärmerei gestalteten. Bei der Erkenntniß der Nichtigkeit und Wandelbarkeit alles Irdischen suchten und fanden sie ihren Halt in Gott, in seiner ewigen Weisheit und Liebe. So gestaltete sich, namentlich auf Anregung des zartfühlenden Alexanders, unter den drei Fürsten ein Bund, zu dem auch alle übrigen Fürsten Deutschlands hinzugezogen werden sollten, in welchem der Grundsatz aufgestellt war, daß die Christusreligion und ihre heiligen Gebote die Norm für die Beurtheilung und Einrichtung der irdischen Verhältnisse sowohl für die Fürsten unter sich in der obersten Leitung ihrer Staaten, wie auch den Völkern gegenüber, sein sollten. Wie Gott der Vater Aller und Alle seine Kinder, so wollten sie die Väter ihrer Unterthanen, die Unterthanen sollten die von ihnen in Liebe geleiteten und geführten Kinder sein. Nicht die vergänglichen Vortheile einer engherzigen, einseitigen

Politik, sondern die durch die heilsame Christuslehre erlangten Gebote der Liebe sollte die Richtschnur und Vorschrift ihrer Handlungen sein. Solchen Geist und Sinn auch in den Herzen ihrer Unterthanen zu begründen und zur That zu entwickeln, war die Aufgabe, die sie sich gestellt. So sollte Friede und Einheit das Band sein, welches Fürsten und Völker umschlänge und das Glück und die Wohlfahrt Aller bedinge und ein einiges, auf Liebe basirtes Seelenleben das irdische Dasein zu einem himmlischen schon hienieden verklären. Dieser Bund, zu dessen Theilnahme alle europäischen Fürsten, mit Ausnahme des Sultans, wegen seiner Religion, und des Papstes, wegen seines voraussichtlichen Strebens nach Oberherrschaft, eingeladen wurden, wurde von dem Einen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung, von dem Andern mit gehässigem Hohne der heilige genannt und die Stiftungsurkunde den 26. September 1815 zu Paris unterzeichnet. England schloß sich gleich Anfangs von der Theilnahme aus. Wäre solcher Bund, wie ihn die Hochherzigkeit der Monarchen beabsichtigten, ins Leben getreten und zur freien Entwicklung unter Fürsten und Völkern gekommen, so würde ein heiliges Reich, freilich in einem andern Sinn wie das des Mittelalters, ins Leben getreten sein, ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Liebe, ein Reich, verbunden durch Völkerfamilien, in deren Schooß nur Liebe erblühte, und Neid, Hader Groll, Zorn, so wie selbstsüchtige Leidenschaften entfernt gehalten würden, wo Völker und einzelne Menschen im gemeinsamen edlen Wirken und Streben sich unterstützt und zu einem gemeinsamen, das Leben verschönernden Ziele hingewirkt hätten. Schon im Entwurfe und in der Anlage lag daher die Unzulänglichkeit der Entwicklung zur Realität. Schon der Weg zu solchem Ziele, die Mittel zu solchem Zwecke erregten Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten. Wenngleich die Fürsten im gemeinsamen Handeln auf dem zu Aachen 1818 gehaltenen Congreß zur Pacificirung Frankreichs, sowie durch die Verpflichtung, alle Angelegenheiten, die eine Störung des allgemeinen Friedens herbeiführen könnten, sich in übereinstimmender Gesinnung die Hand gereicht hatten, so zog doch der in sich zerfallene Zustand Deutschlands und die Art, wie derselbe zur Einheit und dadurch zur Stärke nach Außen und zum Gedeihen nach Innern gefördert

werden könne, die geschärfte Aufmerksamkeit der Fürsten wie der Völker auf sich. Während man einerseits sich der Ansicht hingab, das Wohl des Vaterlandes erheische ein gemeinsames Oberhaupt, meinte man andererseits, namentlich Oesterreich und Preußen, daß größere Sicherheit nach Außen und Innen in einer gemeinsamen Verbindung der Staaten, einem Staatenbunde, unbeschadet der Selbstständigkeit einzelner Staaten, durch gleichartige Einrichtungen zu einem festen Ganzen liege. Diese Einheitsbestrebungen fanden endlich ihr Centrum und ihren Ausgangspunkt in der Errichtung des Deutschen Bundes, der nicht sowohl das Einheitsprincip nach Innen, als vielmehr eine Verbindung der Staatsoberhäupter zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit herbeiführte. Derselbe trat in Frankfurt am Main den 5. November 1816 unter Einberufung der Bevollmächtigten der Bundesstaaten zusammen. So wurde aus dem einestheils beabsichtigten Staatenbund, ein Bundesstaat. Dem hochherzigen König von Preußen war es ein tiefgefühltes Bedürfniß seines Herzens, so wie seiner Ueberzeugung, auf der gleich nach den Befreiungskriegen eingeschlagenen Bahn freiheitlicher Entwicklung der Staatsinstitutionen fortzuschreiten und wie im Kampf und Kriege so auch hier würdig voranzugehen. Während in anderen Staaten und bei bedenklicheren Fürsten die Geschenke freier Entwicklung und das Volkswohl bedingender Anordnungen und Gesetze nur tropfenweis in übergroßer Peinlichkeit zugemessen wurden, so baute Friedrich Wilhelm III. auf sein biederes Volk und kam in seinen Bestimmungen mit ungeschminktem Vertrauen und fester Zuversicht, keinen Mißbrauch fürchtend, den Wünschen seines von ihm so innig geliebten Volkes, seiner Unterthanen und Kinder entgegen. Sich von jeglicher Reaction fernehaltend, trugen alle Entwürfe und Aenderungen das Gepräge der Volksthümlichkeit, und so von innerem Drange geleitet führte er das Volks- und Staatsleben einer kräftigen und schönen Entwicklung entgegen. Doch diesem wohlgemeinten Streben entsprach nicht immer der Dank und die Anerkennung des Volks oder wohl der Stimmführer desselben. Die Saat des Undanks schoß in dichten Halmen auf und bedingte eine Gereiztheit und Verstimmung, deren der König sich nicht zu erwehren vermochte. Während er eine

landständische Verfassung versprochen und derselben seine Zustimmuug verheißen, verletzte es ihn, daß man, in unzeitigem Drängen und unruhiger Hast, ohne ihm Zeit zur Ausführung seines festen und unverbrüchlichen königlichen Wortes zu lassen, durch Adressen ihn drängte und Zweifel in die Erfüllung seiner Verheißungen setzte. Dies geschah in den Rheinprovinzen zu Coblenz durch Abgeordnete des Regierungsbezirks, den unermüdlichen Jacob Görres an der Spitze, in einer dem Fürsten und Staatskanzler Hardenberg überreichten Schrift. Ueberall zeigte sich, mit Ausnahme des jeder Neuerung unzugänglichen Oesterreichs, Unwillen und Mißstimmung im Volke; Wünsche und Stimmen erhoben sich in einer der Regierung entgegenstrebenden Richtung. Aeußerungen des Zorns und Unwillens über nicht erfüllte Versprechungen erhoben sich maßlos von excentrischen Köpfen und Schwärmern. Nachklänge französischer Revolutionsideen von politischer Neugestaltung und Nationalreform und Begründung des Staats auf Volksgewalt brachen sich Bahn, schafften sich Geltung und fanden in weiten Schwingungen Anklang in den leicht beweglichen Saiten aufgereizter Gemüther. Idealistische Schwärmer sprachen entschieden ihre Unzufriedenheit mit der dermaligen politischen Gestaltung Deutschlands, wie sie der Wiener Congreß und die Bundesakte festgestellt hatte, aus und gaben so dem sogenannten Zeitgeiste, der Gesammtheit der unter den Völkern herrschenden Ansichten, den Ausdruck, welcher als ein Furcht und Schrecken erregendes Gespenst hervortrat und bei den Meistern Deutscher Weisheit durch Reden von Freiheit und Gleichheit, von Völkerbeglückung sich kund gab, wie sie nur irgend von Robespierre und St. Just gehört worden waren. Solch excentrische Erwartungen und Hoffnungen zu erfüllen, war dem besten Willen des Königs unmöglich. Bei solch' finsterem Geiste politischer Schwärmerei, der sich hier und da im Volke anfing zu regen, ist es zu bedauern, daß auch die edelsten Bestrebungen reichbegabter, wahrhaft patriotischer Männer, deren Herz in einem reinen Feuer wahrer, ungekünstelter Begeisterung für das Vaterland erglühte, in den Geruch solcher Umsturz- und Umwälzungsideen geriethen und Anstalten verdächtigten, die in ihrem Principe und Ziele makellos, rein und edel waren. Dies waren die sogenannten Turnanstalten.

Turnanstalten. Friedrich Ludwig Jahn, Lehrer an einer Berliner Erziehungsanstalt, wollte dem modernen Erziehungswesen dadurch eine gänzliche Umgestaltung geben, daß er den geregelten Leibesübungen, was er Turnkunst nannte, eine hohe, Geist und Körper fördernde, stärkende Wirkung nach dem Muster der alten Griechen und Römer, beilegte. Von tiefem Vaterlandsgefühl ergriffen, erglühte er zum Zorn bei dem Gedanken, Deutschland und Preußen durch einen stolzen Feind gedemüthigt zu sehen. Die Schuld solcher Erniedrigung und Schmach des heißgeliebten Vaterlandes und des über dasselbe hereingebrochenen Unglücks erkannte er in der Verweichlichung, namentlich der höheren Stände, deren Erziehung einseitig auf die Ausbildung des Verstandes berechnet war. Solche Verweichlichung und Kraftlosigkeit schien ihm ihren Ursprung in dem Mangel an geregelten, stärkenden Leibesübungen zu haben, nach der Regel, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne und so machte er es sich zur Aufgabe seines Lebens, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch Entwicklung der Volkskraft zu erzielen und ein Nationalgefühl zu beleben, welches glühenden Haß gegen alles Ausländische, namentlich Französische, athmete. Er hoffte durch allseitige Ausbildung und Gewandtheit des Körpers die Willenskraft zu stärken und so dem Vaterlande Männer zu erziehen, die in heiliger Begeisterung und selbstbewußter Kraft, das Leben zum Siege einsetzen und im glühenden Patriotismus die Ketten sprengen würden, welche eine übermüthige Fremdherrschaft ihnen geschmiedet. Dies waren die gewaltigen Hebel, die Jahn zur volksthümlichen Bildung der Deutschen Jugend verwandt wissen wollte und aus welchen, wie ein Phönix aus der Asche, die Eigenthümlichkeit des deutschen Nationalcharakters erstehen sollte. Außerdem trachtete er Sittenreinheit und Einfachheit zu erstreben und mannhafte deutsche Gesinnung zu entwickeln. Auf den schon vor den Befreiungskriegen und nach denselben mit Genehmigung der Regierung in Berlin und nach deren Muster aller Orten errichteten Turnplätzen wurde alles Ausländische und Fremde, Alles, was nicht einfach, naturgemäß, derb und ächt Deutsch war in Sitte, Tracht, Speise und Trank, verhöhnt und verspottet und allgemeiner Verachtung Preis gegeben. Die sogenannte altdeutsche Tracht verdrängte

selbst bei Männern und Frauen die nachgeahmte französische Mode. Schlachten- und Kriegslieder, so wie Vaterlandsliebe und Freiheit athmende Gesänge ertönten namentlich an den Denktagen des Befreiungskampfes und hoben die Gefühle zur heiligen, flammenden Begeisterung. So wirkte gleich Anfangs Jahn, dem die ganze Turnjugend mit inniger Liebe zugethan war, Bedeutendes zur Erhebung des deutschen Volks in den großen Kämpfen von 1813. Er selbst zog als Führer eines Bataillons mit ins Feld. Uebrigens vermochte Jahn und seine Anhänger nicht sogleich ihr aufgeregtes Kraftgefühl, noch weniger das einer kecken, hochfahrenden Jugend, in die Schranken der Mäßigung zurückzuführen. Bald erregte der vorschnelle Uebermuth und die dreiste Derbheit der so geleiteten Jugend, so wie die ungeheure Veränderung, die in der Denk- und Handlungsweise derselben sich kund gab, die Aufmerksamkeit der Regierung. Schon 1816 erhoben sich mißbilligende Stimmen, besonders als auch Jahn's Ideen und Einrichtungen bei der studirenden Jugend auf den Universitäten Anklang fanden.

Die studirende Jugend. Auch unter den Studirenden hatte der Flügelschlag einer neueren Zeit einen neuen Sinn hervorgerufen. Viele der Studirenden hatten nämlich dem Rufe zum Freiheitskampfe Folge geleistet und kehrten nun, geschmückt mit dem Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes, zurück in die heimathlichen Fluren und in die Stätten der Wissenschaft, die sie im heißen Drange nach Befreiung des Vaterlandes verlassen hatten. Bei ihrer Rückkehr fühlten sie indessen, daß auch das Studentenleben einer Neugestaltung und Umformung bedürfe. Während früher ein ungebundener, oft roher, wenig wissenschaftlicher, noch weniger vaterländischer Sinn sich offenbarte, ein Sinn, der nur an wilden Trinkgelagen, an Duellen und an einem unter dem Namen „Comment" bekannten seltsamen Formwesen Gefallen fand, hatte sich außerdem die Corporation der Studirenden in sogenannte Landsmannschaften geschieden und so, nach ihren Heimathsländern sich trennend, das Gefühl für das allgemeine Vaterland erstickt. Ein neuer Sinn sollte nun die Scheidungsmarken zerbrechen, das lebhafte Gefühl für ein allgemeines Vaterland rege werden, die Landsmannschaften sollten aufhören und alles in einen gemeinsamen freien, durch wissenschaftliches und sittliches Streben geläuterten

und von Vaterlandsliebe durchglühten Verein in herzlicher Bruderliebe zusammenfließen. Durch die von der ernsten Zeit bedingten religiösen Gefühle traten die Herzen sich näher und der Ausdruck dieses religiösen Sinnes, wie er sich auch bei den Fürsten durch die Stiftung des heiligen Bundes, wie er sich in allen Kreisen der Gesellschaft, den niederen wie den höheren, zeigte, fand auch bei dem nunmehr eintretenden sittlichen Ernst unter den Studirenden einen gewichtigen Anklang. So legten sie rüstig Hand ans schöne Werk. Bei mannigfachen sich darbietenden Schwierigkeiten ging der alte Turnmeister Jahn den jungen Freunden kräftig mit Rath zur Hand und rief so den unter dem Namen der Burschenschaft später so verpönten Verein ins Leben, welcher Verein im Gegensatze zu den Landsmannschaften sich die Aufgabe stellte, dem sittenlosen, wilden Treiben, den nichtswürdigen Raufereien, den rohen und schmählichen Trinkgelagen Einhalt zu thun und alle Studirende zu einem edlen, durch Religion, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe und ein ächt deutsches, wissenschaftliches Streben gepflegten Verband heranzuziehen. Solche Vereine traten zuerst in Berlin und Jena ins Leben.

In solch ernster, religiöser Stimmung traf die 300jährige Gedächtnißfeier der Reformation die Gemüther. Sie fiel in denselben Monat und fast in dieselbe Zeit, wo vor 4 Jahren durch Deutschlands Erhebung die französische Gewaltherrschaft gebrochen wurde und unwillkürlich gestaltete sich eine Gedankenverbindung beider Feste, an welchen geistige und politische Freiheit errungen ward. Mit Freuden wurde ein solches Doppelfest in allen Gauen Deutschlands gefeiert und nirgends mischte in den Becher der reinsten edelsten Freude sich Bitterkeit oder Vergällung, wenn nicht an einem Orte sie einen Nachklang erhalten hätte, welcher der Weihe des Tages entgegen war. Solches geschah auf dem sogenannten Wartburgsfeste.

Das Wartburgsfest, den 18. Oct. 1817. Die Studenten Jena's nämlich hatten den schönen Gedanken gefaßt, solche Feier an derjenigen Stätte zu begehen, von wo aus der Glaubensheld Luther durch Verdeutschung der Bibel dem Papstthum die Axt an die Wurzel legte und welche durch seine Gefangenschaft berühmt

geworden ist. Die Wartburg, die Wiege des Lutherthums, lag in dem politischen Bezirke des Fürsten, der ein edler Sprößling und Nachkomme durchlauchtiger, die Reformation und ihren Urheber schützender Ahnen war und demnach mit hoher Freude seine Zustimmung zu einem Feste gab, welches Geist und Gemüth namentlich bei einer begeisterten Jugend, wie dieselbe denn in Jena durch ihren sittlichen Halt und Ernst dessen hohe Achtung und Liebe sich errungen, in ergreifender Weise erregen mußte. Die Jenaische Burschenschaft erließ nunmehr Sendschreiben und Einladungen in einfacher Weise durch ihre selbstgewählten Vorsteher an die verschiedenen Universitäten Deutschlands, um auch die übrigen Burschenschaften zu veranlassen in hinreichender Menge sich bei der Wartburgsfeier einzufinden oder doch durch Abgesandte sich dabei zu betheiligen. An der heiligen Stätte der Wartburg wollte die deutsche Jugend zwei freilich durch Jahrhunderte getrennte, doch aber in ihrem Sinne ähnliche oder gleiche Feste begehen. Die Burschenschaften der meisten Universitäten drückten in Antwortschreiben ihre Billigung und Bereitwilligkeit durch freudige Zusage aus. Der Großherzog von Weimar hatte nicht allein seine Zustimmung gegeben, sondern auch der Eisenacher Regierungsbehörde die Weisung gegeben, den Studirenden die Wartburgsfeierlichkeiten selbst zu überlassen und durch keinerlei polizeiliche Vorkehrungen und dadurch kund gegebenes Mißtrauen die Jenaische Jugend, so wie die zu einem heiligen Zwecke sich versammelnde der übrigen Akademien zu stören; auch hatte derselbe das zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeltlich aus den großherzoglichen Forsten bewilligt. Für die ankommenden Gäste lagen gedruckte Einladungskarten bereit, die Wartburg und namentlich der Minnensängersaal wurde festlich mit Eichenlaub bekränzt, auf dem W a r t e n b e r g e, wo die Siegesfeuer lodern sollten, die nöthigen Vorkehrungen getroffen und Alles in dem Sinn angeordnet, daß an diesem erhabenen Feste Einheimische wie Fremde, Fürst wie Volk nur eine durch das geistige Band des Festes umschlungene Familie ausmachte. So harrte Eisenach in freudiger Erwartung der seltenen oder einzig in ihrer Art dastehenden Versammlung. Ein heiteres Herbstwetter begünstigte die aus allen Weltgegenden Heranziehenden. Je näher Eisenach, um so großartiger die Gruppen der Wandernden, die

ihrem Centralpunkte zueilten. Zur Unterbringung der lieben Gäste waren die sorgsamsten Maßregeln ergriffen. Herzliches Willkommen tönte den meist unter jubelnden Gesängen Einziehenden entgegen. Herzlich brüderlicher Händedruck war der gegenseitige, ernst=freudige Gruß. Selbstgewählte Ausschüsse der verschiedenen Akademien ordneten die Festlichkeit, welcher Ordnung Folge zu leisten sich alle durch Ehrenwort und Namensunterschrift verpflichteten.

So brach denn der ersehnte 18. October an. Es war ein heiterer Herbstmorgen. Von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, erglänzte die Wartburg in seltener Klarheit und Jeder begrüßte mit Ehrfurcht und Ernst die ehrwürdige Stätte des heutigen Festes. Unter dem Festgeläute aller Glocken begann 8½ Uhr der Zug, je zwei und zwei, 480 an der Zahl, meist schwarz gekleidet, das Haupt mit Eichenlaub aus den nahen Bergen festlich geschmückt, unter vorgetragener Fahne, dem Panier der Burschenfreiheit, den Wartburgsberg hinan. Vier beliebte Jenaische Professoren (Schweizer, Oken, Fries und Kieser) hatten sich schon früher auf die Wartburg begeben, um die jungen Freunde zu empfangen. Der Minnesängersaal, auch wohl Rittersaal genannt, war sinnvoll mit Eichengewinden verziert. Die eigenthümlich gothische Bauart mit ihren Spitzfenstern, das seltsame Halbdunkel seiner geräumigen Ausdehnung, die hier durchlebte Geschichte früherer Jahrhunderte und die geistige Nähe des großen Reformators regten zur feierlichen Stimmung an. Ein Rednerstuhl war von terassenförmigen Bänken umgeben. Mit Luther's Kernliede: „Eine feste Burg ist unser Gott" wurde das Fest eröffnet. Der Student Riemann aus Ratzeburg, Ritter des in der Schlacht bei Belle Alliance erworbenen eisernen Kreuzes, hielt die Festrede, worin er zur Liebe des herrlichen deutschen Vaterlandes ermahnte und im Namen Aller gelobte: „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Heilige Stille herrschte in der ganzen Versammlung. Aus den Regionen der Unsterblichen schien das Geisterreich sich aufgethan zu haben, das Gelübde der frommen Jugend anzunehmen, und den Schwur für Recht und Freiheit mit ihrer Gegenwart zu besiegeln. Beklommen athmete leise jede Brust, fürchtend die heilige Ruhe der Andacht zu stören und

Thränen der Rührung füllten selbst die Augen derer, die der Ernst des Lebens und das Ringen der Zeit für jedes verweichlichende Gefühl unerreichbar gemacht hatte. Hierauf erfolgte das Lied: „Nun danket alle Gott“ und nachdem noch Hofrath Fries eine Anrede und der Vorsänger Dürr den Segensspruch über die Versammlung erlassen, zerstreute sich die Versammlung, um die Zwischenzeit bis zum Mahle theils in traulichen Gesprächen zu verbringen, in welchen die Idee einer Vereinigung aller Burschenschaften der verschiedenen Hochschulen zu einem höheren Ganzen, wovon die Burschenschaften der einzelnen Universitäten nur Theile sein sollten, angeregt wurde, theils sich an der lieblichen Aussicht auf die mit Wald bekränzten, stufenweis sich hinter einander erhebenden und wellenförmig gelagerten Berge, zwischen denen die Wartburg in waldiger Einsamkeit liegt, zu laben. Um 12 Uhr rief ein Trompetenstoß von der Höhe der Burg zur Mittagstafel. Nach eingenommenem Mahle, welches durch sinnreiche Trinkgespräche gewürzt ward, begab sich der Zug in ähnlicher Weise nach Eisenach zurück, um in der Stadtkirche dem vom Generalsuperintendenten Nebe gehaltenen Fest-Gottesdienste beizuwohnen. Nach demselben sammelte sich die Burschenschaft auf dem Markte, die Anführer und Fahnen in die Mitte einschließend, um noch ein Lied des Generalsuperintendenten Nebe unter voller Musik abzusingen und den lieben Gästen und edlen Einwohnern Eisenachs ein Lebehoch auszubringen. So schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch eine Uebereilung entweiht worden wäre. Turnspiele verkürzten nun die Zeit bis zur einbrechenden Dämmerung, wo dann allmählig der Fackelzug nach dem nahen Wartenberg unternommen wurde, um hier das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden, welches weithin durch die Nacht leuchtend, den Flammen antwortete, die von allen benachbarten Höhen aufloderten. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe, es wurde gejubelt, gezecht, geturnt, gesungen. Als Alle in der höchsten Aufregung waren, hielt ein Jenaer, Namens Rödiger, eine Rede, die das Gefühl der Begeisterung oft in unklarer und übertriebener Weise aussprach. Die Meisten kehrten nun zurück, die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß den

ernsten Eindruck des geendigten Festes der Muthwille Einzelner störte. Diese kamen nämlich mit einem Korb voll Bücher und einer Heugabel in der Hand, um ein strafendes Auto da fé über Bücher und andere Gegenstände ergehen zu lassen, die nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des Volkes nicht zusagten. Unter dem lauten Jubel der Umstehenden wurden dieselben, worunter sich auch von Kotzebue's Geschichte des deutschen Reiches befand, den Flammen übergeben. Darauf wurde auch noch zur großen Belustigung der Anwesenden ein österreichischer Corporalstock, ein Schnürleib und ein hessischer Haarzopf verbrannt. Am Schlusse dieses politischen Ketzergerichts sang man noch das von dem Stifter der Jenaischen Burschenschaft, Carl Follenius, gedichtete Lied: „Schalle, du Freiheitssang, brause, wie Wogendrang aus Felsenbrust" und kehrte gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. —

Die durch das ganze Wartburgsfest, durch die daselbst gesungenen Lieder und gehaltenen Reden, durch das Verdammungsurtheil hochgestellter Schriftsteller sich kundgebende Gesinnung der Burschenschaft erregte allgemeines Erstaunen und Unzufriedenheit Seitens der Regierungen gegen den Geist der akademischen Jugend. Es begaben sich bald darauf österreichische und preußische Bevollmächtigte nach Weimar und Jena, welches Letztere man als den Heerd des Studentenwesens ansah, um Untersuchungen anzustellen und falls es als nothwendig erachtet werde, geeignete Maßregeln zu ergreifen. Man beschuldigte den Großherzog von Weimar durch zu große Nachgiebigkeit und Leutseligkeit dem herrschenden Geiste Nahrung gegeben zu haben. Die von demselben erlassene Preßfreiheit hatte zu solchen Vorwürfen nicht wenig beigetragen. In Weimar und Jena waren viele freisinnige Schriften erschienen. Auch erschien in Luden's Zeitschrift Nemesis, dann im Volksfreunde ein Aufsatz gegen den Staatsrath von Kotzebue, welcher in seinem literarischen Wochenblatt nicht allein in greller Opposition mit den akademischen Bestrebungen stand, sondern auch im Auftrage des russischen Kaisers Alexander I. demselben Gutachten und Berichte über die deutschen Zeitzustände lieferte, weßhalb Kotzebue als ein Verräther des Vaterlandes bezeichnet wurde. Der Großherzog von

Weimar sah sich in Folge der sich kundgebenden Mißstimmung anderer Regierungen genöthigt, die Preßfreiheit wieder aufzuheben. Außerdem machte noch die Schrift des russischen Staatsraths von Stourdza großes Aufsehen, worin derselbe den Zustand Deutschland's den Fürsten und Regierungen als gefährlich bezeichnete und zu schnellen und kräftigen Gegenmaßregeln rieth. Nur schnelle Flucht konnte den Verfasser vor dem Unwillen und allgemeiner Entrüstung schützen. Ein westphälischer Edelmann, Graf Bochholz, der zu Jena studirte, hatte ihm sogar eine Herausforderung zugesandt, welche derselbe jodoch nicht Folge leistete.

Die durch Kotzebue's und Stourdza's hervorgerufene Stimmung und Aufregung hatte eine Erbitterung und einen Haß unter der studirenden Jugend erzeugt, welcher bis zu einer krampfhaften Höhe gedieh. Die sich immermehr verbreitenden, revolutionären Ideen fanden in dem Vorsteher der jenaischen Burschenschaft, Carl Follenius, der inzwischen sich als Privatdocent in Jena habilitirt hatte, einen stets aufregenden Mittelpunkt. Dieser erklärte laut, daß nur durch einen allgemeinen Umsturz der Dinge die Freiheit in Deutschland siegen könne. In dieser durch Follenius herbeigeführten revolutionären Verbindung war es ein beliebter Ausdruck, daß der Baum der Freiheit mit Blut gedüngt werden müsse. Es war eine allgemeine Umwälzung, selbst ein Umsturz der Throne (wovon man jedoch den edlen Großherzog von Weimar Carl August ausnahm), im Gange, als deren baldige Inhaber sich Personen dieses Clubs bezeichneten. Vor allen war aber Kotzebue als ein Verräther an der deutschen Sache verhaßt. Dies erregte einen schwärmerischen Jüngling, Carl Ludwig Sand, zu dem Entschlusse, den Staatsrath von Kotzebue zu ermorden.

Ermordung des Staatsraths von Kotzebue durch den Studenten Carl Ludwig Sand, den 23. März 1819. — Carl Ludwig Sand war in Wunsiedel, einer reizenden, am östlichen Abhange des Fichtelgebirges gelegenen Stadt, welche Deutschland mit einem der edelsten Dichtergeister Jean Paul Richter beschenkte, den 5. Oct. 1795 geboren. Er war der Sohn eines Amtmanns. Von Jugend auf zur Schwärmerei geneigt, flößte er durch seine sich verirrende Begeisterung für Religion und Vaterland bald seinen Angehörigen und vertrauten Freunden Besorgniß ein. Alles ließ

erkennen, daß sein Gefühl die Herrschaft gewonnen habe über klares, nach Recht und Gewissen geregeltes Denken. Religiöser Mysticismus verschmolzen mit verkehrten Ansichten über Deutsche Nationalität hatten ihn überspannt. Als einst Napoleon nach Hof kam, woselbst Sand derzeit auf dem Gymnasio war, um dort eine Truppenmusterung abzuhalten, verließ er die Stadt, „weil es ihm unmöglich sei, den Unterdrücker des Vaterlands in Hof's Mauern zu wissen, ohne sein Leben an denselben zu wagen." Später studirte er in Tübingen, Erlangen und zuletzt in Jena und machte 1815 den Feldzug mit. Ein Unglücksfall, der sich 1817 ereignete, wo vor seinen Augen sein Stubengenosse und liebster Freund beim Baden ertrank, entschied vollends den Verlust seines klaren, sittlich-freien Bewußtseins. Fortan war Tiefsinn die Farbe seiner Seele, deren innerlichsten, überspannten Gefühle sich jedoch in feurigster Begeisterung für die allgemeine Deutsche Burschenschaft und deren Streben erschloß. Was dem Künstler seine Kunst, dem alten Römer der Staat, das war Sand die Burschenschaft; sie war die Geliebte seines Herzens. Mit feuriger Begeisterung ergriff ihn die Wartburgsfeier; sie schien seinen niedergebeugten Geist wieder aufzurichten. Er war, da er seit 1817 in Jena studirte, ein Ordner des Festes, und war auch bei dem Verbrennen der Bücher auf dem Wartenberge zugegen, wo er zuerst auf Kotzebue und dessen Schriften aufmerksam geworden sein soll. In begeisterter Schwärmerei und Verdunklung seines Gefühls achtete er nicht seines Lebens, wenn es galt, ein hohes Ziel zu erreichen. Der Zweck heiligte bei ihm das Mittel. Der Außenwelt unzugänglich mußte er immer tiefer in seine Ansichten versinken und bei aller Demuth seines religiösen Sinnes fühlte er sich doch hoch und stolz über andere erhaben, die seine Begeisterung nicht theilten, noch auch begriffen. Neuankommenden Studenten trat er mit Würde entgegen, drückte ihnen die Hand und redete einige große Worte von Wahrheit, Vaterland und Recht zu ihnen. — In der Nähe dieses politisch-religiösen Schwärmers lebte nun der russische Staatsrath von Kotzebue. Es konnte keinen größeren Contrast als Kotzebue und Sand geben. Kotzebue hatte mit den scharfen Waffen des Witzes und des Hohnes das Heiligste in den Augen dieses feurigen Jünglings, sein Theuerstes, die

academische Freiheit, zu beschränken gesucht und bekämpft. Ja, die bekannte Schrift des Bojaren von Stourdza soll Kotzebue's Machwerk gewesen sein. Außerdem erblickte Sand in Letzterem einen russischen Spion, welcher die Interessen des deutschen Vaterlandes dem russischen Cabinet verrieth, er nannte ihn „einen Erzknecht und Schutzbild einer feilen Zeit, einen ruchlosen Verführer durch heuchlerische Rede." Immermehr ergriff ihn und bestärkte sich bei ihm der Vorsatz, dieses vaterlandsgefährliche Wild zu fällen, sei's auch mit Aufopferung seines Lebens, und Deutschland von diesem, eine satirische Geißel schwingenden und der politischen Angeberei verdächtigen Lustspieldichter zu befreien. Sand begriff nicht, daß ein Einzelner nicht befugt sein dürfe, dem göttlichen Rathschlusse, der Zeit und dem gesetzlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen, wie es ein ungeheurer Irrthum ist, seine Privatmeinung und Gefühlserregtheit an die Stelle des Gesetzes und des richterlichen Urtheils zu setzen, begriff nicht, wie es ein Wahnsinn sei, dem Rathschlusse Gottes entgegen zu streben, der ja dem Reuigen wie dem Sünder Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern. Ueber alle solche regelrechte Vernunftschlüsse und Vernunftansichten erhob ihn seine überwuchernde Schwärmerei. Nur in Kotzebue's Tod sah er Heil. In seinem Entschlusse fest, den Staatsrath von Kotzebue zu ermorden und sich schon in Voraus mit den Schweizerhelden Winkelried und Tell vergleichend, reiste er den 9. März 1819 aus Jena ab und gelangte erst den 23. März, früh um 10 Uhr in Mannheim an. Diese lange Reise und sein öfters durch kleine Umstände veranlaßtes Anhalten scheinen einen schwankenden Gemüthszustand, einen Abscheu vor einem Morde angedeutet zu haben, dessen Vollziehung er gern abgelehnt hätte, wenn, nach seiner Ansicht, Gott ihn durch ein hervorragendes, ihn behinderndes Ereigniß davon zurückgehalten hätte. Durch seine Ankunft in Mannheim waren jedoch die Würfel gefallen. Gleich um 11 Uhr ließ er sich, den Mord im Herzen, durch einen Lohndiener nach Kotzebue's Wohnung führen. Kotzebue war nicht zu Hause! Eine neue Frist zur Umkehr! Dies war vielleicht das Gotteszeichen! Sand erkannte es nicht. Die Magd, der er sich Heinrichs aus Mitau nannte, beschied ihn auf den Abend gegen 5 Uhr wieder. In völliger Gemüthsruhe

besah sich Sand die Stadt und den Schloßgarten, speis'te zu Mittag, unterhielt sich mit den Anwesenden ohne irgend wie auffallend zu erscheinen und begab sich gegen 5 Uhr zum zweiten Mal nach Kotzebue's Wohnung. *Kotzebue war zu Hause!* Er erwartete grade eine Gesellschaft. Sand wurde nun in ein oberes Zimmer geführt. Bald darauf trat Herr von Kotzebue herein. Nach einigen unbedeutenden, einleitenden Fragen zieht Sand einen Dolch aus seinem linken Rockärmel und stößt ihn seinem Opfer mit den Worten: „*Hier du Verräther des Vaterlandes*" erst ins Gesicht, dann ins Herz*) und versetzt ihm dann noch zwei Stiche, wonach Kotzebue, der sich Anfangs als großer, starker Mann des kleineren Feindes zu erwehren versucht hatte, zusammenbrach. Ein kleines Kind, es war Kotzebue's 4jähriger Sohn Alexander von Kotzebue hatte die Mordscene mit angesehen. Sogleich kehrte der jugendliche Mörder das Schwerdt gegen die eigene Brust und versetzte sich einen, jedoch nur einige Zoll tiefen Stoß. Auf den bei solchem Schreckensereigniß erregten Tumult, eilte der Bediente und Emmy, Kotzebue's Tochter in das Zimmer. Sie hoben den Verwundeten auf und es hatte derselbe noch so viel Kraft, sich ins nächste Zimmer führen zu lassen, jedoch gab er nur noch unartikulirte Töne von sich, sank 4 Schritt von der Thüre zusammen und starb nach wenigen Minuten in dem Schooße seiner Tochter. — Sand hatte unterdessen die Flucht ergriffen, eilte die Treppe hinab, wo ihm die Köchin begegnete, welche, entsetzt über den ihr vorgehaltenen blutigen Dolch, nach Hülfe schrie. Die Damen riefen aus dem oberen Fenster: „*Haltet den Mörder fest.*" Die Leute liefen auf der Straße zusammen. Sand sah ein, daß Flucht unmöglich sei, überreichte dem einem Bedienten ein Papier mit der Aufschrift: „*Todesstoß für*

*) Sand hatte sich aus einem französischen Hirschfänger einen Dolch anfertigen lassen, welchen er sein kleines Schwerdt nannte. Es war derselbe, der Kotzebue's Herz traf. — Als einst sein Busenfreund A—s in sein Zimmer trat, eilte er plötzlich auf ihn zu und versetzte ihm einen leichten Streich ins Gesicht und als dieser mit den Händen nach dem Gesichte fuhr, einen heftigeren Stoß vor die Brust. A—s fragte erschrocken, was das zu bedeuten habe, und Sand antwortete: Siehst Du, wie man's machen muß, wenn man Einen erstechen will; erst ins Gesicht, damit er mit den Händen darnach fährt und zum Stoße in die Brust eine Blöße giebt.

August von Kotzebue," welches er als ein Vehmzeichen mit einem Messer an die Thür hatte heften wollen und stieß sich dann zu wiederholten Malen den Dolch in die Brust unter dem Ausruf: Hoch lebe mein Deutsches Vaterland, ich danke Dir, Gott, für diesen Sieg! Er wurde nun ergriffen, auf eine Tragbahre gelegt und erst ins Hospital und von da ins Zuchthaus gebracht, woselbst er ein bequemes Zimmer für sich allein hatte und mit vieler Schonung behandelt wurde. Am 8. Octbr. hatte er eine schmerzliche Operation zu bestehen, die ihm sein Leben fristete und dann begann die Criminaluntersuchung. Dieselbe stellte heraus, daß die That isolirt dastehe und Sand keine Mitschuldige gehabt habe. Sand wurde geheilt — zum Tode. Das vom Oberhofgericht gefällte und vom Großherzog von Baden bestätigte Urtheil lautete auf Enthauptung durch das Schwert.

Sand's Hinrichtung den 20. Mai 1820. Nach Fällung des Urtheils wurde von der Zuchthauspolizei die Erlaubniß gegeben, rechtliche Personen, welche Sand zu sehen wünsche, zuzulassen, ebenso Geistliche und allen seinen billigen Wünschen zu begegnen. Mehre Personen machten von dieser Erlaubniß Gebrauch. So ein Schulcamerad und ein Maler, welcher sein Portrait entwarf. Auch begehrte Sand angelegentlich den Scharfrichter Widmann, welcher aus Heidelberg gekommen war, zu sehen. Er bewahrte in der Unterredung mit demselben große Ruhe und freundliche Sanftmuth, ja hielt während der ganzen Zeit dessen Hand in der seinigen und dieser sagte nachher, daß Sand Folgendes gesprochen habe: „Bleiben Sie nur standhaft; an mir soll es nicht liegen. Ich werde nicht zucken. Und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich sind, so sollen Sie darum die Fassung nicht verlieren." Er dankte ihm in Voraus für seine Mühe, denn, fügte er hinzu, nachher werde ich Ihnen nicht mehr danken können. Am Morgen des 18. Mai ließ er sein Haar ordnen und den ganzen Körper waschen, denn, so bemerkte er, so hätten es die Völker des Alterthums auch gehalten, ehe sie ins Treffen gingen. An seinem Todestage wurde er um 4 Uhr geweckt, indem er von Nachts 11 Uhr bis dahin fest geschlafen hatte. Die Hinrichtung, welche auf 11 Uhr festgesetzt war, sollte indeß schon um 5 Uhr statthaben, da man zu großen Volksandrang

fürchtete. Sand erklärte sich sogleich bereit. Noch am Morgen wurde am Schaffot gezimmert. Dann sprach er Körner's schöne Worte: „Alles Ird'sche ist vollendet und das Himmlische geht auf.“ So wurde er, gekleidet in einen grünen Oberrock und weiße Beinkleider, unbedeckten Hauptes in eine offene Chaise gehoben, welche der Staat zu diesem Zwecke hatte kaufen müssen, da Niemand die seinige zu solchem Zwecke hatte vermiethen wollen. Sand bat den neben ihm sitzenden Zuchtmeister, ihm seinen Namen zuzurufen, wenn er eine Schwäche an ihm bemerke. Gelehnt auf dessen Arm, da seine Wunden ihn sehr schmerzten, fuhr er durch die Massen des weinenden und klagenden Volks. Manche Stimme rief ihm zu: „Sand, lebe wohl.“ Kein Student hatte sich auf dem Richtplatz eingefunden und Viele der gebildeten Bewohner Mannheim's hatten die Stadt verlassen. Sein Gesicht war leidend und interessant, ohne schön zu sein. Alles Jugendliche war daraus fort. Sand bestieg, auf 2 Männer gelehnt, das Schaffot. Still sprach er für sich die Worte: „Gott, gieb mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht.“ Er bat, die Binde ihm nur so weit vor die Augen zu schieben, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen werde und als er eine Scheere im Nacken fühlte, ersuchte er, ihm sein Haar zu lassen. Man flüsterte ihm zu, es sei für seine Mutter. So ließ er's geschehen. Ein Hieb machte seinem Leben ein Ende. Seine Leiche wurde Abends auf dem lutherischen Kirchhof unter üblichen Gebeten hart an der Mauer eingesenkt und die Erde alsdann geebnet. Hier ruht auch sein Opfer, von Kotzebue. Mit seinem Haar und den Splittern des Richtstuhls wurde Handel getrieben. Sand war 24 Jahr alt. Die Hinrichtung geschah den 20. Mai 1820, Morgens 6 Uhr. Merkwürdig war es, daß Sand's That eher Bewunderung als Abscheu erregte. Man pries ihn als einen Märtyrer und Helden, der in muthvoller Aufopferung seines Lebens in den Tod gegangen sei.

Wenngleich sich in Bezug auf die interessante Persönlichkeit des jugendlichen Verbrechers allgemeines Mitgefühl und Mitleid aussprach, so konnte doch die That an und für sich nur große Bestürzung und bei den Regierungen nur große Entrüstung

hervorrufen. Die Thatsachen, wie sie lagen, führten auf die Idee, daß ein Geheimbund bestehe, dessen Absicht es sei, die bis jetzt bestehenden Regierungsformen und die Regierungen selbst zu stürzen. Wenngleich dem nun übriges auch nicht so war, so lag es nach dem Gesetze die Wahrscheinlichkeit doch nahe, alle Erscheinungen der Art aus solcher Idee abzuleiten. Den Ausgangspunkt glaubte man auf den Universitäten und den Turnplätzen zu finden, wo die Fäden solchen Getriebes, damals demagogische Umtriebe genannt, angesponnen würden. Dahin lenkten also die Machthaber zuerst ihre Aufmerksamkeit. So wurde zuerst Jahn eingezogen und besonders fanden Verhaftungen derjenigen Persönlichkeiten und Beschlagnahme der Papiere solcher Individuen statt, welche auf dem Wartburgsfest eine Rolle gespielt hatten. 1819 im Frühjahr wurden die Turnplätze geschlossen und außerdem erfolgten mannigfache Beschränkungen der academischen Freiheit.

Die Carlsbader Conferenz. In Betreff der scheinbar jetzt in Deutschland auftauchenden Umsturzideen und der die bestehende Ordnung untergrabenden demagogischen Partei, erließ nun der Fürst von Metternich Einladungen an alle bedeutenderen Staaten zu einer Conferenz in Carlsbad, um dem drohenden Uebel zu wehren und einen dauerhaften Damm solch regierungsfeindlichen Bestrebungen entgegen zu setzen. Die Bundesversammlung, bestehend aus den Bevollmächtigten jener Staaten, ward am 20. September eröffnet. Wenngleich der Bund bislang nur Geringes geleistet, so setzten die zu Bundesbeschlüssen erhobenen Maßregeln der Carlsbader Conferenz um so mehr in Erstaunen, als sie nicht allein die Leitung des Lehrwesens, die strenge Beaufsichtigung der Studirenden und selbst der Lehrer in ihren Vorträgen, die Ueberwachung der Presse in den Kreis ihrer Macht zog, sondern selbst sich das Recht zuschrieb, militairische Maßregeln in jedem Staate, wo die Nothwendigkeit es erheische, selbst gegen widerspenstige Regierungen in Anwendung zu bringen, wodurch ein offenbarer Eingriff in die ausgesprochene Selbständigkeit der Staaten geschah.

Die Wiener Schlußakte. Zur näheren Berathung der Vorlagen zu Bundesbeschlüssen und Ergänzung der lückenhaften Verhandlungen des Wiener Congresses kamen auf Metternichs Betrieb

die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten nach Wien. Großartige Beschränkungen des politischen Entwicklungsganges der Volksfreiheit war das Resultat der Zusammenkunft. Dies nannte man die Wiener Schlußakte, welche durch einen Beschluß des Bundes zu einem Grundgesetze des Bundes erhoben wurde, den 8. Juni 1819.

Evangelische Gemeinden in Preußen. Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte schon lange in seiner Geistesklarheit erkannt, daß der Unterschied der Confessionen, namentlich der lutherischen und reformirten nur in der äußeren Form, nicht im inneren Wesen bestehe, daß also das Ziel ewig dasselbe sei, nur die Wege zur Erreichung desselben verschieden. Seine Lieblingsidee war demnach, die bislang bestehende Scheidewand, die sich schroff und starr noch immer unter den Bekennern Eines Glaubens erhob, weniger abschreckend zu machen oder wo möglich zu stürzen. Die 300jährige Jubelfeier der Reformation war die Veranlassung, daß er schon am 17. September 1817 an alle geistlichen Behörden der Monarchie eine Aufforderung erließ, nach dem Worte des Herrn, daß nur Ein Hirt und Eine Heerde sein solle, sich zur Verherrlichung des Reformationsfestes zu einem kirchlichen Glaubensbekenntnisse zu vereinen. Der König, obwohl der reformirten Confession zugethan, legte 1823 den Grundstein zu Luthers Monument in Wittenberg, und bewirkte eine Vereinbarung der Glaubensbekenntnisse, so daß hinfort die Gemeinden seines Staats sich nicht mehr lutherische oder reformirte, sondern evangelische Gemeinden nannten. Bei theologischen Anstellungen kam der frühere Unterschied der Confessionen nicht weiter in Betracht. Auch andere Staaten folgten diesem Beispiele. Es kam jedoch in manchen Gegenden dieserhalb zu einem heftigen Streite, z. B. in Bremen zwischen Dr. Dräseke und Dr. Nicolai.

Die preußische Kirchenagende und die Liturgie. Nach Bewerkstelligung obiger Angelegenheit richtete die Regierung die preußische Kirchenagende ein, in welcher den Predigern Vorschriften in Handhabung der kirchlichen Angelegenheiten, z. B. für Sonn- und Feiertage, Abendmahl, Taufen 2c. gegeben wurden. Ihr stellte sich die Liturgie oder die Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes zur Seite. Da man Beides als bindend für den Geist-

lichen erachtete, derselbe jedoch das Beengende solcher vorgeschriebenen Form, worauf er bei Einsetzung in sein Amt nicht verpflichtet war, erkannte, so rief das Verfahren der Regierung manche Mißstimmung unter der Geistlichkeit hervor, so daß Manche der Prediger sich in ihrem Gewissen verbunden glaubten, ihr Amt ihrer Ueberzeugung zum Opfer bringen zu müssen.

Die Periode von 1820—1830 bietet wenig Erhebliches dar. Die Regierungen machten retrograde Bewegungen, worin sich als Zweck herausstellte, die Freiheit der Völker in gemessene Grenzen zu verweisen. Da schlug der Funke der Julirevolution Frankreich's in Deutschland's Verhältnisse zündend und aufregend ein. Ueberall entstanden heftige Bewegungen.

Aufstand in Sachsen 1830. Nach dem Tode Friedrich August's, des ersten sächsischen Königs, succedirte bei dessen Kinderlosigkeit sein Bruder Anton, ein damals mehr als 70jähriger Greis. Der Hauptgrund der Revolution, welche in Leipzig begann, gab die Verweigerung der Jubelfeier der Augsburgschen Confession den 25. Juli 1830. Da nämlich der Hof streng katholisch ist, während die ganze übrige Bevölkerung zur lutherischen Confession sich bekennt, so war man um so mehr erbittert über die jener Bitte zu Theil gewordene abschlägige Antwort. Allein dies war wieder nur die Veranlassung; auch tiefer liegende Ursachen waren vorhanden, die den Bürgerstand in eine gereizte Stimmung gegen die Regierung versetzten. Die Folge davon war, daß in Leipzig sowohl wie in Dresden das Volk tumultuirte und in Leipzig sogar ein Handlungsdiener das Leben verlor. Angesehene Bürger schlugen sich ins Mittel, verlangend, daß verjährte Mißbräuche abgeschafft, der verhaßte Präsident von Ende seines Amtes entsetzt, die drückenden Abgaben vermindert und verhaßte Polizeisoldaten entfernt werden sollten. Die Regierung sah sich genöthigt, in Allem nachzugeben und da in Dresden der Aufruhr einen noch ernsteren Charakter annahm, so faßte endlich der schwache König Anton, der ebenfalls kinderlos war, den Entschluß, seinen bei dem Volke beliebten Neffen Friedrich August, dessen Vater Max bei seinem vorgerückten Alter zu Gunsten seines Sohnes resignirte, zum Mitregenten anzunehmen. Der Hofprediger v. Ammon in Dresden und Professor Krug in Leipzig, so wie der Minister

v. Lindenau zeichneten sich durch ihre unumwundenen Aeußerungen und freimüthige Offenheit bei allen öffentlichen Angelegenheiten aus.

Aufstand in Braunschweig, 7. Sept. 1830. Die beiden letzten tapferen Fürsten aus dem Hause der Welfen waren Carl Wilhelm Friederich, der in der Schlacht bei Auerstädt 1806 verwundet und nach Ottensen gebracht wurde, woselbst er gestorben, und Friedrich Wilhelm, auch Herzog Oels genannt, welcher 1815 bei Ligny umkam. Er hinterließ zwei damals unmündige Söhne, Carl und Wilhelm, welche sofort unter Vormundschaft des Königs von England gestellt wurden. Obwohl erst das 22. Jahr zum Antritt der Regierung des jungen Herzogs Carl festgestellt war, so bemächtigte er sich schon 1823, also mit seinem 19. Jahre, der Regierung. Kaum war er zur Regierung gelangt, als er auch die getroffenen Anordnungen seines königlichen Verwandten und Vormundes bitter tadelte, so daß dieser sich bei der Bundesversammlung zu Frankfurt beklagte und Genugthuung verlangte. Der Herzog bekümmerte sich aber um nichts, verweigerte im kühnen Trotze die Befolgung der Bundestagsbeschlüsse, verkaufte die Staatsgüter, die als solche Staatseigenthum waren, ersann und bot alle Mittel auf, seine Privatkasse zu füllen und stellte unter Anderm alle öffentlichen Bauten ein, wodurch er die arbeitende Classe ihres Verdienstes beraubte. Seine Soldaten exerciren zu sehen machte ihm Freude, jedoch nie öffentlich, sondern hinter einer Gardine seines Schloßfensters, die er nur so weit öffnete, um hinaus sehen zu können. Er war groß und schlank gewachsen, von ziemlich guten Ansehen, blasser Gesichtsfarbe, schönem dunklen, lockigem Haar, welches er indessen jeden Abend mit Wickeln versah. Reiten in das Tolle hinein war sein Lieblingsvergnügen und man hat viele Beispiele, daß er Pferde zu Tode geritten oder doch unbrauchbar gemacht. Er trug stets ein Paar geladene Pistolen bei sich. Ihn in seinem Garten querfeldein, oft über schöne Blumen und Topfgewächse reiten zu sehen, war nichts Ungewöhnliches. Zu seinen öfteren Reisen bediente er sich eines Wagens, welcher zugleich zum Schlafen mit einem Bette versehen war, welches nur ausgeschoben wurde. Des Nachts reis'te er, schlafend, während er am Tage an Ort und Stelle war. Er

besuchte fleißig das Theater, worauf er große Summen verwandte, nie indessen zum Vorschein kam, sondern stets hinter den Vorhängen seiner Loge hervorblinzelte. Seine großen Jagdhunde nahm er zuweilen mit ins Theater und es machte ihm großes Vergnügen, wenn dieselben in die Musik hinein gewaltig bellten. Während der Julirevolution war der Herzog in Paris, verließ indessen dasselbe schleunig und eilte nach Brüssel, bis wohin er sogar, da sein Wagen zurückblieb, einen Theil dieses Weges zu Fuß zurückgelegt haben soll. Am 13. August kam er wieder in Braunschweig an, nicht aber, um gewarnt durch den Ausbruch der Volkswuth in Paris, die er selbst mit angesehen hatte, nun gelindere Saiten aufzuziehen, sondern um Geld zu erheben und alsdann nach London sich zu begeben. Er meinte, Karl X. habe halbe Maßregeln ergriffen und würde man gegen ihn es wagen, sich zu empören, er würde sogleich mit Kartätschen dazwischen schmettern. Einen Herrn v. Oeynhausen, einen greisen, ausgedienten Militair, den er an seine Tafel gezogen, überhäufte er so lange mit Hohnreden, daß dieser halb todt zu Boden sank und am folgenden Tage, woselbst er bei einem persönlichen Besuch seine Reden erneuerte, gestorben ist. Ja, er soll sogar einen seiner Staatsdiener heimlich haben vergiften lassen und gesagt haben: „ich muß mich an Leichen gewöhnen,“ was natürlich zu heftigen Erbitterungen des Volks gegen ihn beitrug. In den ehrerbietigsten Ausdrücken überreichte man jetzt eine Adresse an den Herzog und bat um Abstellung der obwaltenden Mißbräuche. Als Antwort ließ der Herzog scharfe Patronen unter seine Soldaten austheilen und 16 mit Kartätschen geladene Kanonen auf dem Schloßhofe auffahren. Jetzt versammelte sich das Volk in großer Zahl vor dem Schloßhofe und vor dem Theater, woselbst die Equipage des Herzogs und der Fräulein Dermer, einer sehr von dem Herzoge protegirten Schauspielerin hielten. Als er aber, von der drohenden Stimmung des Volkes benachrichtigt, in seinen Wagen steigen wollte, beeilte man sich die Stränge abzuschneiden und warf Steine gegen die Wagenfenster mit dem Ausrufe: Nieder mit dem Herzoge. Die Entschlossenheit seines Kutschers, der so gewaltig auf die Pferde loshieb, daß er im Nu in den Schloßhof einbog, dessen eiserne Gitterthüren sogleich geschlossen wurden, rettete ihn. Der Herzog

selbst hatte während dieser Scene niedergekauert im Wagen gesessen. Gleich darauf erschien er auf dem Schloßhofe mit gezogenem Degen. Es ertönte überall der Ruf: Landstände, Erlaß der Personalsteuer, es lebe Herzog Wilhelm! Am andern Tage gegen Abend erneuerte sich derselbe Auflauf und laute mißbilligende Aeußerungen wurden gehört und das Pfeifen nahm kein Ende. Die Gitterthore waren geschlossen, vor denselben aber, auf dem Bohlwege, häuften sich die Menschen, unter Toben und Verwünschungen, welche Anfangs den in dem Eisengitter an mehreren Stellen befindlichen Namenszug des Herzogs zertrümmerten und sodann sich bemühten, das mit dem rechten Flügel des Schlosses in Verbindung stehende Kanzeleigebäude, den großen, vom Bohlweg in den Schloßgarten führenden Thorweg und die unter dem Bogen am rechten Schloßflügel befindliche hölzerne Thüre zu erbrechen. Der mit dem Commando der Soldaten beauftragte Generallieutenant von Herzberg konnte und wollte nichts gegen seine Mitbürger unternehmen. Als der Herzog sah, daß die Sachen so schlecht für ihn standen, nahm er schleunigst die Flucht, nur von einem Husarenregimente begleitet. Jetzt stürmte der Pöbel das Schloß, es wurde Feuer angelegt und das ganze Schloß dem Erdboden gleich gemacht. Einiges wurde indessen gerettet. Die Gluth des Schlosses war so stark, daß in den gegenüberliegenden Gebäuden die Fensterscheiben zersprangen und das Holzwerk bereits zu glimmen anfing. Der Herzog Carl soll auf der Landstraße ganz gelassen dem Brande seines Schlosses zugesehen haben. — Auf Wilhelm, dem jüngeren Bruder des Herzogs, richteten sich jetzt Aller Blicke und Aller Hoffnungen. Eine Adresse ward entworfen, um ihn nach Braunschweig einzuladen. Da entstand plötzlich am 10. September, Mittags 1 Uhr in der Stadt eine lebhafte Bewegung und man vernahm, daß der Herzog Wilhelm schon auf dem Lustschlosse Richmond angelangt sei. Der junge Herzog war nämlich auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Braunschweig aus Berlin, wo er im preußischen Militärdienste stand, herbeigeeilt. Herzog Wilhelm wurde im Triumph nach der Stadt geführt und später auch vom Bundestage als regierender Herzog anerkannt.

Karl hatte bedeutende Summen aus Braunschweig mit hinweggenommen, auch einen ausgezeichneten Onyx, den man erst

später im Museum vermißte. Er begab sich nach England, woselbst er indessen bei dem Könige keine Audienz erhielt, darauf nach dem Harz, um von hier aus eine Contrerevolution zu verursachen; allein sein Vorhaben mißlang und wenngleich ihm einige Anhänger zuströmten, so sah er sich doch genöthigt, aus Ellrich und Osterode zu entfliehen; aus letzterem Orte mußte er durch ein Hinterfenster flüchten, begab sich hierauf nach Gotha und dann nach Metz. Indessen hatte er später noch einmal den Plan, eine Invasion zu bewerkstelligen. Er gewann den Polen Romarino und war entschlossen, in Bremerhaven landend, ein Heer von hier aus gegen seine Staaten zu führen. Allein alle seine Projecte scheiterten. In seiner nächsten Umgebung, als er noch in Braunschweig war, befand sich der frühere Schauspieldirektor Klindworth, dann auf seinen Zügen während der Verbannung ein Mann, Namens Bender aus Bienenthal. Später begab er sich nach Spanien, dann nach Paris, woselbst er indessen so viel Händel anfing, daß man ihn in einen Wagen setzte und ihm durch einige Gensd'armen bis auf die Schweizergrenze das Geleit gab. Jetzt hält derselbe sich in England auf und ist, da er vor längerer Zeit mit dem Luftballon des Herrn Green aufstieg, aus dem Ballon gestürzt und hat sich bei einem über 40 Fuß hohen Fall aus dem Ballon nur eine leichte Verletzung am Arm zugezogen.

Aufstand in Göttingen 1831. Unbedeutende Umstände gaben die Veranlassung zum Aufstande auch auf dieser Universitätsstadt. Man hatte nämlich die von einem unpopulären Polizeicommissair eingetriebenen Steuern verweigert und auf sein Ersuchen nach Hannover Militär nach Göttingen beordert. Ehe indessen die nach Göttingen gesandten Regimenter eintrafen, hatten Bürger und Studenten in inniger Verbindung sich vereinigt, um dem aus Hannover herbeieilenden Militär das Einrücken in die Stadt zu wehren und hatten demgemäß die Thore geschlossen. Ueberall wurden Wachen ausgestellt und die Stadt am Abend erleuchtet; man zog tumultuirend durch die Straßen; die Universität stellte ihre Functionen einstweilen ein. Unterdessen machte der General von dem Bussche, der mit seinen Regimentern Göttingen umschlossen hielt, Anstalt, mit Gewalt sich der aufrührerischen Stadt zu bemächtigen und so die Gluth eines weiteren Aufstandes

zu dämpfen. Noch eine Frist von 12 Stunden gab er den Einwohnern, wo er alsdann, wenn sie verstrichen, ohne daß die Stadt durch Capitulation in seine Hände gefallen, die äußerste Strenge und militärische Maßregeln in Anwendung bringen werde. Während dieser Zeit nun gewannen die Gemäßigten in der Stadt durchaus die Oberhand, die Haupttheilnehmer flohen aus der Stadt und so rückten denn die Truppen am 16. Jan. 1831 friedlich in die Stadt ein. Der Herzog von Cambridge, welcher jetzt von seinem Bruder Wilhelm IV. den Titel eines Vicekönigs von Hannover bekam, und somit alle Angelegenheiten dieses Landes in dessen Hände legte, kam selbst nach Göttingen und unternahm dann eine Rundreise in den Harz, um die Bewohner des Harzes zu beruhigen. — Der unpopuläre Graf Münster wurde in Hannover entlassen und so die Ruhe wieder hergestellt.

Auftritte in Hessen-Cassel. Auch in Hessen-Cassel kam es zu ärgerlichen Auftritten. Als nämlich der Bruder Napoleons, Hieronymus, der in seinem von Napoleon neugestifteten Westphalen Cassel zur Hauptstadt sich erwählte, von Czernithef 1813 vertrieben worden war, kehrte der bis dahin in der Verbannung lebende Kurfürst Wilhelm I. zurück. Alles mußte wieder auf den früheren Zustand zurückkommen, ungeachtet der Fortschritte, welche seit jener Zeit die Civilisation und veränderte Ansichten herbeigeführt hatten. So sollte z. B. das hessische Militär wieder Zöpfe und gepudertes Haar tragen, das Avancement des Militärs, welches durch tapfere Vertheidigung des Vaterlandes gegen die napoleonische Herrschaft sich großen Ruhm erworben, annullirt werden u. s. w. Mit Sehnsucht sah man deßhalb dem legitimen Nachfolger entgegen, als Wilhelm I. starb. Allein dieser, Wilhelm II., erfüllte die auf ihn gesetzten sanguinischen Hoffnungen nicht, sondern beharrte in dem alternden Systeme. Besonders zog er dadurch sich den Haß seiner Unterthanen zu, daß er in einem sehr gespannten Verhälthältnisse mit seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Preußen lebte, welche Spannung die Veranlassung wurde, seine Neigung der Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, durch deren Hände Alles ging und deren leisesten Wünsche durch die unbegrenzte Liebe des Kurfürsten erfüllt wurden, zuzuwenden. Deßhalb bei der allgemeinen Empörung gegen solche Anstößlichkeiten, bei

der Hintansetzung der allverehrten Landesmutter, der Kurfürstin, bei vielen sonstigen Beschwerden, erhob sich endlich das Volk, um eine ernste Sprache gegen seinen Fürsten zu führen, und insonderheit zu verlangen, daß die Gräfin Reichenbach, die selbst Staatsschätze und Staatsgüter anzugreifen sich nicht entblödete, aus dem Lande entfernt werde. Dies reizte den Kurfürsten und von dem Augenblick an beschloß er, nichts mehr für Cassel zu thun und so begab er sich nach Philippsruh bei Hanau, wohin denn auch in das nahegelegene Wilhelmsbad die Gräfin v. Reichenbach kam. Trotz vielfacher, ehrerbietiger Aufforderung konnte man den Kurfürsten nicht bewegen, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Ein Tumult in Cassel bewirkte die Erklärung des Kurfürsten, seinen Sohn, den Kurprinzen, Friedrich Wilhelm, zum Mitregenten anzunehmen. Seine Gemahlin ist die Gräfin von Schaumburg. Der vorzüglichste Sprecher und Volksvertreter war der nachher so unglückliche Professor Jordan und der damalige Premier war Hassenpflug.

Das Hambacher Fest, den 27. Mai 1832. In Baiern war um's Jahr 1825 der König Maximilian Joseph, der von Napoleon die Königswürde erlangte, gestorben und ihm folgte Ludwig I. Er hatte seinen Unterthanen eine noch immer mit vielen Mängeln versehene Verfassung gegeben und die Feier des Verfassungsfestes gab vielen schwärmerischen Patrioten die Idee zu einem allgemeinen Volksfeste auf der Burgruine zum Hambach, nicht weit von Neustadt an der Haardt in Rheinbaiern. Obwohl Anfangs die Regierung die Erlaubniß versagte, so sah sie sich dennoch genöthigt, da der Rheinkreis dagegen protestirte, dieselbe zu ertheilen. Aus allen Gegenden strömten die Freiheitshelden zusammen, unter ihnen ganz besonders die Helden des Tages Dr. Wirth und Dr. Siebenpfeiffer, Redacteure von Zeitschriften, die aber wegen ihrer aufregenden Tendenz verboten worden waren, auch Börne und viele Andere. Im Festgepränge, wie einst 1817 die Studenten auf die Wartburg, zogen sie in endlosen Schaaren, mit lärmender Musik, meist in altdeutschem Costüm, mit sinnreichen Fahnen, unter denen das Banner Polens besonders sich auszeichnete, den Berg hinan. Es bot das Ganze ein lebenvolles Gemälde. Das schöne, im herrlichen Fruchtgefilde gelegene,

alte Schloß, der unbeschreiblich schöne Blick auf die grünlichen majestätischen Wellen des Rheins, die liebliche Umgegend bewegten das Herz der den Berg Hinanziehenden. Man erblickte bunte Frauengruppen, Kränze windend, viele Arbeiter, alle Cokarden von Schwarz, Roth und Gold tragend. Die Menge belief sich auf 15,000 Menschen. Jetzt wurden, besonders von Wirth und Siebenpfeiffer, heftige Reden gehalten, worin man die bis dahin noch nicht erfüllten Versprechen der Fürsten nachwies und sich in begeisterter, glänzender Beredtsamkeit über die noch immer sich findenden Gebrechen Deutschland's ergoß. Nach Beendigung dieser Reden nahm man ein Festmahl, welches aus 1800 Gedecken bestand, im Freien trotz des heftigen Regens ein und somit endete dieses Fest gegen Abend, wo man sich der Tanzlust überließ und auch Börne noch ein Ständchen brachte. — Die bairische Regierung aber, die mit der Tendenz des Festes unzufrieden war, ergriff sogleich strenge Maßregeln. Der Fürst und Feldmarschall Wrede wurde hingesandt, um die Unruhen beizulegen und die Theilnehmer zur gefänglichen Haft zu ziehen. Dr. Siebenpfeiffer begab sich nach der Schweiz, von wo aus er es vorzog, sich nach Amerika einzuschiffen. Dr. Wirth mußte kniend vor dem Bilde des Königs Abbitte thun.

Die Cholera. Vom fernen Osten zog die Cholera, überall Schrecken verbreitend, auch über die Grenzen deutscher Gauen und hinterließ ergreifende Spuren ihrer furchtbaren Wirksamkeit. Sonderbar ist es, daß man in manchen Gegenden, besonders außer Deutschland an das Vorhandensein derselben trotz der augenscheinlichsten Beweise nicht glauben wollte, sondern sie in sehr vielen Gegenden als Folge von Brunnenvergiftungen ansah. So ganz besonders in Ungarn, wo ein förmlicher Bauernaufstand ausbrach, weil man die Bemerkung machte, daß nur Leute geringeren Standes davon ergriffen wurden und nun behauptete, daß die Bauern von dem Adel und der Regierung vergiftet würden. Sie bewaffneten sich mit Stöcken und Heugabeln, schlugen die Aerzte und Chirurgen todt und zertrümmerten die schwarzbehängten Leichenwagen. Mehre Comitatbeamte, Edelleute und herrschaftliche Beamte, wurden theils mißhandelt und gepeinigt, theils todtge-

schlagen. Ein Richter mußte selbst sein Grab graben, in welches er lebendig hineingeworfen werden sollte, zum Glück aber durch herbeigeeiltes Militär befreit wurde. Auch das weibliche Geschlecht blieb von den Barbaren nicht verschont. Die Gräfin Szapary wurde erschlagen und ein Fräulein von 15 Jahren auf eine scheußliche Weise verstümmelt und dann ermordet. Die Zahl der Empörer soll sich auf 6000 belaufen haben. Als endlich Militair gegen dieselben ausgesandt wurde, von einem Fähnrich angeführt, um die gestörte Ruhe wieder herzustellen, fiel der bedeutend stärkere Haufen der Bauern über dasselbe her; die Soldaten wurden entlassen, der Fähnrich aber gebunden, mit Scheeren und Messern gezwickt, endlich geköpft und sein Kopf als Triumphzeichen auf einen Pfahl gesteckt. Ein das Militär begleitender Beamter wurde ertränkt, sein Wagen in Stücke zerschlagen und als sich darin Chlorkalk fand, zwang man einen der Diener des Beamten, davon zu essen, bis er Blut hustete, was wieder zur Verstärkung des Glaubens an Vergiftung diente. — Bei dem Ueberfalle eines Herrschaftsgutes rettete die Gräfin, die Besitzerin des Gutes, durch flehentliches Bitten ihr Leben; dagegen wurde der Oberbeamte, bei dem sich zum Unglück Chlorkalk fand, mit einem Sohne, einer kleinen Tochter, einem Schreiber, einer Magd und zwei Studenten, welche bei demselben in Kost waren, erschlagen. So zogen die Rotten von Dorf zu Dorf; wo ein Edelmann oder ein Arzt gefunden wurde, war der Tod sein Loos und binnen kurzem erfuhr man, daß mehre Edelleute, Pfarrer, Aerzte erschlagen waren. Ein Geistlicher wurde gehängt, weil er sich weigerte, den von ihm geforderten Eid zu leisten, daß er Gift in die Brunnen geworfen habe, einer Gräfin wurden die Augen ausgestochen und unschuldige Kinder auf empörend grausame Weise gemordet. Ein Oberbeamter in der kleinen Stadt Münzent wurde gebunden, auf die Erde niedergeworfen, halbtodt geschlagen, später in eine Schmiede geschleppt, auf eine Bank gebunden und hier auf die Fußsohlen mit Eisen gebrannt, welche Bauernweiber glühend machten. Die Bitten der Gattin und Schwester dieses Beamten schien die Wuth der Rotte noch um so mehr anzufachen. Doch genug dieser schauererregenden Scenen! Die bisher angeführten mögen zur Genüge beweisen, in welche Raserei ein bisher in Unwissenheit

und Rohheit gehaltenes Landvolk geräth, sobald es einen Augenblick die Fesseln abwirft.

Trotz der strengsten Cordons und Sicherheitsmaßregeln aller Art, die man mit ungeheuren Kosten gegen die Cholera anwandte, drang diese Pest doch unaufhaltsam vor und brach selbst in Wien aus und wenngleich, wie gewöhnlich es geschah, die ersten vereinzelten Krankheitsfälle verheimlicht und anderen Ursachen zugeschrieben wurden, so erkrankten doch plötzlich, nach einem 3tägigen Regen, die Menschen zu Hunderten und, im Mittelpunkt der Stadt entstanden, verbreitete die Krankheit sich von hier aus in die Vorstädte und raffte auch viele Personen aus den höchsten Ständen hin. Von hier wandte sie sich nach Böhmen und drang immer mehr in westlicher oder nordwestlicher Richtung vor, kam nach München, woselbst sie Alles in Schrecken setzte und der König Alles aufbot, um der Noth der niederen Stände zu wehren und ihnen Erquickung an Lebensmitteln und wärmender Kleidung zu Theil werden zu lassen, selbst die Sanitätsanstalten besichtigte und mit seltener Aufopferung sich seiner leidenden Mitbürger und Unterthanen annahm. Darauf stattete diese geflügelte Gorgone einen Besuch in Berlin, Magdeburg und besonders Halle ab, in welcher letzteren Universitätsstadt sie auf eine schreckliche Weise wüthete und gelangte in unaufhaltsamen Fortschritten namentlich nach Hamburg, woselbst sie zu wiederholten Malen in großer Heftigkeit ausbrach, dann auch nach Bremen, woselbst jedoch nur einzelne Opfer gefordert wurden. Fast kein Land der Erde blieb von dieser verheerenden Seuche gänzlich verschont und so erinnerte denn der plötzliche, meist mit tiefergreifenden Umständen hereinbrechende Tod den Menschen an die Nichtigkeit und Unbedeutsamkeit seines irdischen Lebens und regte ergreifend die Menschheit auf, hinaufzublicken mit Bitten um Trost und Hülfe zu Dem, von welchem allein die Hülfe und Rettung den Menschenkindern gewährt wird. —

Verbrecherische Umtriebe in Frankfurt a. M. I. Aprilattentat. 1833. Frankfurt, die deutsche Bundesstadt, gelegen im Herzen Deutschland's an den reizenden Ufern des lieblichen Mainstroms, war in den neuesten Zeiten dazu bestimmt, der Ort

zur Ausführung hochverrätherischer Pläne zu werden. Folgendes möge als Einleitung dienen. —

Nachdem nämlich Napoleon durch die siegreichen Schlachten bei Jena und Auerstädt 1806 auch unser theures Vaterland in die schmählichen Fesseln der Abhängigkeit von Frankreichs Herrschergewalt geschlagen und mit seinen sieggewohnten Schaaren sich ergossen hatte über Deutschland's friedliche Auen, so stiftete er im Jahr 1806 den Rheinbund, welcher, da Napolen selbst als oberster Leiter und Protector desselben sich an dessen Spitze stellte, der Sebstständigkeit des nun über 1000 Jahr bestandenen Deutschen Kaiserreichs ein Ende machte und dasselbe unter die Fremdherrschaft Frankreichs brachte. An dessen Stelle trat nun im Jahr 1815 mit Uebereinstimmung der Fürsten, die durch kühne Waffenthat die Freiheit wieder errungen hatten, der Deutsche Bund, welcher bekanntlich seit jener Zeit seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte und dessen wesentlicher Zweck es war, den Frieden im Innern Deutschland's zu sichern, jedem Staate seine Selbstständigkeit unversehrt und unverkürzt zu bewahren und die Einheit Deutschland's nach Außen und nach Innen im gegenseitigen, enggeschlossenen Bunde zu erhalten. — Allein der durch die Julirevolution Frankreichs 1830 erregte Kampf der Völker gegen den Absolutismus und die Anmaßung der Fürsten trug auch auf unserem vaterländischen Boden herbe Früchte und so schien immermehr der Glaube sich geltend zu machen, ob begründet ob nicht, wollen wir dahin gestellt sein lassen, als gewinne die Berathungen der Bundestagsbeschlüsse allmälig in den constitutionellen Staaten beeinträchtigendes Uebergewicht. Um die scheinbar durch den Bundestag bedrohte Freiheit Deutschland's zu retten und dem Deutschen Reiche eine vermeintlich zweckmäßigere, freisinnigere, hochherzigere Einrichtung zu verleihen, kam am 3. April 1833 eine Verschwörung zum Ausbruch, die bei der damit verbundenen Unbesonnenheit und Thorheit den Keim der Vernichtung in sich selbst trug. Was braucht man mehr zu wissen, als daß einige Dutzend deutscher Studenten, von vielleicht 1000 schlecht bewaffneten Menschen aus dem Pöbel unterstützt, sich anmaßten, die Stadt Frankfurt am Main, den Hauptsitz des Bundestags,

eine halbe Tagereise weit von Mainz, Darmstadt, Wiesbaden, von wo binnen 24 Stunden eine Armee von 30,000 Mann versammelt sein konnte, erobern zu wollen.

Allgemeine Gerüchte nämlich, die im Umlaufe waren, wegen Unruhen und Unordnungen, die sich in Frankfurt ereignen würden, bestimmten den Bundestag zu dem an die Truppen erlassenen Befehl, sich in ihren Casernen zum schleunigen Ausrücken bereit zu halten. Die eigentlichen Gründe zu solchen Maßregeln blieben indessen immer noch unbekannt. Sagen gingen, es seien mehre 100 Studenten in der Stadt, die in der Nacht einen Tumult beginnen wollten. Inzwischen schenkte man solchen Gerüchten keinen Glauben, als plötzlich um 9½ Uhr etwa, aus der Straße unter der Katharinen-Pforte genannt, ein Haufe von ungefähr 150 Menschen, mit Pistolen, kurzen Büchsen, Säbeln, Dolchen, zum Theil auch nur mit Stöcken bewaffnet, unter Ausstoßen von Freiheitsrufen hervorbrach. Ein Theil des Haufens, etwa 50 Individuen, strömte auf die Hauptwache los, die Uebrigen zogen die Hauptstraße, die Zeil hinauf gegen die Constablerwache. An beiden Punkten fielen fast gleichzeitig Schüsse. Bei der Hauptwache ward der Posten, noch ehe er die Klingel ziehen konnte, zu Boden gestreckt; ein zweiter Schuß warf den Sergeanten nieder und in einem Augenblicke war die Wache erstürmt, ohne daß die Mannschaft Zeit gehabt, nur zum Gewehr zu greifen. Sie ward auseinander gesprengt; die Stürmenden bemächtigten sich der Gewehre, drangen in die Hauptwache selbst, zwangen den commandirenden Offizier in seiner Stube zu bleiben und begannen, die Gefängnisse zu erbrechen, worin sich mehrere Arrestanten befanden. Während dieses bei der Hauptwache vorging, war der andere Haufe bei der Constabler-Wache angelangt, wo völlig ähnliche Auftritte stattfanden. Endlich war auch noch eine dritte, jedoch wenig zahlreiche Abtheilung nach dem Dome gezogen, um sich der Sturmglocke zu bemächtigen, was auch für einen Augenblick gelang, so daß man alsbald diese Glocke zum großen Schrecken der benachbarten Hausbewohner ertönen hörte. Inzwischen hatte sich das in der Caserne befindliche Linienregiment in Bewegung gesetzt und eilte im Sturmschritte dahin, wo dessen Anwesenheit vornehmlich Noth that. Auch wurde der Generalmarsch geschlagen, und die

Stadtwehr zu Pferde und zu Fuß war bald auf ihren Allarmplätzen. Indessen wurde nach kurzem, nicht unblutigem Kampfe die Ruhe bald wieder hergestellt, die Aufrührer zerstreut und nach allen Richtungen vertrieben. Die meisten in den Gefängnissen sich befindenden politischen Gefangenen weigerten sich, ihre Haft zu verlassen oder stellten sich doch freiwillig wieder. Aus Allem ging hervor, daß die Befreiung dieser Gefangenen nicht der Hauptzweck der Tumultuanten kann gewesen sein, sondern vielmehr durch einen Hauptangriff auf das Thurn- und Taxische Palais, den Sitz der deutschen Bundesversammlung, Vernichtung aller Bundesacten herbeizuführen. Nach Unterdrückung dieser Unruhen wurden nun sogleich die Thore geschlossen; aber die Unruhestifter entkamen dennoch auf einer Art Brücke, die sie in aller Eile über den Stadtgraben geschlagen hatten. — Es wurden jetzt viele fremde Studenten, die sich damals in Frankfurt aufhielten. zur Untersuchung gezogen und überhaupt dieselbe mit aller Strenge und gehörigem Ernste begonnen. Um jede Wiederkehr solcher Attentate zu verhindern, ergriff der Bundestag geeignete Maßregeln und ließ von Mainz aus Bundestruppen in die Stadt Frankfurt rücken und nach einigen Untersuchungen wurde beschlossen, durch eine beständige Garnison den Sitz des Bundestags zu schützen. Diese betrübenden Vorgänge hatten hemmende Maßregeln für die Universitäten und die Freiheit der Studenten zur Folge.

II. Maiattentat. 1834. Ein ähnliches Attentat wurde am 2. Mai 1834 wiederholt. Es war nämlich einigen Schildwachen die Warnung zugegangen, sie sollten sich von ihren Posten zurückziehen, denn man wolle die Gefangenen befreien. Die Schildwache zeigte sogleich diese Mittheilung an, wo nun alles sogleich unter's Gewehr trat. Bald darauf erschien ein Trupp Menschen in der Nähe der Wachen, ging jedoch, nachdem eine Patrouille sie zum Auseinandergehen aufgefordert hatte, weg, kam aber nach kurzer Zeit mit einem größeren Haufen zurück und zu gleicher Zeit suchten fünf der Gefangenen sich an Seilen auf die Straße herunter zu lassen, um zu entfliehen. Von beiden Seiten wurde geschossen. Von den fünf Verhafteten gelang es zweien, ihr Vorhaben auszuführen, zwei andere erhielten bei dem Herablassen auf die Straße Verletzungen, die die Flucht unmöglich

machten, der fünfte Student, Rubener aus Wunsiedel, wurde verwundet und starb an den Folgen dieser Wunden. Das Feuern mußte wiederholt werden und mehre unschuldige Frankfurter Bürger wurden ein Opfer des unsinnigen Unternehmens. Viele Kugeln flogen in die benachbarten Häuser in der Nähe der Wache, so daß man eine Beschwerde bei der Bundesversammlung späterhin eingab, welche die Verlegung der Wache von diesem Ortr hinweg begehrte. In dem nahestehenden Gasthofe zum Römischen Kaiser flog eine Kugel in das Gastzimmer und streifte einen an der Tafel sitzenden Fremden am Halse. Und so geschah allerlei Unglück!

Befreiung einiger Gefangenen. Es war vielfach davon die Rede gewesen, die in Haft sich befindenden Individuen von Frankfurt weg nach der Bundesfestung Mainz zu schaffen. Allein während man sich hierüber berieth, führten zwei Bauern mit großer Kühnheit und Hingebung einen Plan aus, der seit langer Zeit entworfen und vorbereitet war. Schon beim Aprilereigniß hatte es nämlich nicht an einem Verständnisse der betheiligten Studenten und einem Theile der Landleute in der Umgegend gefehlt, weßhalb auch am Tage der Ausführung des Attentats eine Anzahl bewaffneter Bauern vor den Thoren Frankfurt's sich eingestellt hatten. Als die ganze Unternehmung scheiterte, faßten die Bauern in dem an der Frankfurter Grenze gelegenen Dorfe Orb den kühnen Plan, die politischen Gefangenen zu befreien. Zwei Bauern Johann Weimers und Jacob Geiger begaben sich nach Frankfurt und es gelang ihnen eine Anstellung als Gefängnißknechte zu bekommen. Sie wußten sich in dem Maße das Vertrauen der Behörde zu erwerben, daß man ihnen die Aufsicht über sieben politische Gefangene anvertraute. Anfangs, ihre angenommene Rolle gut spielend, behandelten sie die Gefangenen rauh und barsch und so gelang es eines Tages dem Johann Weimers mit einem der Gefangenen zu entfliehen und Jacob Geiger folgte bald darauf mit den sechs anderen Gefangenen nach. Bei den Schwierigkeiten, die sich der Flucht durch die Localität entgegenstellten, ist zu vermuthen, daß eine Menge bemittelter Personen das Unternehmen begünstigt haben. — Weimers und Geiger gelangten nach Havre, um sich nach Nordamerika einzuschiffen.

Wegbringung der Gefangenen von Frankfurt nach Mainz. Da der Bundestag zu Frankfurt durch hochverrätherische Excesse

der Art gestört wurde und die Sicherheit der Gefangenen in einer offenen Stadt nicht schien bewerkstelligt werden zu können, so wurde beschlossen, dieselbe nach Mainz auf die Festung Hardenberg zu schaffen. Dies wurde ganz in der Stille der Nacht ausgeführt. Nachdem man alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, wurden die Gefangenen in großen Eilwagen von der Constablerwache langsam mit militairischer Bedeckung weggeführt. Es sollen im Ganzen etliche 20 gewesen sein und ein Jeder hatte noch einen Begleiter im Wagen. Ueberall auf der Chaussee war Cavallerie aufgestellt, welche die Wagen an den Ort ihrer Bestimmung begleiteten. Hier auf dem Hardenberg wurden sie freilich mit Ernst, doch auch wieder mit freundlicher Schonung behandelt und ihnen gestattet, was nach Umständen ihnen gestattet werden konnte.

Hannover. Das wichtigste Ereigniß des Jahres 1837 in Deutschland war die Thronbesteigung des früheren Herzogs von Cumberland, jetzigen Königs von Hannover, Ernst August I. Durch die in Großbritannien stattgefundene Thronbesteigung der Königin Victoria, einzigen Tochter des Herzogs von Kent, trennte sich nach einer nun 123 Jahre bestandenen Verbindung Hannover von England zufolge eines schon früher genannten, bestehenden Hausgesetzes, und trat in die Reihe der selbstständigen Continentalmächte Europa's. Hannover wurde seit 20 Jahren von dem loyalen, allbeliebten Herzog von Cambridge, seit 1831 Vicekönig von Hannover, regiert.

Nicht sobald war dem Vicekönig Adolph die Nachricht des am 20. Juni erfolgten Hinscheidens seines durchlauchtigen Bruders, Wilhelm's IV., officiell mitgetheilt worden, als er diese Trauerkunde und die damit verbundene nunmehrige Thronbesteigung seines königlichen Bruders Ernst August zur öffentlichen Kunde brachte, mit dem Bedeuten, daß sein Bruder ihm zu erkennen zu geben geruht hätte, daß bis zur weiteren Verordnung Alles in dem bisherigen Gange verbleiben solle. Ganz Hannover wurde durch diese Trauerbotschaft in Aufregung und Thätigkeit versetzt. Der Vicekönig, dessen Verwaltung des Landes somit aufhörte, arbeitete längere Zeit mit den Ministern zur völligen Regulirung der Angelegenheiten bis zur Ankunft des Königs. Eine Menge Couriere und Estafetten wurden im Laufe des Tages nach allen

Richtungen abgesandt. Mehre Staatsbeamte, welche schon nach ihren Gütern abgereis't waren, wurden schleunigst zurückberufen. Eine allgemeine Land= und Hoftrauer nahm am 24. Juni ihren Anfang. Die Officinen der Druckereien waren in voller Thätigkeit, alle Ausschreiben, Behufs der Hoftrauer, der Kirchengebete u. s. w. zu vervielfältigen. Der Oberschenk von Steinberg reis'te sogleich nach Osnabrück dem dort zu erwartenden Könige Ernst August entgegen. — Die bereits getroffenen und noch im Werke sich befindenden Vorbereitungen zu den Festlichkeiten des Schützenhofes, welche am 26., 27. und 28. statthaben sollte, eines der glänzendsten Volksfeste der Einwohner Hannover's, wurden sofort eingestellt, da das Fest selbst vor der Hand nicht stattfinden sollte. Von allen Kirchthürmen der Stadt wurde eine Stunde lang mit allen Glocken geläutet, welches Trauergeläute jeden Mittag bis zum 24. Juli, also einen ganzen Monat hindurch, herabtönte. In allen Kirchen der Stadt wurde ein Trauergebet gehalten. — Indessen sollten die Hannoveraner nicht allein durch den Tod ihres geliebten Königs in tiefe Trauer versetzt werden, sondern eine andere Wunde ihnen geschlagen werden durch die Entfernung ihres vielgeliebten und allverehrten Vicekönigs, eines Fürsten, der so treu und bieder, mit Umsicht und Beharrlichkeit nur das Wohl der ihm von seinem Bruder anvertrauten Unterthanen, stets im Auge hatte, und dessen Abgang alle fühlende Herzen tief ergreifen mußte. Nicht allein beschloß man deßhalb diesem Trauergefühl durch eine Condolenzadresse Worte zu geben, sondern es begab sich auch eine aus dem Magistrat und den Bürgervorstehern bestehende Deputation nach dem eine halbe Stunde von der Stadt belegenen königlichen Schlosse Montbrillant, der bisherigen Residenz des Herzogs von Cambridge. Der Deputation schlossen sich freiwillig fast die sämmtlichen Hausbesitzer und eine sehr große Zahl anderer Bewohner der Residenz an, welche in stillem, fast lautlosem Zuge folgten, und den ganzen Schloßhof von Montbrillant ausfüllten. Die Deputation ward von Sr. königl. Hoheit im Schlosse empfangen, und der Herr Stadtdirector Rumann sprach im Namen der Stadt die Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung für die vielfältigen Beweise der Liebe, Güte und Wohlthätigkeit aus, welche Se. königl. Hoheit eine so lange

Reihe von Jahren hindurch der Stadt und ihren Bewohnern erwiesen hatte. Der Vicekönig dankte in wenigen, von der tiefsten Rührung eingegebenen Worten, und versicherte seines unwandelbaren, gnädigen Andenkens die Bürger der Stadt, welche die angeerbte Treue gegen das königl. Haus, wie dem verewigten, so auch dem jetzt regierenden Könige bewahren würden. Darauf trat der Vicekönig unter die im Schloßhofe harrenden Bürger, welche von einem Gefühle des Schmerzes durchdrungen waren; und als auch die Frau Herzogin, um für ein ihr und den Prinzen und Prinzessinnen ausgebrachtes Lebehoch zu danken, in Thränen an das Fenster trat, da blieben wenig Augen trocken.

Inzwischen hatte der König Ernst August am 24. Juni London verlassen und war am 26. Nachmittags zu Rotterdam an's Land gestigen, um von hieraus seine Reise in die ererbten Staaten anzutreten. Als er bei Nordhorn im Bentheimschen den Boden seines Königreichs betreten hatte, wurde er auf der Ortsgrenze des Amts Lingen von den königl. Beamten und an der Canalbrücke von Lingen von dem Magistrate dieser Stadt feierlichst empfangen. Der König stieg alsdann im königl. Amthause ab, musterte das auf dem Hofe aufgestellte 11. Linienbataillon, nahm einige Erfrischungen und setzte dann Abend's 9 Uhr unter dem Jubelrufe des zahlreich versammelten Volks seine Reise nach Osnabrück weiter fort. Am 28. Juni Nachmittags 1½ Uhr in preußisch Minden angekommen, nahm er die Aufwartung der dortigen Militair- und Civilbehörden an, um nun über Bückeburg und Nenndorf der Hauptstadt zuzueilen.

Einzug des Königs von Hannover Ernst August I. Der 28. Juni war der denkwürdige Tag, an welchem Ernst August, König von Hannover, in der Hauptstadt des Landes seiner Väter anlangte, um den Thron zu besteigen, von welchem der Rathschluß der Vorsehung seinen erhabenen Bruder, den König Wilhelm, abrief.

An der Grenze, drei Meilen von der Hauptstadt, wurde der König von dem Landdrosten der Provinz und den Beamten des Grenzamts Wennigsen empfangen, deren Anreden derselbe auf's Huldreichste erwiederte. Von nun an führte ihn der Weg durch die kaum unterbrochenen Reihen seiner von allen Dörfern der Um-

gegend herbeigeströmten, jubelnden Unterthanen. Die Escorte der Garde du Corps hatte der König zurückgelassen. Auf Signale durch die aufgestellten Fahnenträger verkündigte bald der Donner des auf dem Walle aufgestellten Geschützes die Annährung des Königs an die Hauptstadt. Kurz vor 6 Uhr langte derselbe im Reisewagen, an seiner Seite den Oberstallmeister Graf von Kielmansegge, begleitet von einer Anzahl Bürger zu Pferde, am Eingange der Calenberger Straße an, wo eine Ehrenpforte errichtet war, und der versammelte Magistrat seiner Ankunft harrte. Der Stadtdirector empfing den König Namens der Stadt mit einer Anrede und überreichte den Schlüssel der Stadt auf einem seidnen Kissen. Der König nahm die Versicherung unwandelbarer Treue der Stadt mit der huldreichsten Beifallsbezeugung auf, und erwiederte: „Sie kennen meine Liebe zu diesem Lande und dieser Stadt, wo ich Meine Jugend verlebte; der Vorsehung hat es gefallen, Mich auf den Thron Meiner Väter zu berufen; Ich werde den Hannoveranern ein gerechter und gnädiger König sein." Ein begeistertes Lebehoch folgte diesen herzlichen Worten. Langsam setzte nun der Wagen des Königs den Weg in die Stadt fort durch das in Linie aufgestellte Militair und die dichtgedrängte Bevölkerung, welche gleich der die Fenster der Häuser füllenden schönen Welt mit Jubelruf und Schwenken der Hüte und Tücher den König begrüßte. Am Fürstenhofe beim Aussteigen aus dem Wagen wurde er von dem Herzoge und dem Prinzen George von Cambridge empfangen. Aufs tiefste gerührt stürzten die Brüder einander in die Arme. Es war ein ergreifender Moment. Der Jubel des Volks erneuerte sich, als Ernst August am Fenster des Palastes erschien, und über eine Stunde währte es bis der Platz und die naheliegenden Straßen aufhörten, der Schauplatz der lebendigsten und freudigsten Bewegung zu sein. Nachdem der König die ehrerbietige Bewillkommnung der Minister und der Hofchargen entgegengenommen, kehrten der Herzog und der Prinz von Cambridge nach dem Gartenpalais zu Montbrillant zurück, und bald nachher begab der König sich ebendahin, um im Kreise der herzoglichen Familie das Mittagsmahl einzunehmen. Von 9 Uhr an war ganz Hannover bis in die kleinsten Gassen glänzend

erleuchtet, und bis Mitternacht wogte in den taghellen Straßen die durch den Besitz ihres Königs beglückte Bevölkerung.

Wegen des Todes des Königs Wilhelm wurde nun eine Landestrauer von 12 Wochen in verschiedenen Abstufungen angesagt. — Der König, welcher stets mit seinem Bruder, dem Herzog von Cambridge und dessen Familie speis'te, ließ sich bald auf dem königlichen Schlosse die Officiere der Garnison vorstellen und nahm eine Deputation des Oberappellationsgerichts zu Celle an. Am Sonntag den 2. Juli wohnte er nebst den Mitgliedern seiner in Hannover versammelten Familie dem Gottesdienste in der Neustädter Hof- und Stadtkirche bei, wo Herr Consistorialassessor Niemann eine der Veranlassung angemessene Predigt hielt. Dann ertheilte er einer Deputation von Göttingen Audienz und besuchte in Begleitung der herzogl. Familie das königl. Schloß zu Herrenhausen. — Der bisherige Geheimerath v. Schele wurde von dem Könige zum Staats- und Cabinetsminister ernannt und in solcher Eigenschaft in Eid und Pflicht genommen. Der König beschäftigte sich ununterbrochen mit Staatsgeschäften. Schon um 6 Uhr des Morgens arbeitete er allein in seinem Cabinette und gegen 8 Uhr trafen bereits die Minister bei ihm ein. Mehren Deputationen wurden Audienzen ertheilt und die Abgesandten erschöpften sich in Lobeserhebungen über die Huld und Gnade, womit der König sie aufgenommen habe. — Wenn auch die deutsche Sprache dem Könige eben nicht sehr geläufig ist, so versteht der Monarch es doch, sich klar und ganz verständlich auszudrücken. Den Deputirten der Stadt Münden dankte der König noch ganz besonders für die herzliche Aufnahme, womit sie ihn bei seiner Durchreise vor etwa drei Monaten beglückt habe. Mit der Deputation der Stadt Göttingen, welche aus den Herren Stadtgerichtdirector Kirstin, Syndicus Oesterley, Professor Gieseler und Gastwirth Michaelis bestand, unterhielt sich der König in den huldreichsten Ausdrücken über diese Stadt, hinzufügend, daß er sich mit innigem Vergnügen der Jahre erinnere, als er dort studirt habe. Der König soll sich der Worte bedient haben: „Damals war ich noch sehr jung, aber sehr glücklich in Göttingen.“ — Am 4. Juli fand großes Lever im Fürstenhofe statt. — Am 5. Juli verließ der Herzog von Cambridge Hannover. Ueber seinen

Abschied hieß es: Tausend Segenswünsche begleiten ihn. Unbeschreiblich ist die Trauer, welche dieser Verlust bei allen Ständen Hannover's erregt. Seinen unzähligen, edlen Handlungen, seinem wahrhaft hochherzigen Wirken hat dieser erhabene Fürst dadurch die Krone aufgesetzt, daß er auch fern von der ihm allerdings sehr lieb gewordenen Stadt nicht aufhören will, ihr Wohlthaten zu erzeigen; alle Dürftigen, die seiner Großmuth eine Erleichterung ihrer Bürde verdanken, werden sich fortwährend seiner Gnade zu erfreuen haben; Alle, die ihm treu dienten, haben auch in Zukunft den reichlichsten Lohn ihrer Treue zu erwarten.

Der König nahm sodann mehre Beförderungen vor, erhielt einen Besuch von den Herzog von Braunschweig und gab dann am 5. Juli das so viel besprochene Patent heraus. In diesem heißt es unter andern:

„Wir versichern sie (die Unterthanen) insgesammt unserer königl. Huld und Gnade und Unseres landesherrlichen Schutzes, und werden es stets das Ziel Unserer angelegentlichen Wünsche und Bestrebungen sein lassen, das Glück und die Wohlfahrt der von der göttlichen Vorsehung uns anvertrauten Unterthanen auf jede mögliche Weise landesväterlich zu fördern."

„Indem dieses das Ziel unserer Bestrebungen ist, haben Wir die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß in vielen Punkten das Staatsgrundgesetz Unseren nur auf die Förderung des Wohls Unserer getreuen Unterthanen gerichteten Wünschen nicht entspreche. Entschlossen, Unserem getreuen Volke Unsere Ansichten über diesen Gegenstand sofort offen darzulegen, stehen Wir nicht an, zu erklären, daß Wir in dem, weder in formeller, noch materieller Hinsicht Uns bindenden Staatsgrundgesetze, eine hinreichende Gewähr für das dauernde Glück Unserer getreuen Unterthanen, deren Wohl, nach den von der göttlichen Vorsehung Uns dazu auferlegten Pflichten, möglichst zu fördern, Unser unablässiges Bestreben sein wird, nicht finden können. Inzwischen ist es fern von Uns, Unsere königl. Entschließung über diesen hochwichtigen Gegenstand, vor der sorgfältigsten Prüfung aller dabei in Betracht zu ziehenden Verhältnisse, zu fassen." —

Geschichte des Staatsgrundgesetzes. Mit diesem Staatsgrundgesetz hat es folgende Bewandtniß: Schon 1819 nämlich hatte man eine Revision des früheren Verfassungszustandes Hannover's, welches eigentlich keine Stände, doch aber in einzelnen Provinzen sogenannte Provinziallandstände hatte, welche wieder manche Verschiedenheit unter sich darboten, vorgenommen. Diese neue Organisation der Stände wurde 1819 vorgenommen und durch das Patent des damaligen Prinz-Regenten Georg (IV.) eingeführt. Bei den 1831 ausgebrochenen Unruhen hatte der Herzog von Cambridge allmälige Reformen der bestehenden Verfassung als den Weg bezeichnet, auf welchem Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen und das wahrhafte Gute zu erringen sei. Allein bald kam man zu der Ueberzeugung, daß eine völlig neue Verfassung dringendes Bedürfniß sei, weßhalb das Ministerium der Ständeversammlung die Eröffnung machte, daß ein neues Grundgesetz ausgearbeitet und den Ständen zur Berathung vorgelegt werden solle. Dieses jetzt bearbeitete und von den Ständen und auch von Wilhelm IV. mit mannigfachen willkürlichen Veränderungen und Modificattonen versehene, 1833 angenommene Staatsgrundgesetz wurde nun als die Grundlage der hannoverschen Verfassung bislang angesehen. Der Paragraph über die vom Könige bei seiner Thronbesteigung zu übernehmende Verpflichtung heißt: „Der König wird den Antritt seiner Regierung durch ein Patent zur öffentlichen Kunde bringen, worauf die Huldigung erfolgt. Im Patente, welches die Urschrift unter des Königs Hand und Siegel demnächst in ständischen Arbeiten niederzulegen ist, versichert der König bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Feststellung der Landesverfassung." Wie der König nun durch sein am 5. Juli gegebenes Patent dieses Staatsgrundgesetz entweder gänzlich aufgehoben oder doch wenigstens zu suspendiren sich berufen fühlte, ersehen wir oben.

Bei der Deputation von Harburg erwiederte der König, daß es ihm zur besondern Zufriedenheit gereiche, aus allen Theilen des Landes dieselbe Versicherung der Treue und Anhänglichkeit zu empfangen, daß er sich im Lande umsehen und allen Mängeln, welche sich fänden, abhelfen würde, da das Wohl seiner

Unterthanen sein einziger Zweck sei, daß er aber zu dem Allen Zeit bedürfe.

Da es sich voraussehen ließ, daß die Verweigerung der einstweiligen Nichtanerkennung des Staatsgrundgesetzes große Sensation machen werde, so wurde eine Commission vom Könige ernannt, der die Untersuchung der Frage vorlag: ob dieses Gesetz in der bestehennen Form ganz geeignet sei, das Wohl des Landes zu befördern, oder ob man dasselbe gewissen Modificationen zu unterwerfen habe. Die niedergesetzte königliche Commission vereinigte sich, wie es heißt, über die Frage, „ob der König zur Anerkennung des Staatsgrundgesetzes verbunden sei."

Abreise der Königin von Berlin und Einzug in Hannover. Kaum hatte sich die Nachricht von dem Tode des Königs Wilhelm in Berlin verbreitet und war dem Könige von Preußen officiell durch den englischen Gesandten mitgetheilt worden, als man auch sogleich die Wagen der beglückwünschenden Minister und des diplomatischen Corps vor dem Palais der jetzigen Königin von Hannover bemerkte. — Die Königin verließ Berlin, traf am 13. Juli Abends 8 Uhr unter dem Namen einer Gräfin von Diepholz mit dem Kronprinzen und einer zahlreichen Suite von Berlin über Genthin in Halberstadt ein und trat im Gasthofe zum Prinzen Eugen ab, welcher zur Aufnahme der höchsten Reisenden aufs Beste eingerichtet und von Außen und Innen mit Laub- und Blumen-Festons geschmackvoll verziert war. Ihre Majestät geruhten daselbst die Bewillkommnungs-Cour des Commandeurs des 7. Cuirassier-Regiments und einiger Officiers, so wie des Bürgermeisters der Stadt anzunehmen, lehnten inzwischen die aufgestellte Ehrenwache augenblicklich ab. Der Kronprinz schien sehr erfreut, einen seiner Jugendgespielen, den Lieutenant des 7. Cuirassier-Regiments, Herrn v. Linsingen, Sohn des General-Majors und General-Adjutanten v. Linsingen zu Hannover, hier zu finden, in dessen, so wie des Mr. Jelf Begleitung er auch noch diesen Morgen deu Domplatz besuchte und unter den blühenden Linden daselbst lustwandelte.

Am folgenden Tage, den 14. Juli, hatten die Bewohner Schladens und der Umgegend das Glück, ihrer Landesfürstin in dem Augenblicke, als sie den heimischen Boden betrat, zu bewill-

kommnen. Unmittelbar auf der Grenze erhob sich eine geschmackvoll decorirte Ehrenpforte. Die jubelnde Menge, Tausende an der Zahl, eilten der erhabenen Herrscherin bereits früh Morgens entgegen und harrte der Ankunft derselben mit Ungeduld. Gegen zwei Uhr Nachmittags zeigte sich in der Ferne, auf der Straße von Berlin über Halberstadt der Wagen der Königin. Im raschen Trabe nahete die Fürstin des Landes bis an die Pforte; da aber gebot sie der Eile, um unter dem Bogen der Ehre die Opfer getreuer Huldigung entgegen zu nehmen. Der Herr Landdrost von Schmidt-Phiseldeck, der Herr Oberforstmeister General von Beaulieu, und die Herren Beamten von Wöltingerode empfingen die Königin mit Beglückwünschungen, welche Ihre Majestät mit herablassendem, huldreichem Dank entgegen nahm. Dann nahete sich der Bauerstand des königl. Amts Wöltingerode, dessen erwählter Sprecher, Herr Notar Gattone aus Schladen, die Fürstin des Landes mit folgenden Worten anredete:

„Der Sprecher des Bauernstandes des Amts Wöltingerode nahet sich seiner Königin voll Ehrfurcht; ihm ist am heutigen Tage das namenlose Glück zu Theil geworden, die erhabene Landesmutter an der Schwelle des Reichs zu begrüßen. Geruhe Höchstdieselbe unsere Huldigung gnädigst aufzunehmen. Freilich sind sie nur schwach, diese Zeichen unserer tiefsten Ergebenheit und unseres heißesten Dankes; aber sicher sind sie die zuverlässigsten Vorboten jenes allgemeinen Jubels, mit welchem das ganze Land seiner Königin entgegen eilen wird. Der heutige Tag ist für uns und unsere Enkel doppelt unvergeßlich; denn im Jahre 1806, um eben diese Zeit, zog die Höchstselige Königin von Preußen eben diesen Weg und beglückte Schladen's Bewohner mit ihrer Alles beseligenden Gegenwart. Was wir damals freilich nicht ahnten, ist dennoch jetzt zur schönsten Wiaklichkeit geworden: Heil uns! Louisens fürstliche Schwester, die würdige Erbin jener seltenen Tugenden der Häuslichkeit und des Throns, welche die hohe Verblichene in sich vereinigte, Friederike Caroline Sophie von Mecklenburg-Strelitz ist Hannover's Königin!" —

Der Redner, von den Thränen der Königin ergriffen, glaubte die Gefühle des schwesterlichen Herzens ehren zu müssen; er schwieg eine Weile, dann nahm er jenen Kranz, welchen Jungfrauen aus

reinen Erzeugnissen der mütterlichen Erde gewunden und damit den Sprecher geschmückt hatten, von sich, und überreichte denselben der Königin mit den Worten:

„Griechenland's Völker beschenken ihre Fürstin mit Honig von Hymettus und mit Früchten ihrer fetten Heerden Arkadien's; solche Gaben haben wir nicht. Geruhe daher unsere erhabene Königin diesen bescheidenen Aehrenkranz entgegen zu nehmen. Derselbe ist das getreue Symbol jenes redlichen Fleißes des Volkes und jener nährenden Frucht des Landes, über welches zu herrschen Sie, meine Königin, durch des allmächtigen Regierers der Welt allweisen Rathschlüsse ersehen sind."

Die Königin geruhete zu erwiedern:

„Melden Sie dem Bauernstande des Amts Wöltingerode, daß ich mit Freude und Rührung dessen Ehrenbezeugungen aufgenommen habe; sagen Sie ihm, daß ich nie aufhören werde, dem Vorbilde meiner verewigten Schwester Louise, deren Angedenken Sie mir in dieser Stunde so lebhaft zurückgerufen haben, wo und wie ich kann, nachzustreben."

Ein tausendstimmiges Lebehoch erscholl der Landesmutter entgegen; dieselbe dankte ringsum und der Wagen rollte weiter. Inzwischen hart an der östlichen Einfahrt der Oberbrücke in Schladen ging die Königin neuen Huldigungen entgegen. Die Geistlichkeit Schladen's nahm die Herrscherin des Landes mit der Schuljugend beider Confessionen unter festlichem Gesange und freudigem Jubel der versammelten Menge in ihre Mitte und hervortraten die Jungfrauen Constantia Dormeyer von Buchladen und Wilhelmine Schrader aus Schladen und übergaben auf seidenen Kissen der durchlauchtigsten Königin ein der festlichen Gelegenheit eben so zart, als sinnig entsprechendes Gedicht. — Während die Königin unter Freudenruf Ihrer getreuen Unterthanen, unter Musik und Glockenklang in Schladen sodann einzog, harrte der königliche Gemahl derselben auf seiner Domaine der Kommenden entgegen. Schon um 11 Uhr waren der König Ernst August hier angelangt. Die Scene der gegenseitigen Begrüßung des erlauchten Herrscherpaares mitzuschauen, war nicht vergönnt. Der berittene Bauernstand führte die Herrscher bis an die Gränze des Amts Liebenburg neuen Ehrenbezeugungen entgegen. Der könig-

liche Wagen wurde von 6 schwarzen aus Hannover angelangten Marstallpferden gezogen und gelangte so bis an die Grenze des Amts Liebenburg, wo die königlichen Majestäten bei einer Ehrenpforte eine vom Amtmann Hasenbalg gehaltene Rede freundlich anhörten und eine von Herrn Bergrath v. Unger aus Salzgitter dargereichte Salzkrone annahmen. An der Ehrenpforte selbst waren sämmtliche Geistliche mit den Schulkindern aus dem ganzen Amte aufgestellt, wobei die Kinder, festlich geschmückt mit grünen Kränzen, Bogen bildeten; an diese reihete sich die Schützengesellschaft von Salzgitter mit ihren Fahnen in völligem Costüme, ein langes Spalier bildend. In das allgemeine Jauchzen des Volkes stimmte die Musik mit dem God save the King ein, welches die königlichen Majestäten gerührt anhörten, und dann sich der Zug weiter in Bewegung setzte, wobei ein starkes Corps Landleute zu Pferde denselben eröffnete; alsdann folgte ein mit Blumen gezierter Wagen, auf welchem vier junge Mädchen, Töchter königlicher Beamten, immer dicht vor dem königlichen Wagen her Blumen streuten, hinter dem königlichen Wagen folgten abermals Landleute zu Pferde und viele Wagen mit den Beamten und Privatpersonen. In Liebenburg selbst waren neben einer Ehrenpforte die Schulkinder der katholischen Kirche mit 8 Fahnen aufgestellt, und das Königspaar geruheten nochmals anzuhalten und ein von dem Kaufmann Kruse dargereichtes Gedicht gnädigst anzunehmen. Der Zug ging nun durch das mit Ehrenpforten gezierte Dorf Othfresen nach dem Posthause, woselbst die Pferde gewechselt wurden; auch hier wurde von der Tochter des Posthalters Serjel eine Krone überreicht, welche angenommen wurde. Der König unterhielt sich mit dem aus Goslar anwesenden Officier-Corps, worauf unter derselben Begleitung bis Ringelheim die Reise fortging, wo abermals von den Beamten und Pastoren Reden gehalten und Gedichte entgegengenommen wurden, welches sich auf dem ganzen Wege durch die festlich geschmückten Dörfer, wo überall mehre Ehrenpforten erbaut waren, in Saerhoff, Rhene, Wartjenstett, Grasdorff, Astenbeck wiederholte, bis die Reisenden, prachtvoll empfangen, Abends in das bestimmte Nachtquartier Derneburg bei dem Grafen von Münster anlangten. Jeder Beobachter mußte die erfreuliche Bemerkung

machen, wie alle Landeseinwohner nur eine Seele schienen, und sich mit Lust und Liebe in die Hände arbeiteten, so daß dieser Tag zu einem allgemeinen Festtage der Freude wurde, und daher auch gottlob kein Unglück passirte, vielmehr der allgemeine lauteste Jubel deutlich zeigte, mit welcher großen Liebe, Verehrung und Bereitwilligkeit von ganzem Herzen einer den andern in Beweisen treuer Anhänglichkeit zu überbieten suchte.

Der Empfang zu Hildesheim war nicht minder festlich und herzlich. Vor dem Friesenthore war beim Eintritt in die Stadt eine geschmackvolle Ehrenpforte, so gut als es die Kürze der Zeit erlaubt hatte, errichtet. Unter dem Frontispice las man die Worte:

DER KÖNIGIN DIE BÜRGER
HILDESHEIMS
AUS TREUER LIEBE UND VEREHRUNG.

Die Straßen, welche die königliche Equipage zu passiren hatte, waren mit Maienfestons und Guirlanden von den schönsten Blumen der hiesigen Gärten so festlich als möglich, und manche recht sinnreich, geschmückt.

Gegen Mittag versammelten sich die Mitglieder der verschiedenen Dicasterien, der Magistrat, die Geistlichkeit beider Confessionen, die Schützen-, Bürger- und Junggesellen-Compagnien, und die zahlreichen Schülerinnen der hiesigen höheren Töchterschule, weiß gekleidet und mit Myrthenkränzen geschmückt. Gegen 1¾ Uhr wurde durch das Geläute aller Glocken der Stadt das Signal gegeben, daß die königl. Wagen sich der Stadt näherten, und bald darauf wurde der Wagen der Königin erblickt und mit einem tausendstimmigen Willkommen begrüßt.

Mit Mühe wurde auf einige Zeit die sich allgemein laut aussprechende Freude gemäßigt, worauf die Mitglieder der Liedertafel das Volkslied: „Heil unserm König Heil! rc." anstimmten. Nach dem ersten Verse trat Herr Syndicus Dr. Lüntzel zum Wagen Ihrer Majestät und sprach einige ehrfurchtsvolle Worte, welche die Königin huldvoll erwiederte.

Die Mitglieder der Liedertafel sangen den zweiten Vers des genannten Volksliedes. — Ein kleines Mädchen überreichte eine Bittschrift für ihren unglücklichen Vater; worauf einige junge Damen sich dem königlichen Wagen näherten, um Ihrer Majestät

durch Fräulein Francisca W....... ein Festgedicht unter entsprechender Anrede zu überreichen. Ihre Majestät nahmen solches huldvoll, unter Dankäußerung der Anwesenden, entgegen, und geruheten, sich nach dem Namen der Ueberreicherin zu erkundigen. Als darauf die Kinder der höheren Töchterschule Ihrer Majestät der Königin einen Myrthenkranz mit einer auf Atlas gedruckten Deutung überreichten und die erste Lehrerin dieser Anstalt sich erlaubte, Ihre Majestät unterthänigst zu bitten, daß Hochdieselben geruhen möge, zu gestatten, daß diese Anstalt den Namen Ihrer Majestät künftig annehmen dürfe, nahm die Königin nicht nur diesen Beweis inniger Verehrung huldvoll an, sondern erklärte sich über die gethane Bitte noch dahin, daß die Gewährung dieser Bitte Ihr viele Freude mache.

Unter Pauken und Trompetenschall und einem tausendstimmigen Lebehoch der Anwesenden setzten Ihre Majestäten jetzt Ihre Reise durch die Straßen der Stadt fort, und eilten sodann der Residenz mit raschen Schritten zu.

Der 15. Juli war der festliche Tag, an welchem die Königin geleitet von ihrem Gemahl, ihren festlichen Einzug in Hannover hielt. Ihr Empfang war ganz den Gefühlen der Liebe und Verehrung entsprechend, welche die Hannoveraner von jeher für ihr angestammtes Fürstenhaus beseelten. Innerhalb des Aegidienthors hatte die Stadt eine geschmackvolle Ehrenpforte errichtet, an deren äußere Seite zwei Genien eine Krone den Kommenden entgegentrugen; die innere Seite war mit den Namenszügen der Königin und des Kronprinzen geziert. Von der Ehrenpforte aus war in gerader Richtung vom Thore auf die Hauptstadt eine Brücke geschlagen, an deren Seite grün bekleidete Säulen, durch Festons zu einem Geländer verbunden, sich erhoben. Magistrat und Bürgervorsteher, so wie eine geschmackvoll uniformirte Ehrenwache aus der jungen Bürgerschaft, erwarteten die Königin vor der Ehrenpforte; von der Brücke ab Stadteinwärts hatten die Bürger in Waffen, die Hüte festlich mit Eichenlaub geschmückt, mit den vier Schützenfahnen und mit Musik-Chören im Spalier sich aufgestellt; an dieselbe reihete sich die Georgsstraße entlang die Garnison. — Auch die Gartengemeinde hatte am Eingange des bewohnteren Theils ihrer Markung eine ländlich hübsche Ehrenpforte errichtet,

und der geliebten Landesmutter einen festlichen Empfang bereitet. — Um 4 Uhr verkündigte der Donner des auf dem Windmühlenberge an der Georgsstraße aufgestellten Geschützes die Annäherung des königlichen Zuges. Der König, welcher seiner Gemahlin Tags zuvor bis an die Landesgrenze entgegen gereiset war, hatte in einiger Entfernung von der Stadt den Wagen verlassen, und führte zu Pferde, mit einer Haltung, welche die allgemeinste Bewunderung erregte, umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Generalstabe, die Theuren seines Herzens in die Hauptstadt ein. Der Jubel einer zahllos den Platz am Thore und die Straßen füllenden Menge empfing die erlauchte Herrscherfamilie. An der Spitze der Stadtobrigkeit begrüßte der Stadtdirector Rumann die Königin und den Kronprinzen von Seiten der Stadt und der Bürgerschaft, unter Ueberreichung eines Gedichts. Die Königin versicherte in den gnädigsten Ausdrücken der Stadt ihre Huld und namentlich in Beziehung auf den Umstand, daß sie in dieser Stadt geboren, worauf die Anrede hingedeutet hatte, geruhte dieselbe zu äußern, daß die alte Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Vaterstadt nie bei ihr erloschen sei. — Langsam bewegte sich nun der königliche Zug, den ein Detachement Garde-du-Corps eröffnete und Bürger zu Pferde schlossen, durch die Ehrenpforte in die Stadt, und durch die Reihen der Bürger unter unaufhörlichem Freudenrufe des Volks, dem „Heil unserm König Heil!" der Musikchöre, dem Schwenken der Fahnen, dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken über den Georgsplatz und die Georgsstraße zum Steinthore hinaus nach dem königlichen Schlosse Herrenhausen, woselbst die Minister und der Hof ehrfurchtsvoll die Königin und den Kronprinzen bewillkommneten, während die festlich gekleideten Schülerin der Hof-Töchterschule mit Blumengewinden und kindlich frommer Rede die Königin und den Prinzen empfingen. Auch dort, wie auf dem ganzen Wege durch die schöne Herrenhauser Allee drängte sich die Bevölkerung aus Stadt und Umgegend, und überall erscholl der begeisterte Ruf des Willkommens. — Kurze Zeit nach der Ankunft der königlichen Familie im Schlosse zu Herrenhausen, stattete die Herzogin v. Cambridge mit den Prinzessinnen, so wie die Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz mit dem Prinzen, ihrem Sohne, dem König und der

Königin einen Besuch ab. Darauf war Familientafel. — Abends war Hannover allgemein und glänzend erleuchtet; einige Häuser zeigten Transparents, unter denen ein reich beleuchtetes Gemälde: die über dem Waterloo-Platze aufgehende Sonne zwischen den Namenszügen des Königs und der Königin, vor dem Hause der Frau Wittwe Capelle auf der Schmiedestraße, sich auszeichnete. Der König in zahlreicher Begleitung zu Pferde, und die Königin im offenen, mit 6 Isabellen bespannten Wagen, beehrten spät Abends die Stadt mit einem Besuche und geruheten die Illumination einiger Hauptstraßen, so wie der im Brillantfeuer glänzenden Ehrenpforte und des zu selbiger führenden Brückengeländers, in Augenschein zu nehmen, wobei der Jubel der Einwohner ihnen das fröhliche Geleite gab.

Bei der Reise des Königs nach Schladen am 14. Juli, wohin er seiner Gemahlin entgegeneilte, wurden die Pferde vor dem Wagen scheu und nur der Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Postillons war es zu danken, daß der Wagen nicht in den Stadtgraben stürzte. Es hat derselbe zur Belohnung eine Ehrenpeitsche mit silbernem Beschlage zum Geschenk erhalten und die zur Erlangung der Pension erforderliche Dienstzeit ist um 10 Jahre abgekürzt worden.

Der Räuberhauptmann Sobri in Ungarn 1837. Wirft man die Frage auf, wie es möglich, daß in einem Lande, welches zu einem Staate gehört, in welchem damals die größte Sicherheit und Schutz des Eigenthums sich vorfand, eine Räuberbande mit ihren sie begleitenden Schrecken und Gewaltthätigkeiten hausen konnte, so muß man bemerken, daß zu der Zeit in Ungarn keineswegs polizeiliche Maßregeln und Untersuchungen einzelner Individuen streng gehandhabt wurden, so daß, wenn man einmal die Grenzen Ungarn's erreicht oder überschritten hatte, man auf keine Weise mehr belästigt und nach dem Reisepasse und sonstigen Ausweisungen gefragt wurde. Erschien der Reisende noch dazu als Mann vom Stande, was die Räuber und besonders ihre Anführer thaten, so konnte er von einem Ende des Landes reisen bis zum andern, ohne weder um seine Person, noch sein Treiben befragt zu werden.

So hatte sich 1837 in Ungarn, besonders in der Gegend

vom Neusiedler= bis zum Plattensee längs des Barkonyer Waldes, eine Räuberbande gebildet, unter Anführung des Häuptlings Sobri, welche die Straßen unsicher machte und mit großer Frechheit ihr Wesen trieb. In dem Dickicht des Waldes verborgen brachen sie hervor, sobald sich ihnen eine gute Gelegenheit, Beute zu machen, darbot, und verfehlten, da List, Verschlagenheit, Kühnheit und Tapferkeit besonders sich im Häuptlinge vereinigte, selten ihren beabsichtigten Zweck. Man beorderte allerdings zur Sicherung der Gegend Militair zur Aufhebung der Bande, es war übrigens schwer, die gänzliche Vertreibung und Vertilgung derselben zu bewerkstelligen, da die Bande sich stets mit großer Schnelligkeit, wenn Einzelne getödtet oder gefangen genommen wurden, wieder recrutirte und wie die Köpfe der Hyder schnell wieder ersetzt war. Ja, in einzelnen Gegenden erkauften selbst das Militair oder Privatpersonen sich Schutz- und Sicherheitsbriefe, was den Beweis liefert, wie sehr man sie fürchtete. Kraftvollere Maßregeln, die man indessen ergriffen, bezweckten, daß die Mitglieder der Bande theils im Kampfe getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Auch von Sobri behauptet man, daß er nach tapferer Gegenwehr gegen eine vierfach überlegene Zahl Uhlanen, nachdem er drei Lanzenstiche in den Leib und einen Säbelhieb auf den Kopf erhalten und im Gefechte seine rechte Hand verloren habe, sich mittelst eines Pistols getödtet habe. Indessen hat man später an die Identität des getödteten Räubers mit Sobri gezweifelt und ein zweiter Anführer der Bande, der gefangen genommen wurde, diesebe gänzlich geläugnet. Uebrigens grub man später die Leiche auf und es war an dem Tode dieses kühnen Räubers nicht länger zu zweifeln.

Damals wurde Folgendes in einem französischen Blatte erzählt: „Am Montag den 3. April gegen 4 Uhr Nachmittags hielt eine hübsche Chaise vor dem Wirthshause in dem Dorfe St. Laurent, zwei Stunden von Perigueux. Drei Herren stiegen aus, zuerst ein junger Mann von interessanter Gesichtsbildung, den linken Arm in der Binde tragend, blaß und leidend, wie es schien; dann ein robuster jovialer Vierziger, der sich einen Doctor der Medicin nannte, endlich ein Dritter, der sich der jungen hübschen Wirthin, die schnell ein Mahl bereiten wollte, als Koch

zu erkennen gab mit der Bemerkung, der Graf, sein Herr, lasse sich nur durch ihn bedienen; nur für guten Wein möge die Wirthin Sorge tragen. Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß gerade der Pfarrer des Orts in dem an das Zimmer, worin die Reisenden sich befanden, angrenzenden Gemache einem Sterbenden die letzte Oelung gab und so von dem in deutscher Sprache geführten Gespräche der Reisenden ein unfreiwilliger Zuhörer wurde. Er vernahm zu seinem Schrecken, daß die Reisenden Räuber sein müßten und wie der jüngste derselben sich lachend der List freute, mit welcher er das Gerücht seines Todes ausgesprengt habe, indem er nämlich einen Brief mit seiner Adresse seinen an seiner Seite getödteten Räuberlieutenant in die Tasche geschoben.

Nach beendigter, der Wirthin reich bezahlten Mahlzeit stiegen die Reisenden wieder ein, nachdem der angebliche Graf drei schwere, vermuthlich mit Gold gefüllte Mantelsäcke, die er wie seine Augäpfel hütete, wieder in den Wagen hatte bringen lassen. Zu bemerken ist noch, daß der Graf zwei reich vergoldete Pistolen, jedes mit vier Läufen bei sich hingelegt hatte. Der bestürzte Pfarrer hatte deutlich und wiederholt den Namen Sobri oder Schubri nennen hören, dessen Bedeutung er übrigens gar nicht kannte.

An demselben Abend hielt der Wagen vor dem ersten Hôtel in Périgueux. Ein spanischer Geistlicher, den der Graf zu seiner Tafel gezogen und der von ihm vielfach über Don Carlos und seine Aussichten befragt wurde, erhielt beim Abschiede einen hübschen Ring zum Andenken an den Ungarn Sobri, wie der Graf ausdrücklich bemerkte. Der Geistliche erzählte dieses folgenden Tages; die Obrigkeit hörte davon, aber der Herr Graf hatte schon einen zu großen Vorsprung gewonnen und war wahrscheinlich schon in Bordeaux angelangt, um von hier aus sich in das Lager des Don Carlos zu begeben, welcher an ihm einen vortrefflichen Parteigänger gewinnt. Wenn man ihn sieht, sollte man freilich an seine vielgerühmte Kühnheit nicht glauben. Er hat ein sehr hübsches Gesicht, blondes Haar und frommblickende blaue Augen; nur der geistreiche und sardonische Ausdruck seines mit einem leichten Schnurrbart beschatteten Mundes hat etwas Unheimliches." — Diese Geschichte grenzt indessen zu sehr an

das Abenteuerliche, als das wir derselben Wahrheit beizulegen uns geneigt fühlten. —

Sobri's Raubgesellen schlug übrigens ihr letztes Stündlein einem nach dem andern. So wurde einer derselben, Namens Milfait oder Zsido durch den Strang zu Vesprim hingerichtet. Er wurde bei einem Schlosser ergriffen, woselbst er seine Sporen sich hatte anschlagen lassen wollen. Auf dem Wege zum Richtplatz blickte er unerschrocken um sich und in der Mitte einer zahllosen Menschenmenge sich erblickend, deren Augen auf ihn gerichtet waren, rief er dem Scharfrichter ein rasches „Halt!“ zu. Während der nun eintretenden Stille nahm er mit wenigen, jedoch herzergreifenden Worten Abschied von seinen Mitmenschen, welchen er mit dem Geständnisse den Tod verdient zu haben, schloß. Hierauf ermahnte er alle Eltern, ihre Kinder zum Guten zu erziehen, und warnte alle vor dem ersten Schritte zum Laster, damit das Schicksal sie nie einem so schmählichen Ende zuführe. — Wenige Tage nach der Hinrichtung wurden noch andere Räuber aus Sobri's Bande eingefangen.

Kirchliche Wirren. Der fromme König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. hatte, wie schon oben erwähnt, dem Grundsatze gehuldigt, die Scheidewand der namentlich in der protestantischen Kirche verschiedenartiger Glaubensansichten durch Einigung zu einer evangelischen Gemeine umzustürzen. Doch wurde dieser edle Zweck von Vielen mißkannt und so hatten mehre Gemeinen, um solcher verhaßten Union zu entgehen, nach Amerika sich übersiedelt. Ueberall griff in der Kirche das Sektenwesen um sich und es offenbarte sich ein Hang zum Pietismus und Mysticismus; das Conventikelwesen entwickelte sich und die in Königsberg auftauchenden Mucker gaben Veranlassung zum Einschreiten der Behörden. Auch lag die orthodoxe Glaubensrichtung oder der Supernaturalismus im argen Kampf mit dem Vernunftglauben oder Rationalismus. Zu solch ärgerlichen Streitigkeiten in der protestantischen Kirche gesellte sich noch der Zwiespalt der preußischen Regierung mit der katholischen Kirche. Der alte Erzbischof von Cöln, Droste von Vischering hatte nicht allein sich zum Werkzeug selbst politischer Umtriebe benutzen lassen, sondern auch dadurch die Geduld der preußischen Regierung auf das Höchste

gespannt, daß er einige Bonner Professoren, die sich dem Hermesianismus zuneigten, verfolgte und die Einsegnung gemischter Ehen (zwischen Katholiken und Protestanten) wider sein früher gegebenes Versprechen verbot. Mannigfache ihm Seitens der Regierung zugekommene Rügen ließ er unbeachtet. Da wurde er fast in demselben Augenblicke, wo seine Verehrer ihm einen solennen Fackelzug zugedachten, den 20. Nov. 1837 verhaftet, und mit seinem Canzler Michaelis nach der Festung Minden, wenn gleich nicht als Gefangener, doch aber um außer Wirksamkeit gesetzt zu sein, abgeführt. Die Verwaltung seiner Diöcese wurde dem Generalvicar Dr. Hüsgen vorläufig übergeben. Der Papst sprach sich in einer Allocution an die Cardinäle sehr mißliebig gegen die preußische Regierung aus und mehre Bischöfe, z. B. die von Münster und Paderborn, erklärten sich gegen die Einsegnung gemischter Ehen. Solche Vorgänge erregten die katholische Bevölkerung zur größten Erbitterung gegen die Regierung, wodurch der Erzbischof von Gnesen und Posen, Dunin, in einem Hirtenbriefe an die Geistlichkeit die Einsegnung gemischter Ehen unter Androhung von Amtsentsetzung verbot, wenn nicht das Versprechen der katholischen Kindererziehung gegeben würde. Es wurde derselbe nach Berlin beschieden und daselbst zu 6monatlicher Festungsstrafe verurtheilt, allein ihm dieselbe unter dem Versprechen, nicht nach seiner Diöcese zurückkehren und in Berlin verbleiben zu wollen, erlassen. Als er indessen doch den Versuch wagte, zurückzukehren, wurde er verhaftet und nach Colberg auf die Festung gebracht. Später, als der Bruch mit Rom immer ärger zu werden drohte, wurde beiden Erzbischöfen gestattet, in ihre Diöcesen zurückzukehren, jedoch ihnen amtliche Handlungen untersagt. J. v. Geißel wurde nun Coadjutor in Cöln mit der Aussicht auf Nachfolge im Amt. In Bezug auf die gemischten Ehen blieb es jedoch beim Alten. Der unmittelbare Verkehr der Bischöfe mit Rom wurde wieder freigegeben. Großes Aufsehen erregten die sogenannten Altlutheraner, welche, den Fortschritten des Protestantismus abhold, zu dem Standpunkte der kirchlichen Angelegenheiten zur Zeit der Reformation zurückzukehren suchten. Obwohl nach einer zu Breslau gehaltenen Synode ihnen der Gottesdienst gestattet wurde, so wanderten doch Viele 1842 und 1843 nach Amerika

aus. Der Minister Eichhorn verbot jegliches wissenschaftliche Forschen auf dem Gebiete der Religion. Das Wissen sollte sich dem Glauben unterordnen. So wurde Bruno Bauer, der Verfasser einer Kritik der evangelischen Geschichten der Synoptiker, seines Amtes entsetzt; ebenso der Gymnasiallehrer und Zeitungsredakteur Witt zu Königsberg, sowie mehre Professoren suspendirt. Der Staat sollte ein rein christlicher werden. Auch entstand ein Verein zur Hebung christlichen Lebens. In Preußen wurde der Versuch mit dem pennsylvanischen Gefängniß gemacht, um so die Gefangenen, abgeschlossen von jeglichem Verkehr nach Außen, zur geistigen Ein- und Umkehr zu bewegen. — In Oestreich suchten die Ligorianer, ein Seitenzweig der Jesuiten, sich immer mehr Geltung zu verschaffen, sich als Beichtväter einzudrängen, bei denen jede Woche gebeichtet werden mußte. Die Jesuiten selbst breiteten sich über die bedeutendsten Städte Oestreichs aus und wurden von der Regierung geduldet; ebenso in Baiern. 1840 feierte dieser Orden sein 300jähriges Jubiläum*).

*) Napoleons Urtheil über die Jesuiten. Napoleon war kein Freund der Jesuiten. O'Meara, sein Arzt, erzählt, daß eines Tages einer seiner Freunde ihn fragte: ob er nie daran gedacht habe, diese berüchtigte Gesellschaft wieder herzustellen? Er entgegnete darauf mit großer Lebhaftigkeit: Nein, nie! Es ist die gefährlichste Vereinigung gewissenloser Menschen, die man sich nur denken kann. Sie haben schon mehr Unheil auf der Erde angestiftet, als alle übrigen Mönchsorden zusammengenommen. Die Doctrine der Jesuiten besteht darin, daß ihr General der Souverain aller Souveraine und der oberste Beherrscher aller Völker sei, daß alle Befehle, die von ihm ausgehen, unbedingt befolgt werden müssen, wie sehr sie auch immer den Gesetzen des Landes zuwider sein mögen; daß jede Handlung, wie abscheulich sie auch immer sein mag, insofern sie in Befolgung der Befehle ihres Generals ausgeführt wird, verdienstlich und belohnungswürdig sei. O'Meara stellte die Bemerkung auf, daß aller Wahrscheinlichkeit nach, die Jesuiten eine große Rolle spielen dürften. Napoleon antwortete darauf: das ist leicht möglich und beinahe gewiß. Alexander hat, ohne großen Uebelstand, ihnen den Aufenthalt in seinem Reiche zugestehen können, weil es in seiner Politik ist, unterrichtete Männer in sein barbarisches Land zu ziehen, zu welcher Secte sie auch gehören mögen. Zudem hat man in Rußland nicht viel von ihnen zu befürchten, weil sie in der Landessprache nicht bewandert sind und weil die Religion verschieden ist; aber demungeachtet werden sie auch dort nicht ruhen können und sie werden es so arg treiben, daß man sie wieder zum Lande wird hinausweisen müssen. — Diese Prophezeiung ist, wie Jedermann weiß, einige Zeit darauf wirklich in Erfüllung gegangen.

Kopfschüttelnd betrachteten die Freunde der religiösen Duldung die Fortschritte und Uebergriffe der Jesuiten. In Baiern war es durch deren bedeutenden Einfluß bald dahin gekommen, daß Denken und Sprechen über religiöse Dinge gehindert wurde. Anbetung von Heiligenbildern, welche oft verschwenderisch aufgeputzt waren, Wallfahrten und geistliche Schauspiele, z. B. zu Oberammergau das Versöhnungsfest auf Golgatha, erfreuten sich eines gesegneten Fortgangs. Auch an Klöstern sollte es nicht fehlen. 1837 zählte Baiern bereits 82 Klöster, denen reiche Dotationen nicht fehlten. Den 5. Oct. ließen sich 11 junge Leute in den Benedictinerorden aufnehmen. In München spielten die Franciscaner bei der Erziehung eine wichtige Rolle; als Prämien wurden an die Jugend Scapuliere vertheilt*). Der Erzbischof von Eichstadt benutzte die Vorliebe des Königs für feudal-hierarchisches Wesen des Mittelalters mit dem besten Erfolge. Zum Aufbau einer Benedictinerabtei zu Scheyern gab der König allein 75,000 Gulden, und zu einem Frauenkloster in Frauenwörth 36,000 Gulden her. Als die neue Abtei zu Scheyern mit großem Pomp eröffnet wurde, da konnte man des Rühmens der Klöster kein Ende finden. Ja es schien, als wenn Jugendbildung ohne Mönche nicht mehr stattfinden könne. In allen katholischen Zeitschriften wurde behauptet, daß neue Klöster aufgethan werden müßten, um als Seminarien für künftige Religionslehrer und als Bildungsstätten der Jugend zu dienen. Alle Schulbücher wurden einem eigenen Zuschnitt unterworfen. Im hohen Grade auffallend war die Weisung, daß, so oft die Monstranz auf der Straße erschien, alle, Christen und Juden, die Knie beugen mußten. Dies Gebot erstreckte sich besonders auch auf die Soldaten, selbst die protestantischen. Unter Trommelschlag und auf Commando kniete die Armee im Lager von Augsburg. Wenngleich die Protestanten Beschwerdeschriften einreichten und besonders die Landwehr sich solchem Begehr widersetzte, so stellte man die Sache so vor, als sei sie nur als ein Salutativ zu betrachten. Es kam die bestimmte Weisung, daß der Soldat der Hostie die Ehre des Kniebeugens erweisen müsse. 1838 wurde das Frohnleichnamsfest mit großer

---

*) cf. Allg. Leipz. Ztg., 21. Jan. 1838.

Feierlichkeit begangen. Auch fand der Aberglaube reichliche Nahrung. In Regensburg zündeten die Franciscaner öffentlich Feuer an, damit die Bauern Stöcke hineinhalten könnten. Ins Feld gesteckt, sollten dieselben gegen Hagel schützen. Nach Oettingen begaben sich Tausende von Menschen zur Wallfahrt. Mit Ablaßringen wurde ein schmählicher Handel getrieben. In Passau gab es ein Gebet zur heiligen Apollonia gegen das Zahnweh. In München sollte ein Crucifix die Augen verdreht und mit dem Kopfe gewackelt haben. Eine Johanne Rodriguez blieb am Kreuze hängen, auf welches sie sich locker hingelegt hatte, dem heiligen Filippo Neri schwoll das Herz im Busen so sehr vom Beten an, daß es ihm 2 Rippen zerbrach; der heilige Petrus von Alcantara brannte in Liebesflammen, daß der Schnee um ihn zerschmolz, das Eis um ihn zischte und kochte, als er in einen gefrornen Teich gesprungen war. Die heilige Lutgardis drückte aus ihren Fingern das lieblichste Oel. Man füllte sogar Krüge mit Oel von der Aebtissin Agnes im Kloster Monte Pulicano. In Aachen wurden die dortigen Reliquien 14 Tage lang, wie dies alle 7 Jahr geschieht, unter Verehrung der Gläubigen ausgestellt, und es fand ein solcher Zudrang von Menschen statt, wie es kaum sonst gesehen worden war. Die Heiligthümer wurden dann von den Priestern aus den verschiedenen Fenstern abwechselnd nach allen Richtungen den auf dem Platze versammelten Schaaren gezeigt. Während des Zeigens wurden dieselben in lateinischer Sprache erläutert und nach allen Richtungen der Segen ertheilt. Ueberall wurden Amulette und Rosenkränze verkauft. Bilder und Bilderchen, heilige Flitterchen und Fähnchen, Klingelchen, Büchelchen, Heftchen und Zettelchen wurden den Gläubigen um baares Geld angeboten und in großen Massen abgesetzt. Nachdem diese Heiligthumsfahrt drei Wochen gedauert, ging sie am letzten Juli 1846 zu Ende und die Reliquien wurden wieder auf 7 Jahre verschlossen. Der Pater Goßler spielte in Dorsten in Westphalen die Rolle eines Wunderthäters mit einer entlaufenen Nonne, welche, mit einer Dornenkrone geschmückt, aus ihrer Stirne Blut schwitzte. Es kam im März 1846 ein Brief in Umlauf, welchen Jesus selbst sollte geschrieben haben und welcher zu Tausenden von Exemplaren zu Paris gedruckt, der gläubigen Menge feilgeboten wurde. Es

war der Brief, so sagte man, in Arras am Fuße eines wunderthätigen Crucifixes mit goldenen Buchstaben von der Hand des Heilands geschrieben, gefunden worden. In der Geschichte der Umdunkelung und des Aberglaubens schien auch die kleine Stadt Weinsberg berufen, eine Rolle zu spielen. Ein Dr. Justinus Kerner behauptete nicht allein den innigen Zusammenhang der irdischen und Geisterwelt, sondern wollte sogar Geistererscheinungen und Spukabenteuer erlebt haben. In seinem Buche: „Die Seherin von Prevorst“ schildert er eine Frau, die von nächtlichen Ungethümen und Gespenstern heimgesucht sei und unter tiefster Verschwiegenheit und im großen Vertrauen sich ihm entdeckt habe. Er selbst sei deßhalb in ihrem Zimmer wach geblieben und mit dem Schlage 12 habe es gepoltert und das Haus sei von solchen Stößen heimgesucht worden, als wäre die Erde geborsten. Darauf habe sich im schrillenden Tone die Angel der Thür geöffnet und eine hagere Gestalt mit feurigen Augen 2c. 2c. sei erschienen, ein heftiger Schwefelgeruch habe sich verbreitet 2c. 2c. — — In Berlin machten sich die Baptisten (Mennoniten) geltend, indem sie im Rammelsberger See taufen ließen. In Bremen hielt der Prediger Krummacher aus Elberfeld eine Gastpredigt (Galat. I, 8 u. 9), worin er Voltaire und Rousseau und Alle verfluchte, die nicht wie er glaubten. Die Ansgariigemeinde, worin solches Wort der Intoleranz laut geworden war, protestirte gegen sein nochmaliges Wiederauftreten. Es handelte sich um die Auslegung der Stelle; denn was Luther verflucht übersetzt hat, bedeutet im griechischen Urtext nur verbannt, ausgeschlossen. Pastor Dr. Paniel focht an der Spitze der Vernunftgläubigen durch Wort und Schrift. — Des Generalsuperintendenten Röhr's 1838 zu Weimar gehaltene Reformationspredigt erregte wegen ihrer Freisinnigkeit großes Aufsehen. In Dresden wurde der Prediger Stephan wegen wunderlichen Conventikeln u. dergl. Dingen von seinem Amte suspendirt und gerichtlich mit seiner ganzen Sippschaft in Untersuchung gezogen. Der Fanatismus dieser Leute brachte große Unruhe ins Land. Da sie glaubten, daß die reine lutherische Lehre in Europa nicht bewahrt werden könne, so rüsteten sie sich zum Auszuge nach Amerika. Vor ihrer Abfahrt von Bremen erschienen daselbst: „Exulantenlieder auf dem Meere.“ Sie hatten

sogar 4 bis 5 Kinder aufgreifen lassen. Dem Prediger Stephan hatte man die Heilandskasse anvertraut. Stephan bemächtigte sich derselben und so geriethen die von ihm Hintergangenen in die traurigste Lage.

Das größte Aufsehen in neuester Zeit erregte indessen auf kirchlichem Gebiete die Ausstellung des sogenannten heiligen, ungenähten Rockes Christi zu Trier durch den dortigen Bischof Arnoldi. Die Zahl der dorthin Wallfahrenden, um diese Reliquien zu sehen, betrug über eine Million. Auch wurde dem Rocke Wunderkraft beigelegt. Während über solch religiöses Gaukelspiel die übrige Welt lächelte und über solche Zeichen der Zeit staunte, erscholl plötzlich ein kühnes, kräftiges Wort aus der entgegengesetzten Gegend Deutschlands gegen diesen heiligen Unfug, welches wie mit einem Zauberschlage die Zungen Tausender lös'te und den Anstoß zu einer Bewegung gab, deren Wichtigkeit für Gegenwart und Zukunft nicht zu berechnen ist. Johannes Ronge nämlich, entsetzter katholischer Kaplan, damals in Laurahütte in Oberschlesien lebend, erließ ein Sendschreiben an den Bischof Arnoldi, welches auf ernste und würdige Weise dem tiefgefühlten Unwillen aller Vernünftigen über solch geistliche Anmaßung Worte lieh und die ganze Sache in ihr gehöriges Licht setzte. Der Erfolg war ein ungeheurer. Tausenfach vervielfältigt, erregte dieses Schreiben allenthalben Freude und Beifall. Der Name des Urhebers war bald in Aller Munde und von allen Seiten beeiferte man sich, ihm Zeichen des Beifalls und der Anerkennung zu geben. Die eigentliche Absicht des kühnen Wortes verwirklichte sich auch bald, indem sich zu Schneidemühl in Posen auf Anregung des Pfarrers Czerski eine kleine deutsch-katholische Gemeinde bildete, welche sich von Rom's Herrschaft gänzlich lossagte. Allmählich wurde auch die Aechtheit des heiligen Rockes in Zweifel gezogen. Das Domcapitel zu Trier ließ ihn deßhalb herunternehmen und gerichtlich untersuchen und zwei Bonner Professoren, Sybel und Gildemeister, nahmen sich die nutzlose Mühe, aus den eingewebten heidnischen Götzenzeichen die Unächtheit desselben darzuthun. Die deutsch-katholischen Gemeinden gediehen indessen und erstarkten. Die überraschenden Erfolge bedingten, daß Ronge und Czerski excommunicirt wurden. In Breslau

stiftete Ronge eine deutsch-katholische Gemeinde, von welcher er selbst als Geistlicher gewählt wurde. Viele Geistliche traten zu dem Bekenntnisse über, namentlich auch der Pfarrer Licht zu Leiwen bei Trier. In Dresden, Leipzig, Elberfeld und vielen andern Städten und Ländern entstanden nun Gemeinden. Die Reisen Ronge's, Czerski's und Kerbler's und vieler andern Prediger dienten theils zur Entstehung vieler neuen Gemeinden, theils zur Kräftigung und Erweiterung schon bestehender. Auf dem zu Leipzig anberaumten Concil vereinbarte man sich zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnisse und einer Kirchenverfassung. Sehr förderlich war der Sache des Deutsch-Katholicismus der Uebertritt des gelehrten und scharfsinnigen Theologen, Dr. Anton Theiner. Jedoch fehlte es auch nicht an Uebelwollenden, welche der Gestaltung der neuen Kirche feindlich entgegentraten. Die Leiter und Führer der Gemeinden, Ronge, Czersky und Andere sahen sich an mehreren Orten den rohen Angriffen einer fanatischen Menge ausgesetzt. Dies geschah namentlich in Posen gegen Czerski d. 29. Juli 1845 und gegen Ronge den 30. August desselben Jahres in Tarnowitz. Obwohl erst 9 Monate seit dem Entstehen der Gemeinden verflossen waren, so zählten doch die Deutsch-Katholiken schon 50,000 Mitglieder. In Frankfurt, wohin Ronge 1845 kam, wurde ihm ein glänzender Empfang zu Theil. Bald indessen brachen unter den Mitgliedern der neuen Gemeinden Streitigkeiten aus, welche bewirkten, daß Czerski sich von der Kirche trennte, zu welchem sich nun die Schneidemühler und einige andere Gemeinden hielten.

Je mehr nun die katholische Kirche der ausgeschiedenen das Gegenspiel hielt, um so mehr machten sich auf der andern Seite vernünftige Grundsätze geltend. Zur festeren Begründung des Protestantismus und zur Unterstützung der armen protestantischen Gemeinden bildeten sich die sogenannten Gustav-Adolphvereine, welche in vielen Zweigvereinen sich über ganz Deutschland erstreckten. Auch hielten die sogenannten „protestantischen Freunde" ihre Versammlungen. Diese von dem Pastor Uhlich zu Pömmelte geleiteten und von den Gegnern spottweise Lichtfreunde genannten Vereine fanden große Verbreitung und Nachahmung, wodurch sich die Strenggläubigen berufen fühlten, durch allerlei

Verketzerungen und Verdächtigungen einzuschreiten. Der Pfarrer Wislicenus in Halle wurde wegen seiner Schrift: „Ob Schrift? ob Geist?" seines Amtes entsetzt und die Geistlichen der Provinz vor dem Besuche der Versammlungen gewarnt. Dritthalbhundert Geistliche erklärten sich im Juli 1845 öffentlich gegen Wislicenus und seine Ideen über die Geltung der Schrift. Eine große Menge aufgeklärter Geistlicher gab eine Erklärung gegen die verketzernde, starrgläubige Parthei ab. Die Regierung widerstrebte dem offen ausgesprochenen Bedürfniß der freien Kirchenverfassung. Dem Pfarrer Uhlich wurde sogar die Erlaubniß zu einer Reise nach Berlin, woselbst er zu predigen gedachte, verweigert. Bald darauf erschien eine Verordnung, welche die Versammlungen der Lichtfreunde mit polizeilichen Beschränkungen belegte, was wohl einem Verbote gleich kam. Der freisinnige Dr. Schulz in Breslau wurde aus dem Consistorio gewiesen und der Divisionsprediger Rupp zu Königsberg wurde wegen seiner Lossagung von dem Athanasianischen Glaubensbekenntniß völlig suspendirt. Auch trat endlich Sachsen mit scharfen Verboten gegen freie Meinungsäußerungen hervor. Die Verordnungen waren besonders gegen die Vereinigungen und Versammlungen der protestantischen Freunde und gegen Alle gerichtet, welche das Augsburgsche Glaubensbekenntniß in Frage stellten. Zahlreiche Vorstellungen fruchteten nichts. Dadurch wuchs die Mißstimmung im Lande bis zum höchsten Grade.

Ereignisse am 12. August 1845 in Leipzig. Am 12. August nämlich traf der wegen seiner streng katholischen Richtung bekannte Prinz Johann, der Bruder des Königs, den die öffentliche Meinung als den Urheber jener religiösen Beschränkungen und Bevormundung nannte, in Leipzig ein, um als Commandant aller Communalgarden in Leipzig über dieselben Musterung zu halten. Er wurde Seitens der Garden bei seinem Erscheinen lauer begrüßt und lautes Pfeifen und Geschrei tönte dazwischen. Man drängte sich unter dem Rufe: „Es lebe Ronge — Deutschkatholisch werden" an die Person des Prinzen. Bei einem großen Zapfenstrich, den man dem im Hôtel de Prusse wohnenden Prinzen zu Ehren brachte, entstand ein Tumult. Man sang, schrie und pfiff und erhitzte sich so sehr, daß man die Fenster des Hôtels einwarf.

Während dieser Zeit saß der Prinz in dem hinteren Raume des Gasthauses bei Tafel und es währte lange, ehe er Kunde von den Vorfällen erhielt. 42 Wachthabende der Communalgarden schützten das Haus. Das herbeigerufene Militair säuberte ohne den geringsten Widerstand den Platz und trieb die Menge auf die entfernteren Promenaden. Da wurde plötzlich gefeuert und es fielen mehre Opfer (die meisten waren in den Rücken geschossen); auch ein Polizeidiener, der sich von Amtswegen daselbst befand. Wer den Befehl zum Feuern gegeben hatte, wurde nicht sobald bekannt. Daß es der Prinz selbst gethan, stellte sich bald als ein durchaus unbegründetes Gerücht heraus. Ungeheuer war die Entrüstung über diesen blutigen, durch nichts zu entschuldigen Akt. Die Communalgarden, in Verbindung mit vielen mit Fechtrappieren und Knütteln versehenen Studenten hinderten einen blutigen Conflict zwischen den Bürgern und dem Militair. Der Prinz verließ am nächsten Morgen Leipzig, um sich nach Grimma ebenfalls zur Inspection der Communalgarden zu begeben. Auf dem Wege wurden ihm noch grobe Insulten zu Theil. In einem prachtvollen, feierlichen Leichenbegängniß bestattete man die unglücklichen Opfer des 12. August, 10 an der Zahl. Unter großer Heftigkeit wurde nun von allen Seiten die Untersuchung des Vorfalls und die Bestrafung der Schuldigen gefordert, jedoch erfolgten vorerst die harten Strafurtheile der bei jenem Tumult Betheiligten.

Der Brückensturz zu Donaustauf bei Regensburg, den 22. Juni. Die freundlichen Höhen, auf welchen Staufs ehrwürdige Feste an den Fluthen der Donau herniederschaut, und der Walhalla großartige Schöpfung thront, waren am 22. Juni die stummen Zeugen einer furchtbaren Katastrophe, die zu beschreiben dem fühlenden Menschen das Wort im Munde erstirbt. Das Wiener Ordinari-Schiff mit Reisenden aller Kathegorien mehr als seit langer Zeit gefüllt, kam zwischen 11 und 12 Uhr Mittags von schönster Witterung begünstigt, und bei bestem Fahrwasser in die Nähe von Donaustauf. An dieser verhängnißvollen Stelle fuhr das Schiff, — ob durch Ungeschick oder irgend einen unglücklichen Zufall, konnte noch nicht ermittelt werden, — an dem dritten südlichen Brückenjoche an, und in wenigen Minuten hatte

hatte das lebensfrische Treiben und muntere Gewühl am Bord des Schiffes einem grausen Bild des Todes und Jammers weichen müssen. Ein Augenzeuge der selbst auf dem Schiffe war, berichtet hierüber Folgendes: „Ich saß an der obersten Spitze des Schiffes, bereit mit mehren Freunden durch vierstimmigen Gesang der Walhalla unsere Huldigung darzubringen. Ein Mädchen auf der Brücke, von der wir ungefähr 500 Schritte entfernt waren, winkte ihrer Mutter im Schiff Abschied zu. Plötzlich änderten sich ihre Züge. — Angst und Schrecken malte sich in den noch so eben wohlwollend winkenden Blicken. — Sie rang die Hände, jammerte laut, und bald war der ganze Schiffsraum ein schneidender Wiederhall ihres Jammers. — Ich beobachtete die Schiffsleute und fand in ihren markirten Zügen, in ihrem angstgespannten Arbeiten Bestätigung meiner Besorgniß, daß irgend Etwas uns bevorstehe, was Gefahr drohe. Noch erwartete ich nicht das Schlimmste; selbst als das Schiff dröhnend an die Brücke anstieß und neues Wehklagen von allen Seiten ertönte, ahnte ich nicht, daß es Brücken gebe, die ob des Stoßes eines Schiffes Verderben bringend, einstürzen könnten. — Bald sollten meine Augen mich enttäuschen. — Krachend stürzte das Gebälke des Joches auf das Schiff herab, das Schiff mit seinen Trümmern zerschellend, die Menschen auf demselben unter dem wehklagenden Geheul der Umgebung links und rechts vom Bord in die Fluthen und in den Schiffsraum stürzend und gräßlich zermalmend. Das Schiff brach im eigentlichsten Sinne des Wortes entzwei. — Alles suchte sich zu retten, ich sprang in die Fluth, ein geübter Schwimmer rettete ich leicht mein Leben; — das Schicksal wollte nicht, daß ich auch meinen Freund rettete, ein feindlicher Balken schnitt mich von ihm ab, er sank dahin! — — Die Donau ist sein Grab!" So weit unser Augenzeuge. — Andere fragen sich vergebens, wie es zuging, daß sie, so in das Unglück gestürzt, so wunderbar gerettet worden sind. — Sie halten den ganzen Vorfall für das Werk eines kurzen, aber furchtbaren Moments, von dem sie keine Rechenschaft zu geben wissen. Das Schiff schlug um und konnte erst bei Demling, eine Stunde unter Stauf, an das Land gebracht werden. So weit die Notizen reichten, waren 49 Individuen mit dem Schiff abgefahren, 67 — 70 Personen im Ganzen an Bord

gewesen und 41 gerettet, theils durch eigene Anstrengung, theils durch fremde Hülfe. Darunter waren 8 Verwundete, wovon noch 2 in Donaustauf starben, 4 aber in das Krankenhaus gebracht wurden. — Wie viele Unglückliche in den Wellen ihren Tod fanden, konnte mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Die Untersuchungs-Commission des fürstlich Thurn und Taxisschen Herrschaftsgerichts Wörth begab sich an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, hat es auch hier nicht an einzelnen Zügen edler Selbstaufopferung und großartiger Menschenfreundlichkeit gefehlt. Ein Russe, selbst kaum dem Tod entronnen, soll noch sieben bis acht Menschenleben mit eigner Gefahr gerettet haben. Der erlauchte Fürst von Thurn und Taxis theilte mit seltener Entschlossenheit alle Gefahren der Rettenden, half, wo zu helfen war, unterstützte großmüthigst die Geretteten auf alle Weise, stellte ihnen sein Schloß, seine Dienerschaft, seine Equipagen und Alles, was zu Gebote stand, zur Disposition, sprengte selbst nach überstandener Gefahr die Donau entlang, um die Anwohnenden auf Rettung der Verunglückten aufmerksam zu machen und hat überhaupt auch hier wieder diejenige Großmuth und Menschenfreundlichkeit an den Tag gelegt, die, das nie erbleichende Glanzgestirn des Taxisschen Namens, überall hervortritt, wo Er handelt, und Sein erlauchtes Haus stets zum Gegenstand der Dankbarkeit und Verehrung machte*). Auch die Aerzte und Wundärzte waren in großer Anzahl dem Schauplatz des Jammers zugeeilt, um den wackern Gerichtsarzt von Wörth in seiner Thätigkeit zu unterstützen und seine Last zu theilen. — Die Theilnahme sprach sich überhaupt auf allen Zügen, bei allen Gruppen gleich aus, und jeder Fühlende fühlte mit den Unglücklichen ihr namenloses Elend.

Aus andern zuverlässigen Quellen wurden über besagtes Unglück noch folgende nähere Details mitgetheilt: Die Zahl der auf dem Schiffe befindlichen Passagiere wird auf einige 70 angegeben, von welchen man eine große Anzahl vermißt. Es war ein erschüt-

*) Auch im Jahr 1775 den 25. Juni scheiterte ein Schiff mit ungefähr 100 Personen bei Donaustauf, von welchem durch die Großmuth und die thätige Fürsorge Sr. Durchl. des verstorbenen Herrn Fürsten von Thurn und Taxis, Karl Anselm, über 50 Personen gerettet wurden.

ternder Anblick — herzzerreißend für diejenigen, welche vom Ufer aus Zeugen dieses schrecklichen Schauspieles sein mußten — als das Schiff gegen die Brücke anprallte, seine Wucht, verzehnfacht durch die reißende Strömung des bedeutend angeschwollenen Flusses, zwei Joche derselben umwarf, und in einem Augenblicke Alles unter dem stürzenden Gebälke und den schäumend emporschlagenden Wellen verschwand. Von Stauf aus eilten ohne Verzug zahlreiche Kähne herbei und dieser schnellen Hülfe ist es zu danken, daß noch so viele Menschenleben geborgen wurden. An der Spitze der Hülfeleistenden sah man als den Thätigsten Se. Durchl. den Herrn Fürsten von Thurn und Taxis. Der hohe Menschenfreund ermunterte, ordnete an und wurde von seiner Umgebung nur mit Mühe abgehalten, selbst sich in den Strom zu wagen. Auf seinen Befehl wurden viele der Schiffbrüchigen in das fürstliche Residenzschoß gebracht, dort mit trockenen Kleidern versehen, erquickt und später in Hofwagen nach Regensburg zuruckgeführt. Leider finden sich unter den Geretteten viele, die von den auf sie hernieder gefallenen Trümmern der Brücke mehr oder minder verletzt sind. Eine Frau aus Regensburg starb noch am Tage des Ereignisses an ihren Wunden; späterhin ein Mann. Einem Mädchen mußte der gräßlich zerquetschte Fuß abgenommen werden. Das Schiff hatte sich gleich nach dem Anstoße ganz überstürzt, so daß der Boden in die Höhe zu stehen kam, und zerbrach dann in zwei Stücke, von welchen eines an der Brücke hängen blieb, das andere aber bis gegen Demling hinabschwamm. Die ganze Ladung, ungefähr auf 30—40,000 fl. geschätzt, lag im Grunde der Donau. Man erzählt sich einige Rettungsmomente, die nahe an das Wunderbare grenzen und lebhaft an die schützende Hand der Vorsehung mahnen. So wurden drei kleine Kinder, von denen das jüngste noch nicht einmal gehen konnte, glücklich den wilden Fluthen entrissen und in die Arme der verzweifelten Mutter zurückgebracht. Einer der Passagiere fand sich, er wußte nicht wie es geschah, nach der Katastrophe auf dem Rücken des Schiffes sitzen und schwamm so wohlbehalten fort, bis ihn ein Kahn abholte. Ein Mädchen stürzte mit der Brücke in die Donau und rettete ihre schon in den Wellen untersinkende Mutter.

Die Details, welche man sich fortwährend erzählte, nehmen

kein Ende. Eine der erschütterndsten Scenen war es, einen Mann zu sehen, der, aus einer gräßlich klaffenden Kopfwunde blutend, auf einem Stücke Holz stand und mit demselben forttrieb; plötzlich fing er, wahrscheinlich durch den starken Blutverlust geschwächt, zu wanken an, und stürzte in den Strom, um nicht wieder empor zu kommen. Zwei junge Frauenzimmer hatten sich an einen schwimmenden Balken geklammert, und riefen kläglich um Hülfe. Andere Schiffbrüchige suchten ebenfalls Rettung auf dem Balken; dieser tauchte unter und die Frauenzimmer verschwanden im Wasser. Das jüngst angeführte Mädchen, welches, von der Brücke stürzend, noch so viel Geistesgegenwart behielt, ihre Mutter, und, wie man später erfahren, noch überdies einen Verunglückten zu retten, heißt Justine Burckart, und ist die Stieftochter des Handelsmannes Sporer in Rheinhausen unweit Regensburg. Sie schwamm auf dem Balken, auf welchem sie sich und die beiden andern geborgen hatte, bis gegen Sulzbach hinab. Dort herausgeholt, nahm sie ihre vom Todesschrecken und dem Kampfe mit den Wellen entkräftete Mutter auf den Rücken und trug dieselbe nach Stauf zurück.

Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den 7. Juni 1840. In demselben Jahre, wo grade vor 100 Jahren der große Friedrich und vor 200 Jahren der große Kurfürst Friedrich Wilhelm das Zeitliche gesegnet hatte, sollte Friedrich Wilhelm III. seine irdische Laufbahn nach einem reichgesegneten, doch auch vielgeprüften Leben beschließen. Auf die Nachricht einer bedenklichen Krankheit waren der Kaiser von Rußland und Gemahlin, Tochter des Königs, so wie deren Tochter, die Großfürstin Olga, sogleich nach Berlin geeilt, um den theuren Vater noch einmal zu sehen. Der König verschied im Familienkreise der Seinen, umstanden von Allen, die seinem Herzen im Leben so theuer gewesen waren. Die schnell sich verbreitende Nachricht von dem Ableben des vielgeliebten Herrschers erfüllte Aller Herzen mit tiefem Schmerze. Die Leiche wurde sodann aus dem königl. Palais nach dem gegenüberliegenden königl. Schlosse gebracht und dort im Thronzimmer unter üblicher Feierlichkeit auf einem Ruhebette ausgesetzt. Der ganzen Einwohnerschaft der Residenz war es gestattet in Trauerkleidern noch einmal in die Nähe des ver-

blichenen Monarchen zu treten. Nach einem im Dome abgehaltenen Trauergottesdienste wurde die entseelte Hülle des Königs in einem feierlichen Leichenzuge nach Charlottenburg geleitet, wo er neben seiner ersten Gemahlin Charlotte zu ruhen selbst schon früher bestimmt hatte. Der nunmehrige König Friedrich Wilhelm IV. nahm allerseits in seinen Landen die Huldigungsfeier entgegen.

Der Cölner Dombau. Den 4. Septbr. 1842 legte der König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein zur Vollendung des Cölner Doms und von den Betheiligten wurde der Bau mit großem Eifer betrieben, um denselben zu einem Nationalwerke zu stempeln. Es fehlte nicht an großartigen Festlichkeiten. Ueberall wurden Collecten zur Fortsetzung des Dombaus gehalten.

Der Hamburger Brand, den 5., 6. und 7. Mai 1842. Unter die vielfachen Unglücksfälle, mit welchen Deutschland im Jahre 1842 heimgesucht wurde, ist auch besonders die Feuersbrunst zu rechnen, welche einen großen Theil der blühenden Handelsstadt Hamburg, 1700 Gebäude, in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Es brach dieselbe in den ersten Morgenstunden des 5. Mai, am Himmelfahrtstage, mit solcher Wuth aus, daß erst nach 3 Tagen am 8. Mai das Feuer gelöscht werden konnte, obschon noch Wochenlang Rauchsäulen, ja selbst noch Flammen aus dem Trümmern emporschlugen. Bei dem allgemeinen Glauben an die Vortrefflichkeiten der Löschanstalten Hamburgs hatte man es kaum geglaubt, daß ein sogenanntes „Glockenfeuer" mehr als 3 Häuser zerstören könne. Als indessen nach 7 Stunden dem Brande noch nicht Einhalt gethan war und schon mehre Häuser und Waarenspeicher in Asche verwandelt waren, als auf der Deichstraße, der Steintwiete, dem Rödings- ja dem Hopfenmarkt die Feuersäulen unaufhaltsam emporschlugen und den eifrigsten Bemühungen der Oberspritzenmeister zu spotten schienen, da hegte noch mancher Bewohner ernste Besorgniß bei dem immer weiter sich verbreitenden Feuermeer und Verzagtheit ließ am Ende die Kraft erlahmen, deren Anwendung zur Rettung so nothwendig war. Um 2 Uhr Nachmittags sah man das Fürchterlichste, was man nur sehen konnte. Von der furchtbaren Gluth, die das Feuer auf dem Hopfenmarkt verbreitete, fing das Blei, womit der

Nicolaikirchthurm bedeckt war, an zu schmelzen und leckte auf die unten löschenden Sprützenleute dermaßen herab, daß dieselben, die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen erkennend, dem Feuer freien Lauf ließen und ihre Sprützen zurückzogen. In wenigen Minuten war der Thurm von seiner Bleidecke entblößt. Die fürchterliche Gluth entzündete das Holzwerk desselben und um 3 Uhr brannte der Thurm lichterloh; die angsterfüllte Bevölkerung des Kirchspiels eilte in wilder Flucht nach dem Thore hinaus, die wenige Habe bergend, die sie der Wuth des schrecklichen Elementes abgerungen. Auch die eisenfestesten Herzen wurden jetzt von Schmerz und Rührung übermannt, als noch einmal das Glockenspiel, durch die Gluth geweckt, gleichsam der Schwanengesang, von dem flammenumwogten Thurme ertönte, von zitternden Lippen und fallenden Thränen begleitet. Die bangen Klagen verhallten, die dürrgebrannten Pfeiler vermochten die ungeheure Last nicht länger zu tragen; der hellbrennende Thurm fing an sich zu bewegen. Da plötzlich sank unter furchtbarem Gekrach der Thurm zusammen, eine hohe Feuergarbe schlug zum Himmel hinauf und bezeichnete zum letzten Male die Stelle, wo der Thurm von St. Nicolai gestanden. Die ganze umliegende Straße bot nun den Anblick eines einzigen großen Flammenmeeres dar. Um 4 Uhr Nachmittags war die ganze herrliche Kirche in einen Schutthaufen verwandelt. Hunderte von Menschen büßten ihr Leben dabei ein. Trotz der energischen Maßregeln, Sprengung einzelner Häuser u. dgl. hatte sich das Feuer in nördlicher und nordöstlicher Richtung über die Bohnenstraße ausgebreitet und das Rathhaus und die alte Börse ergriffen von denen das erstere theilweise gesprengt werden mußte um die Bank zu retten. Beim Einbruch der Nacht bot Hamburg nur ein Bild der Bestürzung und Verwirrung dar; überall sah man Flüchtlinge, die nur wenig zu retten hatten; hie und da brannten selbst die Kanäle, in welche Oel und Sprit geflossen waren. Bald hatte sich das Flammenmeer über den Mönkedamm, den großen Burstah in Asche legend, ergriffen und in der Nacht auch den alten Wall erreicht. Bei Tagesanbruch stand die hintere Gegend der neuen Börse in Flammen und breitete sich dieses dann auf dem neuen Wall aus, überzog die da zwischenliegende kleine Alster, ergriff den neuen Wall, legte dessen

größeren unteren Theil, ferner den ganzen alten Jungfernstieg und die dahinterliegenden Häuser bis hinauf zu der Ecke des Gänsemarkts in Asche. Durch die Sprengung der Eckhäuser, namentlich Streit's Hotel und Salomon Heine's danebenliegenden Locales wurden der neue Jungfernstieg und der Gänsemarkt glücklich gerettet. Dagegen wälzte sich die Feuersbrunst rechts von dem alten Jungfernstieg über die schöne neue Bergstraße nach der Petrikirche hin. Alle Bemühungen die älteste der Hamburger Kirche zu retten, waren vergeblich. Die aus Stade eingetroffene Artillerie suchte den Brand durch Sprengen und Kanonenschüsse abzuwehren; dennoch aber brach die Flamme am 7. Mai, 9 Uhr Morgens aus der unteren Spitze hervor und um 9¾ Uhr stürzte der Thurm nach der Südseite nieder. Die Kirche selbst, die Bergstraße, die Zuchthausstraße, so wie das Zuchthaus, aus welchen die Züchtlinge bereits entfernt waren, wurden nunmehr ein Raub der Flammen. Das Eimbeckſche Haus in der Nähe der Börse, wo das Handelsgericht und das Zollcomptoir befindlich waren, war bereits in der Nacht abgebraunt. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag dehnte sich der Brand über den Holzdamm und den Pferdemarkt nach den am Steinthore gelegenen Quartieren aus. Den gewaltigen Anstrengungen gelang es, den Brand von der Richtung nach dem Dammthore abzuhalten, wozu der scharfe Südwestwind wesentlich beitrug. Den 8. Mai, etwa um 10 Uhr Morgens wurde man endlich des Feuers Meister. Den Anblick Hamburgs während dieser drei Schreckenstage vermag keine Feder zu beschreiben. Auf dem Wällen und vor den Thoren sah man überall Menschen lagern. Hier und da verhaftete man Gesindel, welches auf Diebstahlsversuchen ertappt worden war; allein den aufgebotenen Freiwilligen, die unter dem Namen „Polizeibürger“ mit Schärpen und anderen Abzeichen versehen, zusammengetreten waren, gelang es im Vereine mit der bewaffneten Macht hinlänglich, die Sicherheit zu beschützen. — Wenn gleich durch solchen Schlag des Schicksals der Wohlstand Hamburgs tief erschüttert war, gebrochen war er nicht! Kaum erscholl die Schreckenskunde von dem Unheil, welches Hamburg betroffen hatte, als man allerorten durch reges Mitgefühl bemüht war, das allgemeine und unglückliche Elend zu beseitigen. Ehe noch ein

Jahr verstrich, waren aus allen Städten, so wie aus fremden Ländern Liebesgaben als Beisteuer eingelaufen. Auch hatte die reiche Kaufmannschaft in edler Aufopferung nicht unterlassen, hülfreiche Hand zu leisten. So geschah's denn, daß Hamburg schon nach Kurzem den Schlag einigermaßen überwand und wie ein Phönix aus der Asche in seltner Schönheit wiedererstand.

Vermählung des Kronprinzen von Hannover den 18. Febr. 1843. Der 18. Febr. war der für Hannover glückliche Tag, an welchem die Trauung des Kronprinzen mit der Prinzessin Marie von Altenburg durch den Consistorialrath Dr. Leopold vollzogen wurde. Die Capelle, zu welcher nur distinguirte Personen durch Einlaßkarten Zutritt erhalten hatten, wurde pünktlich Abends um 7 Uhr geschlossen. Es mußten noch viele Personen, die gewünscht hatten, der erhabenen Feier beizuwohnen, zurückbleiben. Der hochzeitliche Zug war ganz nach den Vorschriften des Programms geordnet, nur der Großherzog von Oldenburg, durch Krankheit behindert, fehlte darin. Die fürstliche Braut trug eine weiße Robe von drap d'argent, reichen Brillantenschmuck, ein Diadem von Edelsteinen und ein Myrthenkranz umschlangen die Krone. Ihre Erscheinung erfüllte Alle mit Begeisterung. Die Rede des Geistlichen sprach sich in angemessener Weise über die Bedeutung der Handlung aus und verfehlte, wie man wahrnahm, einen tiefen Eindruck auf die junge Fürstin und ihre nächsten Angehörigen nicht. Das Wechseln der Ringe wurde durch den Donner des Geschützes verkündet. Nur während des Segens knieten die hohen Verlobten am Altare; als sie sich wieder erhoben, schloß der König die Neuvermählten in seine Arme und die anwesenden fürstlichen Herren und Damen gaben ihre Theilnahme auf sprechende Weise zu erkennen. Die förmliche Beglückwünschung erfolgte dann gleich darauf in den oberen Sälen des königl. Schlosses, worauf man zum Souper ging. Ball fand nicht statt, sondern nur ein Fackeltanz, welcher in seiner Anordnung von eigenthümlicher Wirkung gewesen sein soll. Um 11 Uhr begaben sich die hohen Neuvermählten, und zwar die Kronprinzessin in Begleitung ihrer Mutter, der Kronprinz in Begleitung seines Schwiegervaters nach dem Residenzpalais des Kronprinzen, wo die durchlauchtigsten Eltern noch einige Zeit bei dem jungen Paar verweilten. Am

andern Morgen (19. Febr.) zeigten sich Ihre königl. Hoheiten dem Volke, als Sie im offenen, mit 6 Isabellen bespannten Staatswagen zur Kirche fuhren, wo wieder der ganze Hofstaat versammelt war. Dann war déjeuner dinatoire beim Könige, gegen Abend große Cour bei den hohen Neuvermählten im Residenzschlosse, später Hofconcert. — Die Inschriften der Ehrenpforte lauteten:

1) Principis, ecce, venit conjux, gratamur utrique,
Et sponsae, et sponso, nec minus et patriae.

2) In factis faustum est hodie Concordia nomen.
Hoc di bene vertant nomen et omen erit. (!)

Den 20. Februar empfingen Ihre königl. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin im königl. Schlosse die Deputationen der Landschaften, der Behörden, der Universität, der Städte, so wie der einzelnen Regimenter der königl. Armee, welche alle gekommen waren, dem hohen neuvermählten Paare ihre Glückwünsche zu überbringen. Mittags war großes Galla-Diner im goldenen Saale. Abends fand in dem königl. Schauspielhause Festoper in Galla statt. Als das hohe neuvermählte Paar in die große königl. Loge trat, wurde es unter dem Klange der Musik mit rauschendem Jubel empfangen. Zuerst wurde ein Festspiel, gedichtet von Herrn Theaterdirector v. Perglaß und in Musik gesetzt von Herrn Capellmeister Marschner gegeben, worauf dann die Oper: Die Belagerung von Corinth, von Rossini, folgte. — Nicht nur in der Hauptstadt, in allen Theilen des Landes wurde der frohe Tag der Vermählung Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen mit der freudigsten Theilnahme gefeiert. Auch Se. Majestät der König geruhten in einer besondern Audienz Deputationen der verschiedenen Behörden zu empfangen und die ehrfurchtsvollen Glückwünsche, welche sie Sr. Majestät zu der Vermählung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen überbracht, entgegenzunehmen.

Der Ludwigscanal in Baiern wurde den 6. Mai 1843 eröffnet und es fuhren an diesem Tage Schiffe mit voller Güterladung von Bamberg nach Nürnberg.

Der Brand des Opernhauses in Berlin, in der Nacht des 18. August 1843 machte großes Aufsehen. Er wurde nach hundertjährigem Bestehen ein Raub der Flammen.

Noth der Weber in Schlesien. Durch die Concurrenz und das Zusammenfließen der Capitalien in wenige Hände, war der Nothstand des Proletariats und besonders der schlesischen Weber zu einer ungeheuern Höhe gesteigert worden und erhob sich wie ein ungeheures Schreckbild über das Vaterland. Der mittellose Arbeiter wurde durch das heillose Trucksystem (Auszahlnng des zu niedrigen Lohnes in Waaren, wovon der Fabrikherr wieder seinen Vortheil nahm) auf das empörendste beeinträchtigt. Die übergroße, alles Maaß überschreitende Noth erregte die verzweiflungsvollen Arbeiter zu Aufständen, besonders in Peterswaldau und Langenbielau (Juni 1844), in welchen mehre Fabriken zertrümmert wurden. Wenngleich diese Aufstände durch militairische Gewalt erstickt wurden, so ließen dieselben doch einen tiefen Blick in die unteren Schichten der Gesellschaft thun und forderten zur schleunigsten Abhülfe auf. Doch geschah im Allgemeinen wenig dafür.

Die Königin von England am Rhein und in Coburg 1845. Der Besuch, welchen die Inselkönigin dem König von Preußen, der vor Kurzem in England war und Pathenstelle bei dem Prinzen von Wales vertreten hatte, im August abstattete, gab zu vielfältigen und großartigen Festlichkeiten Veranlassung. Auch in Coburg, wohin sich die Königin alsdann begab, folgten Festlichkeiten auf Festlichkeiten. Der ganze Thüringer Wald setzte sich zu Ehren des vornehmen Gastes in Bewegung und wenngleich die der Königin gespendeten Ehrenbezeugungen auch minder kostspielig waren, so schienen dieselben der Königin doch weit mehr zugesagt zu haben, als die mit so vielen Ausgaben verbundenen am Rhein. Bald darauf kehrte sie nach England zurück.

Verschwörung in Posen 1845. Trotz so vielfach gescheiterter Versuche des Wiederaufbau's der polnischen Nationalität fehlte es nicht an Männern, welche mit aufopfernder Kraft und einem Feuereifer, der jede Schwierigkeit zu beseitigen bemüht war, das Ziel der Wiederherstellung eines allgemeinen Polenreiches, welches sowohl die russischen als preußischen Besitzungen Polen's umfassen sollte, zu erreichen. Wenngleich schon längst vorgenommene Verhaftungen großer Gutsbesitzer, das Auseinandertreiben großer Versammlungen, welche unter dem

Namen von Bällen stattfanden, die Verschworenen zur besonneren Umsicht hätten auffordern sollen, so hielten sie doch in unglaublicher Verblendung an dem einmal vorgefaßten Plane fest. Der Faden der Verschwörung zog sich besonders durch den begüterten Adel. Die Verabredung ging dahin, in Thorn sich an einem bestimmten Tage, den 17. Februar, der Chefs der Civil- und Militairverwaltung zu bemächtigen, sich der Schlüssel zu den wichtichsten öffentlichen Gebäuden zu versichern, während die Stadt selbst von außenher überrumpelt werden sollte. Nach eingezogener genauer Erkundigung ergriff der Polizeipräsident Posen's, Herr v. Minutoli und mit diesem in Verbindung die disponible Militairmacht sofort die strengsten Maßregeln. Die Stadt Posen wurde eine Zeit lang in Belagerungszustand erklärt. Herr v. Miroslawski war bei der Ausführung dieser Insurrection zum Feldmarschall bestimmt worden und man hegte die Hoffnung, daß alle stammverwandten Völker wie mit einem Schlage sich zur wiedergebornen Freiheit erheben würden. Es soll selbst der Plan vorgelegen haben, die ganze Besatzung zu vergiften. Es gelang der Uebermacht des Militairs, welches mit gezogenem Säbel und scharfgeladenen Gewehren durch die Straßen zog, auch die Hauptplätze der Stadt besetzt hielt und Kanonen aufgefahren hatte, der Verschwörung so wie der Verschwornen Meister zu werden. Man schritt in aller Eile zur Verhaftung der Häupter der Verschwörung, namentlich auch Miroslawski's und der übrigen Rädelsführer. Von Stunde zu Stunde wurden mehrere eingezogen; die gewöhnlichen Gefängnisse reichten bald nicht mehr aus, so daß man alle irgend disponiblen Räume der Festung, des Criminalgerichts u. s. w. dazu verwandte. Größeres Interesse erregte jedoch diese gescheiterte Verschwörung erst dadurch, als in Krakau eine förmliche Revolution zur Wiederherstellung eines freien Polenreiches, in Folge deren Krakau dem österreichischen Staate einverleibt wurde, zum Ausbruch kam. Der Riesenproceß der Eingezogenen und Angeklagten, die nach Berlin geschafft worden waren, nahm viele Monate in Anspruch, bis endlich nach vielen Verhandlungen, in welchen sich die Vortrefflichkeit des Verfahrens der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit glänzend bewährte, das strenge Urtheil des Gerichtshofes erfolgte; die Entscheidung über das Schicksal der

Gefangenen, die meist im pennsylvanischen Gefängniß ihre Zeit vertrauerten, blieb dem Jahre 1848 vorbehalten, dessen Revolutionsstürme ihnen jedoch die Freiheit brachten.

Erfindung der Schießbaumwolle im Jahre 1846. Zwei Deutsche, Schönbein und Böttcher, und später noch ein Dritter, Namens Otto, erfanden alle ganz selbständig die Schießbaumwolle, kurz auch Schießwolle genannt. Die beiden ersten Erfinder erhielten von der hohen Bundesversammlung 100,000 Gulden als Lohn ihrer Entdeckung.

Lola Montez. In Baiern geschah ein Umschlag der Dinge auf eine freilich seltsame Weise, durch eine frühere Tänzerin, Lola Montez. Der König Ludwig beachsichtigte bei dieser von demselben begünstigten Person eine Standeserhöhung zur Gräfin von Landsfeld. Dies führte zu einem Bruch zwischen ihm und seinen als Jesuitenfreunde bekannten Ministern. Eine dem König Ludwig von denselben (Herr von Abel an der Spitze) eingereichtes Denkschreiben, welches ihn auf die möglich bedenklichen Folgen seines Verhältnisses zu Lola aufmerksam machte, ja ihm andeutete, daß die Treue des Volkes und des Militairs gegen ihn zu wanken beginne, veranlaßte den König, das Ministerium zu entlassen und ein neues zu ernennen. Die ultramontane Parthei erließ nun eine Dankadresse an das Ministerium, deren Hauptstütze es gewesen war. Darüber erbittert suspendirte der König den angeblichen Verfasser der Adresse, Professor Lassaulx von seinem Amte, was wieder Seitens der Studenten eine Demonstration für den Abgesetzten hervorrief. Die Ruhe wurde durch großartige Zusammenläufe und darauf folgendes Schimpfen und Toben unterbrochen. Bald rückte Gendamerie zu Fuß und zu Pferd und eine Abtheilung Infanterie an, und die Unruhigen wurden verdrängt, die sich nur tobend durch andere Straßen bewegten und dabei Fenster und Laternen zerschmetterten. Erst in der Nacht und während einige Verhaftungen vorgefallen, ward es ruhig. Auch am 2. März wiederholten sich noch dergleichen unruhige Bewegungen. Uebrigens war der bei weitem größere Theil der Gebildeten sehr erfreut über den Sturz des bisherigen Ministeriums und voller Hoffnung in Betreff des neuen, da man einen vollkommnen Wechsel im Regierungssystem und ein Einlenken von

den ultramontanen Bestrebungen auf die Bahn des Fortschritts erwarten durfte. In Baiern selbst sagte man in dieser Hinsicht: „möge die Veranlassung sein, welche sie wolle, so steht nunmehr fest, daß der König mit erleuchtetem Sinn und festem Willen die öffentliche Angelegenheit in die Hände von Männern zu legen für gut gefunden hat, deren vorurtheilsfreie Gesinnung und unabhängiger Charakter im In- und Auslande rühmlichst bekannt und von deren Wirken Baiern wie Deutschland zu den schönsten Hoffnungen berechtigt ist; ferner, daß mit dem entlassenen Ministerium nicht etwa nur eine Person, sondern eine Parthei vom Schauplatze abgetreten ist, deren Einfluß, namentlich in religiöser Beziehung, so manche Störung in und über der Grenze verursacht hat, und der nunmehr (durch Entlassung der Professoren Döllinger und Görres) ihre äußersten Stützpunkte für immer entzogen sind." Uebrigens schlug der König die Untersuchung jener Vorfälle vom 1. März nieder und befahl, die noch in polizeilicher Haft Befindlichen zu entlassen. Wer sich an all das Treiben der Ultramontanen seit einer langen Reihe von Jahren erinnnert, wird es natürlich finden, daß die Freude in Baiern und im übrigen Deutschland über jenen Wechsel der Dinge groß war, wenn auch das sittliche Gefühl sich nicht leicht dabei beruhigen mochte, daß die Umgestaltung nur die Folge einer zufälligen Weiberangelegenheit sein mußte. Man freute sich des Wechsels und der Witz sagte: „Lola hat Loyola besiegt," ohne daß man dieser zufällig schönen Urheberin, die sich in Europa bereits hier und da nicht vortheilhaft bekannt gemacht hatte, deshalb Weihrauch streuen konnte. Dankbarer war der König selbst gegen dies Wesen, welches bald nachher wirklich zur Gräfin von Landsfeld erhoben wurde. Gegen seine üblen ultramontanen Rathgeber schleuderte der König ein Sonett, welches mit den Worten begann: „Ihr habt mich aus dem Paradies vertrieben ꝛc." An vielen Orten, wo sich Lola zeigte, gab es indeß noch mancherlei ärgerliche Auftritte, während sich das Gefühl des Volkes Luft zu machen suchte und wobei sich die seltsame Heldin des Tages nicht in weiblicher Weise zu vertheidigen pflegte. Während man nun, abgesehen von jenen ärgerlichen Auftritten hinsichtlich der neuen Gräfin, aus Baiern viel gute Nachrichten erhielt, während man die Hoffnung

dort faßte, daß selbst der Gustav-Adolph-Verein Zutritt im Lande und vielleicht sogar Männer wie Luther Zutritt in der Walhalla erhalten würden, trat im Herbste ein außerordentlicher Landtag zusammen, welcher sich auch mit der Noth- und Theurungsfrage, mit Preßangelegenheiten u. s. f. beschäftigte, obwohl Berathung von Eisenbahnangelegenheiten und einer Anleihe in Betreff derselben der nächste Zweck war. (Dieser Landtag wurde am 30. November geschlossen.) Um dieselbe Zeit schwand auch die Freude über das neue Ministerium wieder, über welches man verschiedene Klagen führte und welches nicht Alles leistete, was man erwartet hatte und es kam zu einem abermaligen Ministerwechsel. Unter dem Fürsten von Wallerstein, welchem die Leitung der Staatsangelegenheiten übertragen worden war, sah man nun auch eine Veränderung hinsichtlich der Presse eintreten, welche früher, unter dem Minister von Abel, der äußersten Beschränkung unterworfen gewesen war. Eine königliche Verordnung hob die Censur von Zeitungsartikeln, welche innere Landesangelegenheiten betrafen, auf.

Theaterbrand in Carlsruhe 1847. In Baden hatte man zu Anfange des Jahres einen verhängnißvollen Unglücksfall zu beklagen. Im Theater in Carlsruhe brach am Abend des 28. Februar, als sich bereits die Zuschauer versammelt hatten, plötzlich in einer Loge durch eine Nachlässigkeit hinsichtlich der Gasbeleuchtung in Brand aus, welcher sich binnen wenigen Minuten über den ganzen innern Raum verbreitete und trotz schleuniger Hülfe stand bald das ganze Haus in Flammen. Bei dem entstandenen Gedränge und unter dem Einflusse des plötzlichen Schreckens wurden viele Personen schwer verletzt und eine nicht geringe Anzahl mußte ihren Tod in den Flammen finden. Die Reste dieser unglücklichen Opfer bestattete man einige Tage nachher unter feierlicher Theilnahme aller Einwohner in einem gemeinschaftlichen Grabe. Die Zahl der Verunglückten war, dem vom Polizeiamte gefertigten Verzeichnisse zufolge, 62.

Das große Dampfschiff Washington in Bremen. Der 19. Juli 1847 war der festliche Tag, an welchem das 2000 Tonnen große Dampfschiff Washington, welches die directe Dampfschifffahrt zwischen Nord-Amerika und Deutschland eröffnete, auf der Rhede von Bremerhaven anlangte. Neben der amerikanischen

Flagge, welche am Fockmast wehte, führte es auf dem zweiten Hauptmast die Bremer Staatsflagge. Das Dampfschiff grüßte mit Kanonenschüssen. Ueberall hatten die Schiffe ihre Flaggen aufgezogen und eine mit Eichenlaub geschmückte Landungsbrücke war hergestellt worden. Bürgermeister Smidt begab sich auf dasselbe, um die Passagiere zu bewillkommnen. Die ganze Stadt war wegen dieses für sie so vielversprechenden Ereignisses in der freudigsten Aufregung.

Brand in Schleitz 1837. Am 3. Juli wurden die Bewohner der Stadt Schleitz durch ein trauriges Verhängniß auf das tiefste niedergebeugt. Gegen Mittag brach in einem Hause am obern Theile des Marktes Feuer aus, welches bei stark wehenden Nordwestwinde sich mit äußerster Schnelligkeit um den ganzen Markt und weit in der Stadt verbreitete. Selbst das schöne fürstliche Residenzschloß, trotz seiner hohen und ganz isolirten Lage, wurde von dem Feuer ergriffen und nächst diesem sind die übrigen herrschaftlichen Gebäude, die Stadtkirche, das Rathhaus, die Schul- Pfarr- und andere Communalgebäude und an 240 Bürgerhäuser, deren größere Zahl nicht assecurirt war, in Asche gelegt worden. Nur den angestrengtesten, durch zahlreich herbeigekommene Nachbarn kräftig unterstützten Rettungsarbeiten, bei welchen, unter persönlicher aufopfernden Leitung Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten, sämmtliche Behörden mit dem Militair die eifrigste Thätigkeit bewiesen, war die endliche Bewältigung der Feuersbrunst zu danken. Die Ueberraschung in den Wirkungen der reißenden Flammen war so plötzlich und die Gefahr durch die schlechte Bauart so drohend, daß die Bewohner der in Brand gerathenen Häuser nur wenige Effecten retten konnten. Leider kamen einige Personen in den brennenden Gebäuden um und mehre von den Hülfeleistenden erlitten starke Beschädigungen. Ungefähr 500 Familien wurden durch diese Feuersbrunst des Obdachs beraubt, und viele darunter beklagten den Verlust ihrer ganzen Habe.

Bis auf die Heinrichsstadt und einen Theil der Altstadt war alles niedergebrannt. Gerettet konnte nur wenig werden, da so viele Gewölbe einstürzten, in welchen man alles sicher glaubte und es an Händen zum Retten fehlte, indem alles vollauf mit der Bekämpfung des Feuers zu thun hatte. Alle öffentlichen Gebäude,

die Kirche, die geistlichen Wohnungen, die Schulen und dazu gehörigen Lehrerwohnungen, das Amthaus mit dem Archiv, das Rathhaus, die Gefängnisse, alle Amtswohnungen, die Louisenburg, das Haus der verwittweten Fürstin, alle fürstliche Häuser, das Schloß auf dem hohen Berge mit dem nahegelegenen Vorwerke und allen Nebengebäuden nebst den Vorräthen sind niedergebrannt. Außerdem sind von den 600 Bürgerhäusern, welche die Stadt haben mag, wohl die Hälfte ein Raub der Flammen geworden, die mit gerechnet, welche man, um den Flammen Einhalt zu thun, niederreißen oder abdecken mußte. In dem verschont gebliebenen Stadttheile befanden sich kaum noch ein Dutzend größere und solidere Häuser, das übrige Gerettete bestand nur nach aus kleinen Hütten. Mehrere Menschen sind theis verbrannt, theils verunglückt, und das Elend unter den obdachlosen Einwohnern war fürchterlich, da selbst die Reichen unter ihnen zu halben Bettlern gemacht wurden, und der Fürst, der so gern hilft, vor der Hand selbst hülflos, fast ohne Obdach war. Die ganze fürstliche Familie mußte auf der kleinen Heinrichsruh wohnen, wo es derselben Anfangs sogar an Lebensmitteln gebrach. Diese fehlten überhaupt bald, da alle Bäcker und Fleischer mit ihren Vorräthen abgebrannt waren. Manche Einwohner hatten 24 Stunden keinen Bissen zu essen. Die Einwohner waren größtentheils genöthigt, im Freien zu campiren und daselbst ihre wenigen geretteten Sachen zu bewachen, da von bösem Gesindel viel gestohlen wurde. Ueberall hörte man noch von besonderen Unglückfällen. Eine Frau, deren Haus in Flammen stand, und deren Eltern und Schwiegereltern auch niedergebrannt sind, hat sich zu Fuß retten müssen und war vor Schreck so erkrankt, daß man ihrem Tode entgegensah. Kinder und Kranke stöhnten auf dem weiten Bivouac herum.

Attentat des Bürgermeisters Tschech gegen den König von Preußen den 26. Juli 1844. Am Portal des Schlosses fielen den 26. Juli 2 Schüsse auf den König, welche indessen nur seine Kleidungsstücke trafen. Der Urheber des Attentats, der sogleich ergriffen wurde, hieß Heinrich Ludwig Tschech und war ehemals Bürgermeister zu Storkow. Zurücksetzung und Abweisung wiederholter Gesuche um Anstellung soll der Grund der That gewesen sein. Nachdem er alle Begnadigung ausgeschlagen, ward er im December zu Spandau mit dem Beile hingerichtet. Das Volk bezeugte dem Könige seine Freude über die Rettung auf eine Weise, die von allem Verdachte der Heuchelei und des bloßen Formwesens frei war. —

Italien.

Die Revolution in Neapel 1820. Italien hat in seiner innern Zerrissenheit und Zerstückelung Aehnlichkeit mit Deutschland. Große Freude hatte der Sturz Napoleon's auch in Italien bereitet, wenngleich es dem besonnenen Beobachter nicht entgehen konnte, welch' treffliche Einrichtung derselbe der appenninischen Halbinsel gegeben hatte. Nach Beseitigung der Fremdherrschaft kehrte Alles in das alte Gleis zurück. Das Land wurde wieder in seine verschiedenartigen Theile zerrissen und Alles, was an die französische Gewaltherrschaft erinnerte, abgeschafft. Ueberall herrschte wieder unter den zurückgekehrten Fürsten die unumschränkteste Gewalt, am mildesten in Toscana, am härtesten in Modena. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hob alle französischen Gesetze auf, vertrieb alle in seinem Lande ansässigen Franzosen, mehre Tausende an Zahl, berief die Jesuiten zurück, führte die strengste Censur ein und errichtete 10 neue Bisthümer. Am kläglichsten sah es im Kirchenstaate aus, wo für den sanften Papst Pius VII. fanatische Priester die Zügel der Regierung ergriffen und Alles zu dem crassesten Aberglauben und dem äußersten Despotismus zurückführten. Nicht minder schlimm gestaltete es sich in Neapel, wohin Ferdinand IV. nach Mürat's mißlungener Unternehmung zurückkehrte. Er überließ sich mehr den Freuden der Jagd als den Regierungsgeschäften, und war besonders in Sicilien von den Engländern, unter deren Schutz er sich begeben hatte, vielfach gegängelt worden. Um sich des Einflusses derselben zu erwehren, zog er ein österreichisches Heer zum Schutze ins Land und bei dessen endlichem Fortgange war die Sicherheit

des Landes dergestalt gefährdet, daß die Regierung sich mehrfach genöthigt sah, mit herumstreifenden Räuberbanden Verträge abzuschließen, um sie nur unschädlich zu machen. Namentlich nahm man darauf Bedacht, die geheimen Gesellschaften der Carbonari und Freimaurer zu unterdrücken. Der Zweck dieser Carbonari (Kohlenbrenner) war der gewesen, Italien von der Gewaltherrschaft der Franzosen zu befreien und so die Einheit Italiens anzubahnen. Das Land zählte viele Mitglieder, welche sich jetzt besonders gegen die Zerrissenheit Italiens richteten. Obwohl man sie oft verfolgt hatte, so war es dennoch nicht gelungen, sichere Spuren dieser Umsturzpartei zu entdecken. Da kam die Kunde von der gelungenen Schilderhebung Spaniens auf Isle de Leon und die Proclamirung der spanischen Constitution von 1812 nach Italien und schlug wie ein zündender Blitz in die aufgeregten Gemüther. Der Bund hatte sich durch Anwerbungen aus dem Heere verstärkt und besonders Officiere herangezogen, die es kränkte, daß ein Ausländer, der österreichische General Nugent, an der Spitze des Heeres stehe. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1820 erhob sich der Lieutenant Michele Morelli. Mit ihm verband sich der General Guglielmo Pepe in Neapel und es glückte den Insurgenten, den König so ins Gedränge zu bringen, daß er die Einsetzung einer constitutionellen Regierung versprach. Die unbeliebten Minister wurden entlassen, die Gefängnisse der sogenannten politischen Verbrecher geöffnet; man legte die Farben der Carbonari an und General Pepe wurde zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Der König nebst seinen Söhnen legte nun den Eid auf die Verfassung ab. Auch kam es mit der Insel Sicilien zum Bruch. Durch den Einfluß der Engländer in Sicilien hatte diese Insel von Ferdinand IV. eine Constitution oder ein Parlament erhalten, welches den Bewohnern große Selbstständigkeit gewährte. Gleich jedoch nach seiner Rückkehr hob der König die bis dahin getrennte Verwaltung von Neapel und Sicilien auf und vereinte Sicilien mit Neapel zu einem Königreiche beider Sicilien, als deren gemeinsamer König er sich fortan Ferdinand I., König beider Sicilien, nannte. Darüber nun, daß Sicilien eine Provinz Neapels werden sollte, gab sich große Mißstimmung unter der Bevölkerung kund und schon damals

hielt nur das Gefühl hülfloser Schwäche von einem gewaltsamen Ausbruche zurück. Als aber am 14. Juli 1820 bei dem Feste der heiligen Rosalie die Nachricht von der veränderten Staatsregierung nach Sicilien gebracht wurde, da steckte die Bevölkerung die Landeskokarde auf und schmückte das Bild der Heiligen mit einem breiten gelben Bande; als jedoch der neapolitanische General Church einem Bürger die gelbe Schleife von der Brust riß, da stürmte man mit wildem Geschrei durch die Straßen. Das erbitterte Volk verübte die scheußlichsten Gräuelthaten. Alle öffentlichen Gebäude wurden zerstört, die verworfensten Verbrecher, Mörder und Räuber wurden aus den Gefängnissen befreit. Der Palast des Statthalters wurde erstürmt und die ganze Bevölkerung erhob sich wie mit einem Schlage gegen die Militairmacht. Ein entsetzlicher Straßenkampf erhob sich. Steine, siedendes Oel und Hausgeräthe wurden auf die in den Straßen kämpfenden Soldaten hinabgeschleudert. Der Statthalter floh nach Neapel. Es wurde eine neue Regierungsjunta unter dem Vorsitze des beliebten Fürsten Villafranca eingesetzt. Der Erzbischof hielt mit der gesammten Geistlichkeit eine Procession, welcher das Kreuz vorangetragen wurde, und ermahnte das Volk zur Gesetzlichkeit und Ruhe. Andere Städte, welche bis jetzt sich nicht an der Bewegung betheiligt hatten, wurden erstürmt. Inzwischen hatte die Junta einen Parlamentair nach Neapel geschickt, um eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten zu erwirken. Man verlangte Trennung der Verwaltung von Neapel und den dritten Sohn des Königs, den jungen Grafen von Syracus, zum Könige. Dies wurde indessen nicht angenommen. Ein Heer unter dem General Pepe, Bruder des Oberbefehlshabers, landete in der Umgegend von Messina. Obwohl er sich sogleich dahin erklärte, daß er nicht käme, um sie zu bekriegen, so stellten sich doch die Insurgenten ihm entgegen und erst nach manchem Kampfe gelang es ihm, bis nach Palermo vorzudringen. Der Fürst Villafranca wollte Anfangs die Stadt übergeben, doch nach vergeblichen Unterhandlungen drangen die Truppen in die Stadt ein und es entstand ein furchtbarer Straßenkampf, der damit endete, daß General Pepe, um die Stadt nicht gänzlich der Vernichtung Preis zu geben, dieselbe verließ, um sie nun eng einzuschließen und durch Hunger

zu bewältigen. Es entstand jetzt eine gräuliche Pöbelherrschaft. Doch bald gelang es, die Insel wieder zu unterwerfen. Es war jedoch eine den Palermitanern günstige Capitulation geschlossen worden.

Die Congresse von Troppau und Laybach. Wenngleich das aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Oesterreich äußerlich als ein abgerundetes Ganze erscheint, so bedingen dennoch die inneren mannigfaltigen Verschiedenheiten nach materiellen und politischen Interessen, daß es revolutionären Bestrebungen, sei's im eignen wie im fremden Lande, entgegentreten muß, da das Vorbild einer gelungenen Revolution leicht Nachahmung finden könnte. So hatte der Fürst Metternich während seines ganzen Staatslebens das Ziel zur Festigung und Vermehrung der Hausmacht des österreichischen Herrschergeschlechts im Auge gehabt und dasselbe sowohl durch den Wiener Congreß, im heiligen Bunde, in den Carlsbader Beschlüssen und der Wiener Conferenz zu erreichen versucht. Es lag dennoch in der Natur der Sache, daß, als die überraschende Nachricht von der gelungenen Revolution von Neapel nach Wien gelangte, sein Entschluß zur Unterdrückung drrselben sogleich gefaßt war. Einigermaßen berechtigt zum Einschreiten in diese Angelegenheit schien das österreichische Cabinet dadurch zu sein, daß mit dem König von Neapel bei seiner Rückkehr ein Vertrag, den 12. Juni 1815, geschlossen war, wodurch derselbe sich verpflichtet hatte, keine Veränderungen in den Staatseinrichtungen vorzunehmen, welche dem alten monarchischen Principe Oesterreichs, das auch noch durch die große Nähe besonders bei der neapolitanischen Revolution betheiligt war, zuwider liefen. Das österreichische Heer wurde demnach in der Lombardei auf den Kriegsfuß gesetzt. Die neue Regierung, welche die obige Verpflichtung des Königs von Neapel kannte und Oesterreichs Einmischung fürchtete, suchte die unter solchen Umständen drohenden Gefahren auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen abzuwenden. Dieß führte indessen nicht zu dem gewünschten Ziele, denn Metternich erklärte bestimmt und gereizt, daß er die in Neapel getroffene Regierungsmaxime, die er nicht als den Gesammtwillen der Nation, sondern nur als das Werk ner revolutionären Parthei ansähe, nie anerkennen werde. Die

Unterhandlungen zerschlugen sich gänzlich. Doch aber hatte Oesterreich's Politik auch Rücksichten gegen die übrigen europäischen Mächte zu nehmen, welche das Einschreiten gegen einen selbstständigen Staat leicht als Verletzung des europäischen Gleichgewichtes betrachten konnten. Metternich suchte deshalb für seine Plane besonders den Kaiser von Rußland, Alexander, zu gewinnen, welcher bei dem, namentlich ihm durch die Polen, mit denen er es so gut gemeint hatte und die ihm seine warme Liebe für das Volkswohl mit Aufständen und Unzufriedenheit vergolten hatten, zu Theil gewordenen Undank, der Entwicklung freisinniger Staatseinrichtungen abhold geworden war. Diese Stimmung benutzte Metternich zu seinen Zwecken und erwirkte es, daß ein Congreß zu Troppau in Oesterreichisch-Schlesien gehalten wurde, auf welchem theils die Souveraine der Großmächte persönlich erschienen, theils durch Bevollmächtigte sich vertreten ließen. Hier wurde nun der Stab über die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel gebrochen. Auf dem bald folgenden Congresse zu Laybach wurde nun der Grundsatz bewaffneter Einmischung geltend gemacht und ein österreichisches Heer erhielt den Befehl gegen Neapel vorzurücken. Auch der König von Neapel war nach Laibach gekommen, Anfangs in der Absicht, die geschehenen Abänderungen in der Regierungsform Neapels den verschiedenen Machthabern annehmbar zu machen, wurde aber bald von Metternich dahin umgestimmt, daß er zu der Wiedereinsetzung in eine absolute Machtvollkommenheit durch österreichische Vermittelung nicht ungern seine Zustimmung gab. Als man in Neapel solche Doppelzüngigkeiten des Königs erfuhr, beschloß die damalige Regierungsjunta mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln sich den gemeinsamen Planen der Machthaber zu widersetzen. Selbst der als Reichsverweser von dem Könige während seiner Abwesenheit eingesetzte Kronprinz hing fest am Volke, an seinem einmal geleisteten Eide. Ueberall herrschte große Begeisterung; doch blieb es dem besonnenen Beobachter nicht verborgen, wie doch die Mittel des Landes gegen die Uebermacht des Feindes nur so unbedeutend wären, um einen günstigen Erfolg zu verbürgen.

Unterdrückung der Revolution in Neapel. Die gesetzgebende Versammlung erklärte, daß sie keineswegs gesonnen sei,

in die ihr gemachten Vorschläge des Congresses einzuwilligen, sie gab zu verstehen, daß die der Constitution zuwiderlaufenden Handlungen des Königs nicht aus dessen freiem Willen, sondern, da er ja unter seinen Feinden war, aus Zwang hervorgegangen sein und beschloß, Alles daran zu setzen, sich, wenngleich im Kampfe, die eben errungene junge Freiheit zu sichern. In den Abbruzzen uniformirten sich 30,000 Mann auf eigene Kosten. Ihnen zogen Freiwillige aus allen Landestheilen zu; auch entstanden begeisterte Schaaren, welche sich Namen aus der alten Römerzeit beilegten. Dreihundert Männer aus den Abbrezzen verlangten, den schwierigsten Platz des Landes gleich den Spartanen bei Thermopylae zu vertheidigen. Hundert Gutsbesitzer bildeten ein Reitergeschwader unter dem Namen der neuen Fabier. Die Carbonari rechneten in ihrer Begeisterung auf einen Aufstand ganz Italien's. Inzwischen rückte nun das auf 60,000 Mann sich belaufende österreichische Heer unter dem Oberbefehl des Generals Frimont gegen Neapel in verschiedenen Abtheilungen vor. Auf der Grenze des neapolitanischen Gebietes, bei der Stadt Rieti kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den östeerreichischen und neapolitanischen Truppen. Doch welch' großprahlerische Reden Seitens des neapolitanischen Militairs sich auch kund gegeben hatten, die auflodernde Begeisterung war bei der immer größern Annäherung des Feindes verraucht. Das ganze neapolitanische Heer, dessen Feigheit schon immer sprichwörtlich war, lös'te sich auf und öffnete so den Oesterreichern die Bahn nach Neapel. Nach einer den 23. März geschlossenen Uebereinkunft wurde Neapel den Oesterreichern übergeben, welche nun den 24. März ihren Einzug in Neapel hatte. Somit war der Krieg beendet. Die Folgen der mißlungenen Insurrection fielen indessen mit schwerem Gewichte auf die Häupter derselben. Der neapolitanische Anführer, General Guglielmo Pepe war mit vielen anderen Rädelsführern entflohen. Ueber die zahlreich Verhafteten wurde ein strenges Gericht gehalten. In der äußersten Grausamkeit suchte man das Gefühl der Rache zu kühlen und lenkte so in das alte Gleis des früher staatlich Bestandenen wieder ein. Unter Festlichkeit und dem Jubelrufe der veränderlichen Menge hielt Ferdinand I. seinen Einzug in die Hauptstadt. Die eifrigsten Anhänger des

Despotismus wurden unter dem Namen von treuen Dienern zu königlichen Räthen bestellt, die Jesuiten, die unter der revolutionären Regierung verbannt waren, zurückberufen und mit der Leitung der Erziehung betraut, die Lehrer unter Controlle gestellt und das Heer fast ganz aufgelöst. Nur solche Officiere fanden Anstellung, deren Treue bei den Stürmen der Revolution sich bewährt hatte. Die ultra-absolutistischen Rathgeber des Königs gebehrdeten sich namentlich gegen die Carbonari und Freimaurer wie Rasende und wußten ihrer Wuth kein Ende, so daß der österreichische General Frimont endlich zur Mäßigung rieth. Seinem Bemühen, so wie dem wiederholten Drängen Oesterreichs, welches in jenem grausamen Verfahren der Regierung den Keim neuer blutiger Aufstände befürchtete, gelang es, den König zur Einsetzung eines gemäßigten Ministeriums zu bestimmen, wodurch die Zustände des Landes wesentlich verändert und verbessert wurden.

Die Revolution in Piemont und deren Unterdrückung 1821. Auch in Piemont hatten die Carbonari ihre weitverzweigten Verbindungen, deren Zweigvereine in der Lombardei gleichen Zweck, nämlich den Umsturz der österreichischen Regierung, verfolgten. Die Carbonarilogen Piemont's standen mit denen Neapel's im innigsten Verkehr. Der Carbonarismus umspannte wie ein Netz ganz Italien. Umsturz der alten Regierungsmaximen und Aufbau eines neuen jungen Italiens war der Zweck, worauf Alle gemeinsam hinarbeiteten. Bei dem Ausbruche der neapolitanischen Revolution wollte man Anfangs erst den Verlauf der Dinge in Neapel abwarten. Allein einige revolutionäre Schriften, welche der Regierung von Piemont in die Hände fielen und manche Verhaftungen hervorriefen, führten zur Beschleunigung des Vorhabens. Selbst den jungen Prinzen Carl Albert von Carignan, den muthmaßlichen Thronerben hatte man durch die lockende Aussicht einer Thronerhebung über das ganze Italien für den Plan gewonnen. Man forderte denselben nun zum offenen Beitritt auf. Sein Schwanken und seine Unentschlossenheit hemmte den offenkundigen Ausbruch und brachte der Sache großen Nachtheil. Doch wurde die Festung Alessandria durch den Oberstlieutenant Ansaldi besetzt und auch in Turin kam die Sache zum Ausbruch. Die Freiheitsfahne wehte auf den Zinnen der Citadelle. Der schwache

König Victor Emanuel zog es vor, der Krone lieber zu Gunsten seines Bruders Carl Felix zu entsagen, als sein Vaterland den Gräueln des Bürgerkriegs und dem Hasse der österreichischen Diplomaten auszusetzen. Victor Emanuel begab sich nach Nizza. Während des neuen Konigs Abwesenheit wurde der Prinz von Carignan zum Reichsverweser ernannt. Jetzt erwartete das Volk Seitens des Prinzen die Annahme der freisinnigen spanischen Constitution. Der Prinz, bedroht durch die Massen, die sich vor seinem Palaste versammelten, gab endlich den unter Drohungen ausgesprochenen Wünschen des Volkes nach. Er nahm die spanische Constitution als Grundlage der piemontesischen Verfassung an, nur mit dem Vorbehalte der Abänderungen, welche der König mit der Volksvertretung vorzunehmen für gut finden werde. Ein energisches Handeln würde jetzt mit Sicherheit ein günstiges Resultat herbeigeführt haben. Das piemontesische Heer hätte leicht auf 80,000 Mann gebracht werden können. welchen die Oesterreicher für den Augenblick nur 20,000 entgegenzustellen hatten. In der Lombardei lag der Zündstoff bereit und sobald die piemontesischen Truppen den Ticino überschritten haben würden, wäre Alles in revolutionäre Bewegung gerathen. Auch war der Erzherzog Rainer bei der ersten Nachricht von der Schilderhebung Piemonts sogleich von Mailand abgereist. Allein das schwankende Benehmen des Prinzen, sein unentschlossenes Handeln war nur gar zu sehr geeignet, die erregten Hoffnungen zu vereiteln. Der Herzog Carl Felix von Genevois, welcher zwar vorläufig die Regierung, nicht aber den königlichen Titel angenommen hatte, indem er sich erst versichert halten müsse, ob sein Bruder die Krone freiwillig niedergelegt habe, erklärte sich auf den Bericht des Standes der Dinge in Piemont mit größter Entschiedenheit gegen jedwede Neuerung, nannte die Anhänger der Constitution Rebellen, die ihrer gerechten Strafe nicht entgehen würden, ermunterte alle königlichen Unterthanen, die bis jetzt treu geblieben waren, in ihren Gesinnungen zu verharren und gab ihnen die Versicherung, daß er Alles aufbieten werde, um ihnen Hülfe zu leisten. Um so mehr suchte man jedoch den Prinzen zum kräftigen Handeln zu bestimmen und der neuernannte Kriegsminister, der patriotische General Santa Rosa, that Alles, um unter solch mißlichen Umständen der Revolution

einen festen Halt zu geben. In dieser Verlegenheit, wo der Prinz schwankte, ob er der Sache des Volkes treu bleiben und sich dem Befehl des Herzogs Carl Felix widersetzen, oder ob er im Gehorsam gegen den Willen des Regenten die Sache des Volks verlassen sollte, ergriff derselbe den Ausweg, mit seiner Familie Turin zu verlassen. Mit der Flucht des Prinzen von Carignano, der bis jetzt der vornehmste Mittelpunkt der Bewegung gewesen war, brach die letzte Kraft der Revolution. Der Prinz begab sich zu seinem Vater und stellte sich und das ihn begleitende Militair zu dessen Verfügung und legte sodann die Stelle eines Reichsverwesers nieder. Die österreichischen Truppen vereinigten sich nun mit den treugebliebenen piemontesischen Truppen unter dem General dela Torre, und diesem gelang es nunmehr, die Insurgenten zu besiegen. Den 10. April Abends hielt derselbe seinen Einzug in die Hauptstadt. Eine Militaircommission wurde nun eingesetzt, um über diejenigen zu richten, die sich des Verbrechens der Theilnahme an der Empörung schuldig gemacht hätten. Der Prinz von Carignano erfuhr schwere Ungnade bei dem nunmehrigen Könige Carl Felix, welcher im October aus Modena, woselbst er sich bis jetzt aufgehalten hatte, in seine Staaten zurückkehrte. Um neuen Versuchen zur Ruhestörung vorzubeugen, hielten die Oesterreicher mit einem Corps von 12,000 Mann die stärkste Festung des Landes, Alessandria, besetzt. So wurde auch die piemontesische Revolution unterdrückt.

Angelegenheiten des Kirchenstaats. Die unter Pius VII. durch Napoleon gemißhandelte Kirche erwählte durch die Cardinäle zu ihrem päpstlichen Oberhaupte Papst Pius VIII. und nach dessen 1825 erfolgten Tode Leo XII. Da überall Empörungen im Lande ausbrachen, so erbot er sich, da er allein sich nicht stark genug fühlte, dem kräftigen Streben der Revolutionaire zu begegnen, die Hülfe Oesterreichs zu beanspruchen. Bologna, der Sitz der Empörung, wurde durch die päpstlichen Truppen erobert und auf das schmählichste behandelt. Frankreich, welches die Entscheidung über die appeninische Halbinsel nicht allein Oesterreichs Staatskunst überlassen wollte, und auch seine Stimme wollte geltend machen, besonders auch deßhalb, damit Oesterreich nicht einmal die Lust anwandele, sich noch größere als die ihm zugehö-

rigen Besitzungen in Italien zu erwerben, ließ ohne alle Umstände eine Flotte von Toulon aus nach dem adriatischen Meere abgehen, welche nun in Ancona landete, um im schnellen Ueberfall von dieser zum Kirchenstaate gehörigen Seestadt Besitz zu nehmen. Nach dem 1830 erfolgten Tode Leo's XII. wurde der Cardinal Mauro Capellari, unter dem Namen Gregor's XVI., mit der dreifachen päpstlichen Krone geschmückt. Unter des vorigen Papstes Regierung wurden auch die Jesuiten wieder eingeführt. Ihr Vorsteher und Ordensgeneral hieß Roothan. Ein Vorfall ereignete sich am 18. Juli 1829, welcher von allen Gläubigen als eine günstige Vorbedeutung für die Gesellschaft Jesu ausgelegt wurde. An jenem Tage brach um 3 Uhr Nachmittags ein furchtbarer Sturm über die Stadt aus. Der Blitz schlug auf zwei Punkten in das römische Collegium, in den Garten und in die Kirche. Es war dies der Vorabend der Gelübdeerneuerung der Jesuiten. Sie waren, 18 an der Zahl, in der Capelle des heil. Gonzaga vereinigt, das Gebet verrichtend am Fuße des heil. Sacraments. Plötzlich fuhr der Blitz in die Capelle und schlug, ein breiter Feuerstrahl, gerade inmitten in den zur Erde niedergeworfenen Kreis der Betenden. Nicht einer dieser jungen Männer wurde von ihm berührt; aber auch sie zeigten sich dieser Gnade würdig; sie hörten nicht auf zu beten und blieben, der Vorsehung vertrauend, unbeweglich in der Stellung, in der der Donner sie gefunden hatte. Die ganze Stadt sprach über diesen Vorfall mit einer Art von Bewunderung von den Jesuiten.

Am 2. Februar 1836 starb zu Rom die Mutter der Napoleoniden, Madame Lätitia, in ihrem 86. Lebensjahre; früher hatte sie schon einmal das Bein gebrochen, zuletzt wurde sie auch blind, und lebte nur noch in ihrem Bette. Mit kräftiger Geduld ertrug sie das harte Geschick, ihre Familie von dem höchsten Gipfel des Glücks gestürzt zu sehen, wohinauf das Geschick dieselbe so wunderbar gehoben hatte.

Angelegenheiten Neapels. Ferdinand IV., welcher, wie schon erwähnt, den Namen Ferdinand I. annahm, starb im Jahre 1825. Sein Sohn, Franz I., folgte ihm. Dieser, zuerst vermählt mit einer Prinzessin von Oesterreich, Clementine, und dann zum zweiten Mal mit einer Prinzessin von Sardinien, hatte

12 Kinder. Wir heben die, welche bis jetzt geschichtliche Bedeutsamkeit erlangten, hervor: Aus der ersten Ehe: 1) Caroline, Herzogin v. Berry. Aus der zweiten Ehe: 2) Louise, vermählt mit Francisco da Paula von Spanien. 3) Marie Christine, Königin von Spanien. 4) Ferdinand II., jetziger König beider Sicilien. 5) Carl, Prinz von Capua, vermählt mit der Irländerin Penelope Smith. 6) Leopold, Graf von Siracusa. 7) Antonia, vermählte Großherzogin v. Toscana. 8) Amalia, vermählt mit dem Infanten Don Sebastian von Spanien u. s. w.

Franz I. Geschwister: 1) Christine, verwittwete Königin von Sardinien. 2) Amalie, Gemahlin Louis Philipps, Königs der Franzosen, jetzt gestorben. 3) Leopold, Prinz von Salerno.

Nachdem Franz I. 1832 gestorben war, so bestieg der erst 21jährige Kronprinz als Ferdinand II. den neapolitanischen Thron. Es sprach sich in dem jungen Fürsten eine rege Lebendigkeit für das Bessere aus, was damals zu schönen Hoffnungen berechtigte. Allein diese Unerfahrenheit und Jugend müssen manchen Fehler in seinen ersten Regierungsjahren übersehen lassen. — Seine jugendliche, damals erst 21jährige Gemahlin, starb 1836. Der kurz vorher geborne Prinz heißt Franz d'Assisi. — Des Königs Liebhaberei spricht sich für den Soldatenstand aus, was übrigens die neapolitanischen Soldaten, die schlechtesten in der Welt, ihm keinen Dank wissen und deßhalb Alles thun, um dem lästigen Dienste zu entgehen. Es giebt Beispiele, daß ausgehobene Beamte sich durch ungelöschten Kalk des Augenlichts beraubten, um nicht zum Dienste gezwungen zu werden. — Um den König, welcher wenig Liebhaberei für Musik und somit für die Oper hatte, zu bewegen, das Opernhaus zu besuchen, suchte man vor einiger Zeit seine Aufmerksamkeit auf eine andere Weise zu fesseln. Man fing an, fortwährend kriegerische Ballette aufzuführen. Uniformen und Waffen aller Art zogen da halbe Stunden lang unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter über die Bretter, die Reiterei machte die tollsten Manövres, Getümmel aller Art, die Pferde werden wild, die Tänzer ergreifen die Flucht u. s. w. Die List gelang, der König kam. — Der König

hat sich zum dritten Mal vermählt mit der Prinzessin Therese von Oesterreich.

Des Königs Bruder, Carl, Prinz von Capua, vermählte sich mit einer schönen Irländerin, Miß Penelope Smith. Er begab sich nach der Schweiz, durch Frankreich nach Spanien und von hier nach England. Um die Ehe recht gültig zu machen, ließ er sich vier Mal trauen, zuerst in Rom, dann in Madrid, dann in England von dem sogenannten Schmied von Grenatgreen, der für entlaufene Pärchen die unauflöslichen Ketten Hymens schmiedete. Der König erklärt vermöge eines Hausgesetzes, nach welchem es der Zustimmung des Königs bei einer Vermählung der Prinzen bedarf, diese Ehe für ungültig. Der Prinz kümmert sich nicht darum und lebt mit seiner Gemahlin in Malta.

Angelegenheiten Sardinien's. Die nach der Julirevolution entstandene Bewegung blieb auch diesem Felsenländchen nicht fremd. Schon früher hatte der König Victor Emanuel seine Regierung in die Hände seines Bruders Carl Felix gelegt, wie schon erwähnt und nach dessen Tode folgte der jetzige König, aus dem Hause Carignano, Carl Albert. Die demagogischen Umtriebe des jungen Italiens, zu dessen Genossenschaft der frühere Herzog v. Carignano bekanntlich gehörte, wurden indessen jetzt, da die Lage der Dinge sich geändert, und der Prinz König geworden war, durch alle nur mögliche Zwangsmaßregeln unterdrückt. Viele wurden hingerichtet oder mit schmachvoller Kerkerstrafe belegt. Eine von der Schweiz ausgesandte, besonders aus Polen bestehende Truppenanzahl versuchte die demokratische Partei zu unterstützen. Allein diese Invasion gelang nicht und die auswärtigen Staaten machten der Tagsatzung von Bern ernste Vorwürfe, daß dieselbe solchen aufrührerischen Bewegungen freien Raum zur Entwicklung gegeben habe. Die Polen wurden demzufolge aus der Schweiz verbannt. Unter ihnen auch Romarino.

Auch Modena und Parma blieben von den Alles erregenden und bewegenden Stürmen nicht frei, so daß sogar die Erzherzogin von Parma, früher Kaiserin von Frankreich, Napoleon's Gemahlin, Marie Luise, welche bekanntlich mit der Regierung des Ländchens Parma beauftragt wurde, aus Parma flüchten mußte. Alle diese kleinen Länder werden regiert von Verwandten des Hauses Oesterreichs, so daß Oesterreich's Ansehen in Italien überwiegend ist.

Türkei und Griechenland.

Der griechische Befreiungskampf.

Vorbereitungen zum letzten Hellenenkampfe. Schon lange stand das türkische Reich, welches einst dem ganzen Abendlande so furchtbar gewesen war, auf faulen Wurzeln. Es war durch innere Erschlaffung zu einer Hülflosigkeit und Schwäche herabgesunken, daß nur die Idee des politischen Gleichgewichts die morschen Mauern des hinfälligen Reiches aufrecht erhielt. Schon Peter der Große und später noch Katharina II. von Rußland scheinen den Plan gehabt zu haben, dieses ursprünglich asiatische Volk aus Europa nach Asien wieder hinüberzutreiben und so das griechische Volk, welches so lange unter der Zuchtruthe des osmanischen Reiches geseufzt hatte, vom türkischen Joche zu befreien und ihm so seine ursprüngliche Geltung zurückzugeben. Rußland schien demnach zur Befreiung Griechenlands bereitwillig die Hand zu bieten und war bemüht, das trübe Geschick der christlichen Bevölkerung der Türkei nach Kräften zu mildern. Es bewirkte der Wallachei und Moldau gewichtige Rechte und sagte den im Aufstande begriffenen Mainotten kräftigen Beistand zu. Auf solche Zusage bauend stiegen dieselben von ihren Bergen herab und es entspann sich zwischen ihnen und den Türken ein entsetzlicher Verheerungskrieg. Da die Russen ihre Versprechungen nicht hielten, so erlagen die Mainotten der türkischen Uebermacht und ohne Erbarmen wurde gegen Schuldige und Unschuldige gewüthet. Ganz Morea wurde in eine Einöde verwandelt. An 80,000 Griechen wurden theils erschlagen, theils als Sclaven weggeführt. Doch

hatte selbst das Fehlschlagen dieses Kampfes das Gute, daß es um so heftiger zur Erbitterung gegen die Dränger aufreizte und die Sehnsucht nach Freiheit von den ihnen in Willkühr und Despotismus geschmiedeten Fesseln zur hellen Flamme anfachte. Unter der Hand suchte man zu einem offenen Kampfe Alles vorzubereiten. Auf der Insel Hydra, Spezzia und Ipsara wurde der Grund zu einer kleinen Marine gelegt. Bewaffnete Fahrzeuge wurden ausgerüstet, unter dem Vorwande gegen die Seeräuber zu kreuzen, wurden auch in solchem Vorhaben von den Türken keineswegs behelligt, indem dieselben die Griechen viel zu sehr verachteten, als auf solche Zurüstungen auch nur den geringsten Werth zu legen. Viele, welche die türkische Herrschaft um keinen Preis länger ertragen wollten, zogen sich in die Gebirge zurück und führten hier ein Räuberleben. Außerdem suchte man die materielle Kraft durch Handel und Schifffahrt zu beleben. Es wurden in den bedeutendsten Städten Schulen gestiftet. Reiche Hellenen, besonders von der für Freiheit glühenden Insel Hydra, sandten Jünglinge auf die deutschen, französischen und italienischen Hochschulen, um sich mit Künsten und Wissenschaften zu befreunden und die Saat des Erlernten in reicher Fülle dem klassischen Boden ihres Vaterlandes zu spenden. Die Schätze geistigen Wissens wurden in errichteten Bibliotheken zusammengestellt und so gewann die klassische Bildung allmählig einen erfreulichen Fortgang. Dazu die kräftigen Schlachtgesänge des edlen Rhigas, der die hellenische Jugend zum edlen Selbstgefühl entflammte und eine eng sich verbindende Waffenverbrüderung zu Stande brachte, — was vermochte der Begeisterung zu wehren! Heißer Drang zur Errettung seines unglücklichen Vaterlandes war die lebendige Sehnsucht seiner Seele. Rhigas ist als der Anstifter und erste Begründer des griechischen Aufstandes, der neuerblühten Freiheit zu betrachten. Freilich mußte er die junge Freiheit mit seinem Blute erkaufen. Auf einer Reise ins Ausland wurde er mit acht von seinen Freunden in Wien verhaftet und den türkischen Behörden ausgeliefert. Er verschluckte die in einem Hefte enthaltenen Namen seiner Freunde und gab sich als den alleinigen Urheber der Verschwörung an. Ich weiß, sprach er, daß ich sterben muß; allein nur mein Leichnam wird sterben,

mein Geist wird euch überleben, denn er hat schon alle Herzen der Griechen durchdrungen. In Belgrad ließ der Pascha ihn und seine Freunde enthaupten und ihre Leichen in die Donau werfen, nach Andern zwischen zwei Bretter binden, und grausam mit einer Säge durchschneiden (Mai 1798); aber seine Lieder lebten, wenn auch der heldenmüthige Sänger derselben verblutete. Sie erschollen von der Höhe des Olymps und in den Thälern von Agrapha, fort und fort, von Mund zu Mund.

Ueberall, auch in der Ferne, sprach sich die regste Theilnahme an dem Geschicke der unglücklichen Griechen aus. Ueberall regte sich die Hoffnung, das alte Hellas in verjüngter Gestalt an Gesittigung und Bildung wiedererstehen und seinen alten rühmlichen Standpunkt wieder einnehmen zu sehen. Schon 1809 bildete sich zu Paris eine Gesellschaft, so wie 1814 unter den Augen des Wiener Congresses selbst zu Wien die in ihrem schönen Zwecke der Begründung höheren Geisteslebens und Erweckung christlicher Aufklärung und wahrer Religiosität hervortretende Hetäria (Bund der Musenfreunde). Das Symbol dieser Verbindung war sehr sinnreich. Ein Ring mit dem Bilde der Nachteule und des Chiron, der als Heldenerzieher (des Herkules, einen Knaben auf den Rücken trägt. Dieser in Begeisterung gestiftete und durch edlen Eifer verbreitete Bund umschloß im schönen Kranze alle Griechenfreunde (Philhellenen) und verzweigte seine erfreuliche Thätigkeit durch fast alle gesitteten Länder Europa's. 80,000 umschloß der Bund und der russische Graf Capo d'Istria war die Seele des Ganzen.

Der türkische Sultan Mahmud suchte mit äußerster Kraftanstrengung das nach allen Seiten auseinander fallende Reich wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen und die gebrochene Kraft der Pforte zu heben. Bei seinem Regierungsantritt war seine Macht nur gering. Die meisten Pascha's, namentlich die entfernteren, befolgten oft wenig die großherrlichen Befehle.

Der greise Ali, Pascha von Janina, dieser Jugurtha der neueren Zeit, der Macht und Hinterlist des Divans trotzend, aus Haß gegen die Pforte, begünstigte den Wunsch der Griechen zur Unabhängigkeit, ebenso Ali, Pascha von Haleb; Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, übte unabhängige Gewalt; schon hatten die

kriegerischen Servier das Beispiel gegeben, auf welche Weise die Gesetzmäßigkeit der Völker erkauft werden könne; auch die Bewohner der Moldau und Wallachei suchten Schutz und Sicherheit gegen die türkischen Erpressungen von Seiten der Russen, und selbst der Kaiser von Rußland war mit dem Sultan wegen vielfacher Verletzung der Verträge entzweiet und ein Bruch dieser beiden schien nicht fern zu sein. Auf allen Seiten sah sich der Halbmond von Gefahren und Feinden umringt. Dazu kam noch, daß die Pforte ihren alten Druck in Griechenland vervielfältigte und erneute. — Am schlimmsten hauf'te der Pascha von Janina.

Ali, Pascha von Janina. Derselbe war wahrscheinlich 1744 in der kleinen am Drino gelegenen Stadt Tepeleni, in Albanien, geboren, aus dem Stamme der Toczíden. Er war einer jener außerordentlichen Menschen, welche sich selbst die Bahnen ihres Lebens anweisen und abgesehen von den Fügungen einer Alles leitenden Vorsehung, die durch Neigungen und tiefeingepflanzte Keime die Bahnen der Geschicke vorzeichnet, durch Selbstständigkeit und muthige Entschlossenheit, durch stete Beharrlichkeit und energische Durchführung ihrer Pläne sich selbst den Wurf ihres Lebensgeschickes thun. Aufmerksame Beobachtung der Individualität Ali's zeigt, daß er in Beziehung auf die Charakterzüge seines Wesens, seines Ehrgeizes, seines Verstandes, seiner Kühnheit und seiner Verschlagenheit, seiner Tapferkeit wie seiner Regententugenden, ja selbst seiner Grausamkeiten, nur im überwiegenden Maße, Aehnlichkeit hat mit Napolen, dessen Zeitgenosse er war und mit welchem er auch in mannigfacher Verbindung stand, nur mit Berücksichtigung des Unterschiedes, daß die Verwilderung seines Vaterlandes und seiner die Barbarei begünstigenden Religion Ali zu einem der gehässigsten Tyrannen machte, welche die Geschichte aufzuweisen hat, während Napoleon, der sich zwar einzelne Gewaltstreiche zu Schulden ließ, doch von solchen Gräuelthaten und Scheußlichkeiten, die jener in Masse verübte, frei war. — Dieser Wütherich, der Sohn eines arnautischen Häuptlings, hatte sich nicht allein schon 1798 ganz Albanien und Epirus, Livadien, Thessalien und einen großen Theil Macedoniens unterworfen, sondern auch 1810 mit Napoleon sich insgeheim zum Sturze der Pforte verbunden. Bis 1820 blieb er, bei der obwaltenden

Schwäche der Pforte, unangefochten im Besitze seiner angemaßten Gewalt. Die eigne Hinterlist führte indessen den Sturz desselben herbei. Er ließ nämlich meuchlerisch einen höheren Beamten der Pforte zu Constantinopel überfallen und ermorden. Darüber erbittert sandte der Sultan Truppen gegen ihn, um der Macht des trotzigen Emporkömmlings ein Ende zu machen. Der wilde, allen Griechen verhaßte Kurschid, Pascha von Morea, schloß Janina, in welchem sich Ali mit Löwenmuth vertheidigte, eng ein und überlistete endlich dadurch den Listigen, daß er ihn bewog, sich auf Bedingungen zu ergeben. Ali hoffte Schonung zu erlangen, er, der so oft dieselbe wortbrüchig versagt hatte. Ali übergab am 1. Febr. 1822 sein Schloß und begab sich nach seinem Sommerpalaste im See bei Janina. Hier wurde ihm das vom Sultan ausgesprochene Todesurtheil angekündigt. Ali setzte sich zur Wehr, wurde aber mit sechs seiner Gefährten niedergehauen. Der Kopf des Rebellen wurde nach Constantinopel gesandt. Die Pforte zog Ali's Schätze ein.

Aber nicht blos Ali, Pascha von Janina, war es, der mit gleisnerischen Vorspiegelungen den Griechen Unterstützung verhieß; nicht allein Mehemed-Ali in Aegypten, der indirect zum Vortheil der Griechen dadurch wirkte, daß er die Blicke der argwöhnischen Pforte auf sich zog; auch der Aufstand der Servier unter Czerni Georg zeigte den Griechen, wie durch ein kräftiges Auftreten und hellauflodernde Begeisterung Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erkämpfen sei. — Wie oft unbedeutende Dinge die Anlässe und Anfänge zu hochwichtigen Begebenheiten liefern, so war auch hier eine zufällig eintretende Begebenheit der Wendepunkt, aus welchem sich die große That griechischer Selbständigkeit entwickeln sollte. Der Tod des Hospodaren in der Wallachei, Alex. Suzzo, war dies Ereigniß. Die neue Thronbesteigung des von der Pforte zum Hospodaren ersehenen Fürsten Karl Kallimachi brachte in den Gemüthern des Volks eine Bewegung hervor, welche den Theilnehmern der Hetairie in Petersburg die Hoffnung einflößte, als sei der Augenblick, die Waffen zu ergreifen, gekommen und Rußlands Selbstherrscher werde diesen in seinen Principien gerechten Aufstand kräftig unterstützen. — Diese unruhige Volksstimmung benutzte ein Wallache von dunkler Herkunft, Theo-

dor Wladimiresko. Er sah sich bald bei der Menge der Unzufriedenen an der Spitze eines ziemlich zahlreichen Heeres, wiegelte die Bauern auf, setzte sich so in den Besitz der kleinen Wallachei, rückte in Bukarest ein und suchte die Bewohner so wie das ganze Fürstenthum über den Zweck seiner Bewegung zu beruhigen, namentlich aber die Bojaren und die Reichen für die Sache zu gewinnen.

Alexander Ypsilanti's Aufruf. Wenige Tage vorher als Theodor Wladimiresko sein Wagniß begonnen, erschien zu Jassy in der Moldau Fürst Alexander Ypsilanti. Begleitet von seinen beiden Brüdern Demetrius und Nicolaus, ging er, nachdem er sich ohne Vorwissen seines damaligen Kaisers (seiner Geburt nach war er Grieche), des Kaisers von Rußland, Alexander, seinen Verpflichtungen als russischer Unterthan und Officier entzogen hatte, über den Grenzfluß Pruth und entschloß sich, der griechischen Sache sein Leben, seine ganze Kraft zu weihen. — Empfangen von einer jubelnden Schaar der Hetäristen und einigen Freunden hielt er seinen Einzug in Jassy und wurde frohlockend von einem großen Theil der Bewohner aufgenommen. Noch in derselben Nacht berichtete der edelmüthige, kühne Ypsilanti, der die Schwere der Verantwortung tief fühlte und trotz seines unerlaubten Entweichens aus der Reihe russischer Krieger, dem Edelmuthe Alexander's vertrauend, ihn zum Beistande für die große Sache aufforderte, dem russischen Kaiser, daß er in Jassy eingezogen. Allein die vielen revolutionairen Tendenzen, die überall zu Tage kamen, ließen den Kaiser auch diesen Aufstand in dem Lichte der Empörung gegen gesetzmäßige Landesherrn betrachten, und so konnte es nicht anders sein, als daß Kaiser Alexander auf dem Congreß zu Laibach sich im höchsten Grade mißbilligend über dieses unberufene Auftreten eines seiner Officiere erklärte und ihm die Weisung zur schnellsten Rückkehr anbefahl. Allein Ypsilanti, ergriffen von dem kühnen Gedanken, das Joch schmählicher Knechtschaft abzuschütteln, wollte nicht stille stehen auf dem einmal betretenen Pfade, folgte dem gebietenden Rufe des Kaisers nicht und schlug unter den Augen des damaligen Hospodaren der Moldau, Michael Suzzo, einen Aufruf an, in welchem er verkündete, daß an diesem Tage Griechenland die Fackel der Freiheit angezündet

und das Joch der Tyrannei abgeworfen habe. Aufgefordert durch solchen Aufruf strömten viele Freiwillige zur begeisterten Theilnahme am Kampfe für das Vaterland herbei, und der Hospodar Michael Suzzo selbst gewährte alle Unterstützung an Geld, Waffen, Pferden und anderen Bedürfnissen. Ypsilanti eilte nach der Wallachei, schuf hier durch viele ihm und der heiligen Sache sich anschließende griechische Jünglinge die sogenannte heilige Schaar und begab sich nach Buchareſt, um hier den Oberbefehl über das versammelte Heer zu übernehmen.

Gegenmaßregeln der Pforte. Kampf bei Scullen am Pruth den 19. Juni 1821. Die Pforte hatte nicht sobald nähere Kunde von dem Aufstande Ypsilanti's erhalten als sie auch sogleich die Paschas von Silistria und Brailow beorderte, mit starker Macht gegen die Insurgenten zu Felde zu ziehen und den Aufstand zu unterdrücken. Ihr Weg war mit Blut bezeichnet. Eine griechische Synode zu Konstantinopel mußte auf Befehl des Großherrn den Bann gegen die Urheber und Theilnehmer der Revolution schleudern. Der Würfel war geworfen! Zurück konnte und wollte man nicht wieder. Galt es doch des edelsten Gutes, für welches selbst das Leben einzusetzen nicht zu schwer war. Der erste Stoß der türkischen Horden traf den tapfern Athanasius. Obwohl besiegt raffte er sich bald wieder auf, befeuerte seine Schaar zu dem lebendigsten Eifer, forderte sie auf im edlen Kampf für die gerechte Sache zu siegen oder zu fallen, und brachte den Türken eine nicht unbedeutende Niederlage bei, indem er einen vierstündigen Kampf mit einer kleinen heldenmüthigen Schaar von 480 Mann die immer neu anrückenden türkischen Streitmassen heldenmüthig und löwenartig, ein zweiter Leonidas, zurückschlug, bis er endlich den wiederholten Angriffen stets wüthend anrückender Türken zu widerstehen nicht im Stande war. Er sank nicht ohne Ruhm, selbst nicht ohne Achtung der Feinde, welche staunend Zeugen solch beispielloser Tapferkeit der Heldenschaar waren.

Gleich schnell entschied sich der kurze Kampf in der Wallachei. Wladimiresko war in der Hoffnung, seine eigennützigen und selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, mit den Türken in Unterhandlung getreten und hatte die von ihm besetzte Hauptstadt Bukarest dem Pascha von Silistria, Mehmed Pascha eingeräumt. In der

Nähe von Ypsilanti's Hauptquartier angelangt, befahl dieser den Verräther plötzlich zu ergreifen, und ließ ihn zu Targowitsch nach einem Ausspruche des Kriegsgerichts wegen Hochverraths am 7. Juni enthaupten. Diese That des Fürsten Ypsilanti war der guten Sache im Allgemeinen nachtheilig, denn sie erregte Unzufriedenheit, Mißtrauen, Abscheu, Verrath und Abfall wider ihn.

Kampf bei Dragatschan. Wie groß und glorreich auch, der alten Tage von Hellas würdig, die Heldenschaar des Athanasius am Pruth gefallen und wie sehr solcher Opfertod die lebendigste Theilnahme bei Allen erregte, so hielt doch die Klugheit und Energie des Oberanführers keinesweges gleichen Schritt mit dem Muthe der einzelnen Schaaren der Seinigen. Der Bannstrahl von Laibach und später von Petersburg hatte seine Seele erschüttert und die Flügel seiner Begeisterung gelähmt. Muthlos hatte er so manchen Tag sein Heer rasten lassen, hatte zu sorglos den Umtrieben Zeit vergönnt, welche türkisches Geld und angeborne Schlechtigkeit inmitten seines Lagers spielte. Viele Führer selbst griechischen Stammes waren vom Feinde gewonnen. Zwietracht, Verwirrung und Meuterei zerrütteten das Heer der Griechen, welches aus den fremdartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt war. Endlich kam es zwischen dem Feldherrn der Armeen und der Hetärenschaar unter Ypsilanti's Anführung zu einer entscheidenden Schlacht. In einer von hohen Gebirgen rings umgebenen, von einem Flusse durchströmten Ebene, unfern des Klosters Dragatschan lagerte das Heer der Griechen. Um 10 Uhr Vormittags begann die Schlacht. Ypsilanti bewegte sich mit viel Geschicklichkeit, Besonnenheit und Tapferkeit. Doch wollte es ihm nicht gelingen, den Sieg zu erringen, da Verrätherei und das Uebergehen zum Feinde seine Reihen mehr als die Grausamkeit der Türken lichtete. Nur die heilige Schaar leistete, ihrem Schwure treu, noch lange Widerstand. Voll des edelsten Freiheitsmuthes, ergriffen von heftiger Verzweiflung stürzen sie in die dichten Reihen des Feindes. Viele Türken sinken unter ihren Streichen. Allein der Uebermacht vermögen sie nicht zu widerstehen. Von derselben fast erdrückt, sehen sie sich genöthigt, sich zurückzuziehen; nur der berühmte Georg der Olympier oder der Olympier Jordaki dringt sieghaft durch die Horden der Sieger und ent-

reißt den Phönix, das geweihte Banner des Bundes, den ungeweihten Händen der Ungläubigen. Drei Tage hinter einander ernenet sich die Heftigkeit des Kampfes, und jeder Tag endet mit der erdrückenden Ueberzeugung, die Sache nicht glücklich hinausführen zu können. Jordaki entkam mit wenigen seiner Freunde nach der Moldau, wurde aber bei Vertheidigung des Klosters Sekko von dem Bischofe Romano den Türken verrathen. Er hauchte, nach einer tapfern Vertheidigung und nach erhaltener lebensgefährlicher Verwundung seine Heldenseele aus.

Ypsilanti's Flucht und Ende. Das Heer war aufgelös't, alle Versuche, es zu sammeln, scheiterten. Ypsilanti selbst mit nur noch 20 Genossen, nebst seinen beiden Brüdern Georg und Nicolaus, sahen sich genöthigt, den Boden zu verlassen, den sie zur Wiege der Freiheit erkieset hatten, die indessen schon im Keime, benetzt mit edler Helden Blute, zerknickt war. Welch Gefühl, unter solch niederdrückenden Verhältnissen das Land ihrer Liebe, ihrer flammenden Begeisterung verlassen zu müssen! — So war das Trauerspiel des griechischen Freiheitskampfes in den Fürstenthümern beendet. Ypsilanti begab sich über die Grenze nach Siebenbürgen, beabsichtigte alsdann unter einem fremden Namen über Hamburg nach Amerika sich einzuschiffen. Er wurde indessen auf Befehl der österreichischen Regierung verhaftet, jedoch nicht den Türken, die seine Auslieferung dringend begehrten, übersandt. Nachdem er zwei Jahre in der ungarischen Festung Munkacs und 4½ Jahr in Theresienstadt in Böhmen als Staatsgefangener gelebt hatte, erhielt er nebst seinen Unglücksgefährten endlich auf Rußland's Verwendung im August 1827 die Freiheit unter der Bedingung, in den österreichischen Staaten zu verbleiben. Alexander Ypsilanti wollte sich darauf von Wien nach Verona, wo er zu bleiben gedachte, begeben, erkrankte indessen in Wien an einem alten Uebel, Erweiterung des Herzens, woraus die Wassersucht entstand, und verschied in den Armen seines Bruders am 31. Januar 1828, kaum 36 Jahr alt.

Gräuelscenen zu Konstantinopel 1821. Wir haben nun nachzuholen, welchen Eindruck die Nachricht von dem durch Ypsilanti eingeleiteten Aufstand in Konstantinopel hervorbrachte. Der Großherr Mahmud II. ergrimmte zur wildesten Wuth und brütete

die blutigsten Rachepläne. Es wurde von der Regierung Mäßigung geheuchelt, Amnestie wurde verkündet Allen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehren würden. Allein wie sehr täuschten sich die Griechen in dem Glauben an die Sinnesänderuug ihres Zwingherrn! Noch am Abend und in der Nacht desselben Tages wurden über 300 von ihnen in's Gefängniß geschleppt und am folgenden Tage hingerichtet. Am 19. April überschritt die unermeßliche türkische Volksmenge der Hauptstadt alle Grenzen der Mäßigung. Einige Griechen, die sich zufällig auf den Straßen sehen ließen, wurden niedergehauen und mehre Kirchen geplündert. Dies war das Vorspiel und das Losungszeichen einer furchtbaren Anarchie, deren Schändlichkeit in ihrem ganzen Umfange zu beschreiben, die Feder sich weigert. Allenthalben wurden die Griechen verfolgt und getödtet; man drang in's Innere der Häuser ein und mordete ganze Familien schonungslos hin. Weiber, Töchter, unmündige Kinder wurden auf das Schmählichste geopfert, Säuglinge gespießt und als Trophäen auf blutgetränkten Speeren herumgetragen; manche jedes Geschlechts, Alters und Ranges zu Tode gegeißelt und als Zielscheibe des Geschosses festgenagelt. Mörderbanden verbreiteten sich an den Ufern des Hafens und schossen ohne Unterschied auf die dort vor Anker liegenden Schiffe. Kurz es gab keine Gattung von Gräuelscenen, welche sich die Barbaren an jenem Tage nicht erlaubten. — Das Beispiel der Hauptstadt ward mit noch größerem Eifer in den Vorstädten und umliegenden Flecken wiederholt.

Ermordung des Patriarchen Gregorius. Am ersten Tage des Osterfestes geschah es, daß, als nach beendigtem Hochamte und dem Halleluja des Dankes, der griechische Patriarch Gregorius, 81 Jahr alt, im vollen Prunkornate seines Amts, segenspendend, von der zahlreichen Menge, die dem Gottesdienste beigewohnt hatte, nach seinem Palaste zurückkehren wollte, er unter dem Hauptportale des Tempels nebst den ihn begleitenden drei Erzbischöfen von einem Trupp Janitscharen angehalten wurde. Das Volk floh von Entsetzen ergriffen. Man bemächtigte sich der drei Erzbischöfe, worunter der von Ephesus, und schleppten sie fort. Nur der Patriarch blieb in den Händen der Soldaten zurück, welche bewegungslos dastanden.

Auf die Frage, „was ihre Absichten gegen ihn?“ verstummten

sie; noch wagte keiner, an das erhabene Opfer die Hand zu legen; selbst ihr Anführer, plötzlich von heiliger Scheu erfaßt, blieb einige Augenblicke unschlüssig. Sein würdevolles Antlitz, sein langer, schneeweißer Bart, der Verkündiger einer langen Reihe von Jahren, die jedoch von der Zahl der Tugenden des Greises noch übertroffen ward, der Pomp seines Priesterornats, — dies alles schien ihn mit einem Theile der Majestät Gottes, dessen Diener er war, zu umgeben. Die Barbaren, über ihre eigne Verwirrung bestürzt, bildeten um seine Person einen ehrfurchtsvollen Kreis, so daß man hätte meinen sollen, der ehrwürdige Priester habe die wilden Ungläubigen plötzlich zum wahren Glauben bekehrt, so demuthsvoll schien ihr Benehmen gegen ihn zu sein. Aber ach, dieser Triumph der Tugend und Religion über rohe Gemüther war nur vorübergehend. Der Anführer jener elenden Sclaven erinnert seine Untergebenen an die Befehle ihres Zwingherrn; sie nahten, und noch einmal schauderten sie zurück! Endlich war es um den Mann Gottes geschehen! Sie wagten es, ihn zu ergreifen, befestigten einen Strick am Vorhofe des Tempels, dem Hauptthor gegenüber; der oberste Bischof eines christlichen Volkes starb eines Todes, der dem niedrigsten Verbrecher aufbehalten ist, — er ward am Eingange seines Tempels aufgehängt.

Während man so in der Hauptstadt allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach und mit unerhörter Grausamkeit und Schonungslosigkeit verfuhr, war man ebenfalls auf die Rüstung eines Landheeres, so wie einer Kriegsflotte bedacht, um nun den Vertilgungs- und Unterdrückungs-Krieg auf griechischen Grund und Boden hinüberzuspielen. In Ermangelung wohlerfahrner Seeleute mußte deßhalb aus den afrikanischen Colonien Hülfe geholt werden. Ja, die Gesandten christlicher Nationen gaben zu, daß aus den zahllosen Schwärmen europäischer Seeleute, die sich um die Hauptstadt aufhielten, Matrosen gepreßt wurden, die, da die Pforte ihnen guten Lohn zusicherte, in den Dienst der Ungläubigen traten. Außerdem wurden die Kriegsschiffe mit einer Menge dieser Asiaten bemannt. In der Person des berühmten Seekriegers Kara Ali erhielt die Flotte einen trefflichen Kapudan Pascha und nach Verlauf eines ganzen Monats stach endlich die mit Türken reichlich bemannte Flotte in See. — Dies die Vorgänge in der Hauptstadt.

Uebersicht des ersten Kampfs der Griechen. Wuth und Trauer erfüllend wirkten die Nachrichten, welche aus Constantinopel den Bewohnern Griechenlands zukamen. Sie ahneten darin ihr eigenes Geschick. Und diese Ahnung täuschte sie nicht. Ehe sie deßhalb wehrlos sich dem Henkerbeil des Despotismus beugten und sich und ihre Familien dem sichern Untergange Preis gaben, sollten die Türken erkennen, daß es weder an Muth noch Mitteln gebräche, solchen drückenden Gewaltthätigkeiten ein Ziel zu setzen. Die lang verhaltene Rache entzündete sich zu einem Brand, der ganz Griechenland durchloderte. Männer, von hoher Willenskraft, von lebendigem Interesse für ihr Vaterlaud durchglüht, denen Griechenlands Wohl ihr eigenes war, Namen wie Pietro Bei, Mauromichali, Kolokotroni und mehre stellten sich an die Spitze der bewaffneten Schaaren. Der Erzbischof Germanos vertauschte den kirchlichen Hirtenstab mit dem Schwerte und pflanzte überall, wohin er kam, das heilige Kreuz, zu dem und unter welchem Alle sich sammelten, auf. So vorbereitet begann der Aufstand am 23. März 1821 zu Kalavita, einer kleinen Stadt Achaja's, indem man 80 Türken, die derselben zur Besatzung dienten, gefangen nahm. Besonders richtete sich jetzt der Blick auf Patras. Patras, am lepantischen Meerbusen gelegen, war gewissermaßen der Schlüssel zu diesem Gewässer. Eine türkische Besatzung von 7000 Türken hatte von der Stadt Besitz genommen. Da erschien Germanos, der kriegerische Glaubensheld, vor den Thoren der Stadt. 12,000 Freunde bildeten sein Geleit, seinen Rachezug. Unter Kriegsmusik und Freiheitshymnen begannen sie den Sturm. Der Erzbischof Germanos voran. Er drang, von einer Schaar Argiver geleitet, in das Hauptthor. Wüthend entbrannte der Kampf in der Stadt. Blutig war der Angriff und Widerstand. Endlich sah der Rest der Türken sich genöthigt, nach vielem Verluste sich nach der Burg zurückzuziehen. Die Griechen überließen sich nun dem Taumel des Siegs. Die Türken nahmen schreckliche Rache für die erlittene Niederlage. Kaum hatte tiefe Dunkelheit sich über die Stadt gelagert, als sie leise die Thore der Citadelle öffneten und nun die am Siegesmahle schwelgenden, keines Unfalls gewärtigen Helenen überfielen und in ihrem Blute die Rache kühlten. Germanos ließ sogleich zum Rückzug blasen

und nachdem er die Stadt angezündet, zog er sich zurück. — Inzwischen hatte sich bei den Griechen Alles mehr zur Einheit hinangebildet. Zu Kalamata war ein griechischer Senat zur Leitung der vorliegenden Angelegenheiten zusammengetreten.

Das Glück schien der griechischen Sache zu lächeln. Ueberall erhob sich das Volk. Die alten Namen Attica, Böotien, Phocis, Akarnanien u. s. w. lebten wieder auf. Von Berg zu Berg ertönte der Freiheitsruf. Alles eilte zu den Waffen, den heiligen Kampf für Gott und Vaterland zu wagen. Selbst die Insulaner erwiederten den Ruf aus voller Brust. Hydra, Ipsara, Spezzia, andere Inseln schlossen sich dem Kampfe an. In Hydra ward eine eigene, unabhängige Regierung errichtet. 180 Briggs bringt man auf. Kühne Führer und Matrosen trotzen jeder Gefahr. Frauen treten an die Stelle ihrer gefallenen Männer, unter ihnen die 40 Jahr alte Heldin von Spezzia, Laskarina Bublina. Die Häfen werden von dem griechischen Geschwader gesperrt. Alles scheint gut zu gehen und selbst das bedeutende Samos schließt sich jetzt der Insurrection an.

Unter den tapfern Anführern griechischer Heereshaufen zeichneten sich besonders Odysseus, ein seines ruhmvollen Namens würdiger Mann, Niketas, der wegen seines Ungestüms im Angriffe und der Schonungslosigkeit gegen die ihm im Kampfe aufstoßenden Türken wohl der Türkenfresser genannt wurde, Maurokordatos und mehre andere aus.

Ein Ereigniß belebte alle mit Freude. Es war die Ankunft des Demetrius Ypsilanti, von seinem damals noch in der Gefangenschaft schmachtenden Bruder Alexander gesendet. Er brachte eine ziemlich bedeutende Summe Geldes mit, welche noch durch das freiwillige Opfer des Erbtheils seiner Schwester Marie bedeutend vermehrt war. Das Heer lagerte damals vor Tripolizza, dem bedeutendsten Bollwerk der Türken in Morea.

Belagerung und Einnahme Tripolizza's. Tripolizza ist eine inmitten Morea's, dem alten Arkadien, auf den berühmten Ebenen Mantinea's gelegene Stadt, welche anfangs unbefestigt, später mit einer weiten, jedoch nicht sehr festen Mauer umgeben war. Eine wilde Horde türkischer Schaaren, verfolgt von muthigen Griechen, hatte sich unter die Mauern Tripolizza's geflüchtet

und hier, unverfolgt, eine türkische Regierung begründet. In bedeutender Menge sammelte sich vor Tripolizza's Mauern das Griechenheer. Freilich war der Zustand, in welchem es sich befand, nicht der beste. In schlechte, zerlumpte Kleider gehüllt, fast ohne alle Waffen und Geschütz, blickten sie doch voll freudiger Hoffnung auf ihr, ihren Glauben bezeichnendes, wallendes Banner, wo neben dem Kreuz der Phönix aus seiner Asche ersteht. Die Spartaner trugen, wie einst im Alterthum einen Schild, worauf die sinnvollen Worte standen: Damit oder darauf. Der Bischof von Helos hielt, um stets zu neuem Muthe anzufrischen, auf der Spitze eines hervorragenden Felsstücks, Messe. Die Griechen umstanden denselben in lautloser Stille. Jetzt begann der ehrwürdige Bischof die Beschreibung eines furchtbaren Gemäldes von den verübten Grausamkeiten der Türken und befeuerte so das Gefühl der glühendsten Rache. Sie stürzen sich auf die Mauern. Die schon ausgehungerten, schattengleichen Türken, die in der letzten Zeit der Belagerung nur durch Pferdefleisch ihr Leben gefristet hatten, vermochten nicht solch muthigem Andrange zu widerstehen. Doch aber wüthet der Verzweiflungskampf um das Leben. Jede Straße, ja jedes Haus wurde mit der Wuth der Verzweiflung vertheidigt. Die Eroberung wurde mit den größten Scheußlichkeiten bezeichnet. An 8000 Türken verloren ihr Leben. Das um sich greifende Feuer verwandelte große Theile der Stadt in Schutthaufen. Durch die Einnahme von Tripolizza wurden an 12—15,000 Gewehre erbeutet und eine große Menge von Pistolen und grobes Geschütz. Die ganze Beute gerieth in die Gewalt Kolokotroni's und anderer Heerführer, so daß die Staatscasse dadurch um Nichts bereichert wurde.

Mitten unter diesem Kampfe bildete sich die innere Verbindung der einzelnen griechischen Regierungen immer mehr aus. Der Fürst Ypsilanti erhielt den Oberbefehl in Morea, der tapfere Odysseus in Thessalien und später in Attica, der Fürst Maurokordato in den albanesischen Provinzen. Es kam indessen jetzt eine Art Bundesverfassung unter der Leitung der genannten Oberhäupter zu Stande, welche, den ersten Keim zur bürgerlichen Ordnung legend und begründend, Anfangs ihren Sitz zu Korinth nahm, später denselben nach Argos verlegte.

Das Blutbad auf Skios (Chios). Der Anfang des zweiten Feldzugs zur Befreiung Griechenlands begann mit einer Begebenheit, die zu den abscheulichsten und schrecklichsten gehört, welche die Geschichte der neuern Zeit anzuführen im Stande ist. Es ist nämlich das Blutbad auf Skios. Diese fruchtbare und schöne Insel, das Asyl der neuern griechischen Wissenschaft, die sich eben so sehr durch Reichthum und Betriebsamkeit, als durch gastliche Höflichkeit ihrer Bewohner auszeichnete, war schon längst von den Ungläubigen als ein Ziel ihrer Raub- und Habsucht angesehen worden und sie warteten nur auf einen Vorwand, wie geringfügig er auch immer sein möchte, um ihren boshaften Plan auszuführen.

Nur wissenschaftlichen Bestrebungen sich hingebend, oder Handelszwecke verfolgend, hatten die Insulaner nicht daran gedacht, auch nur irgend einen Versuch zu einer Insurrection zu wagen, bis einige Ipsarioten mit ihren kleinen schnellsegelnden Schiffen am Ufer erschienen, zum allgemeinen Bunde, ja zum Verzweiflungskampfe sie einladend. Dies bot dem türkischen Commandanten der Insel die erfreuliche Gelegenheit dar, ein ähnliches System unerhörter Grausamkeit auf dieser Insel wie schon in Rhodos, Cypern, Mitilene, auszuführen. Der hier commandirende Aga rief von Klein-Asiens Küsten eine Horde wilder Türken unter ihrem Pascha herüber, um sich zu verstärken.

Bald erschien auch die große türkische Flotte unter dem Kapudan Pascha vor dem Hafen. Sie bestand aus 50 Segeln und einigen Linienschiffen. Man setzte die nach Christenblut dürstenden Türken ans Land, bombardirte die Stadt und nahm dieselbe, da auch die Samier schnell sich einschifften, um sich zu retten, unter allen nur erdenkbaren Gräueln ein. Skios, das noch kurz vorher dem Fremden ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war, bot seit diesem Augenblicke, man möchte sagen, nur eine ununterbrochene Gräuelscene dar. Nachdem die Türken alles, was in der Stadt war, Männer, Weiber, Kinder todtgeschlagen hatten, legten sie Feuer an, um dieselbe niederzubrennen. Ein Augenzeuge, welcher wie durch ein Wunder dem Blutbade entkam, berichtet: „Gott! welch ein Schauspiel bot Skios bei dieser jammervollen Gelegenheit dar! Wohin sich nur das Auge wandte, zeigte

sich nichts als Plünderung, Mord und Brand. Während Einige beschäftigt waren, die Häuser der reichen Kaufleute auszuplündern, und Andere Dörfer anzündeten, wurde die Luft von den Jammertönen und dem Röcheln der Männer, Weiber und Kinder erfüllt, die unter deu Schwertern und Dolchen der Ungläubigen sanken. Nur junge Weiber und Knaben wurden von dem Gemetzel ausgenommen, aber nur, um nachher als Sclaven verkauft zu werden. Manche von den ersteren liefen wahnsinnig hin und her mit zerrissenen Kleidern und aufgelöstem Haar, ihre zitternden Kinder an ihre Brust drückend und den Tod suchend als eine Befreiung von den größeren Qualen, die ihrer warteten." — Es sollen an 40,000 Einwohner unter dem Schlachtmesser der Türken theils gefallen, theils in die Sclaverei geschleppt worden sein! — Auf den im Hafen liegenden Schiffen, auf welche viele sich geflüchtet hatten, und besonders eine bedeutende Anzahl Gärtner sich befand, von denen die Türken vermutheten, daß sie wüßten, wo die Schätze ihrer Herren verborgen lägen, wurden 500 solcher Unglücklichen an eigens dazu errichteten Galgen aufgeknüpft und dies wurde dem Commandanten in der Festung das Vorbild, um die in der Citadelle sich findenden Geißeln, 70 an der Zahl, ebenfalls aufhängen zu lassen.

Ein gleiches Schicksal erwartete die Inseln Ipsara, Samos und Tina. Allein die Ipsarioten beschlossen, sich lieber im ehrenvollen Kampfe dem Tode zu weihen, als auf ähnliche Weise wehrlos sich würgen zu lassen. Sie sandten deßhalb ihre Familien nach dem Festlande von Morea, bemannten ihre Flotte, welche aus kleinen schnellsegelnden Schiffen bestand und umzingelten mit denselben das türkische Geschwader. List sollte der Tapferkeit die Hand reichen. Die Ausführung eines heldenmüthigen Entschlusses bewegte ihre Brust. Unter den griechischen Schiffen befanden sich mehre Brander, eben so sinnreich eingerichtet als geschickt geleitet. Sie sollten den Feuerbrand in die türkische Flotte schleudern. 43 Ipsarioten und Hydrioten weihten sich dem Tode, steuerten mitten unter das türkische Geschwader, welches noch vor Chios im Hafen lag, und Capitain Georg heftete in kühner Entschlossenheit und kriegerischer Gewandheit einen Brander au das Admiralitätsschiff des Kapudan Pascha und an ein anderes Linienschiff.

Plötzlich krachte es mit furchtbarer Explosion in die Höhe. Trümmer und Leichen füllten die heftig bewegten Wellen. Pulverdampf umzog in undurchdringlichen Wolken das grausige Gemälde der Zerstörung. 2286 Türken fanden theils durch die Explosion selbst, theils in den Wellen ihren Tod. Der Kapudan Pascha wurde selbst tödtlich verletzt, jedoch gerettet ans Land geschafft, woselbst er bald darauf seinen Geist aufgab. Das Linienschiff hatte indessen sich gerettet. Dies war nur eine kleine Rache für das Blutbad auf Chios. Durch solche That steigerte sich die Wuth der Türken gegen die Griechen bis aufs Aeußerste. Starres Schrecken hätte sich ihrer bemächtigt. Sie vertilgten jetzt jede noch übrig gebliebene Spur von Cultur. Die für die Pforte bis dahin so einträglichen Mastixdörfer wurden vernichtet. In Constantinopel kauften Muselmänner Insulaner-Griechen, um sie nach eigner Lust ermorden zu können. Dort wohnhafte Kaufleute, so wie aus Chios entnommene Geißeln wurden theils heimlich, theils öffentlich hingerichtet. Allein bald erkannte die Pforte, wie durch solches Vertilgungs- und Ausrottungssystem sie ihre eignen Hilfsquellen zerstöre. Sie nahm deßhalb die Griechen in Schutz und befahl milde Handhabung der Gesetze auch den kriegführenden und verwaltenden Statthaltern.

Vom Jahre 1823 bis 1826 zog sich beständig unter wechselndem Glücke ein erbitterter Kampf über die hellenischen Gefilde. Die erste Hauptbegebenheit, welche entscheidend einwirkte, war der Fall Missolunghi's 1826 am 22. April.

Zur Unterstützung der Pforte, oder wohl besser in seinem eigenen Interesse hatte der Vicekönig von Aegypten, der bekannte Mehemed Ali seinem Adoptivsohn, dem grausamen Ibrahim Pascha, den Befehl ertheilt, mit einer bedeutenden ägyptischen Flotte an den Küsten des Peloponnes zu landen, und denselben sich unterwürfig und somit dem ganzen Kriege ein Ende zu machen, ja vielleicht an die classischen Gestaden des alten Hellas eine Negersclavencolonie zu versetzen und so jede Erinnerung des einst so gefeierten Landes zu ersticken. Die Flotte landete im Süden Morea's zwischen Koron und Modon, nahm trotz des verzweifelten Widerstandes des kühnen Branderführers Miaulis und Kolokotroni's die bedeutende Seestadt Navarino ein, ging

auf Tripolizza los, nach dessen Einnahme er sich nach dem nördlich gelegenen Patras wandte, um von hier aus das jenseits des Meerbusens von Lepanto gelegene Missolunghi, welches nun schon so wiederholten Belagerungen getrotzt hatte, in Verbindung mit dem Kapudan Pascha in vereinter, scheinbar unwiderstehbarer Kraft, zu erobern.

Missolunghi's Fall. Glänzend bewährte sich der Heldengeist der Hellenen bei dem Kampfe und der Vertheidigung um Missolunghi. Erst nachdem es fünf Mal, immer mit gewaltigen Anstrengungen belagert worden war, sollte es sein Schicksal erfüllen und als Schutthaufen in die Hände Ibrahims fallen. Der Kapudan Pascha, voll kühnen Vertrauens auf seine Truppen und voll Erbitterung, veranstaltete einen Sturm, welcher aber von den kühnen Vertheidigern kräftig und siegreich zurückgeschlagen wurde. Nach diesem mißlungenen Versuche ließ er deßhalb die Griechen auffordern, sich zu ergeben unter Androhung eines abermaligen Sturmes und harter Strafe. „Die Griechen, so lautete indessen die Antwort, können nur wählen zwischen Freiheit und Tod."

Der Kapudan Pascha, welcher sich mit Ibrahim entzweit hatte, war inzwischen nach Constantinopel zurückgesegelt und Ibrahim betrieb nun allein mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Belagerung. Er setzte alles daran, die Festung in seine Gewalt zu bekommen. Eine Aufforderung der Uebergabe begleitete derselbe sogar mit dem Anerbieten einer großen Summe für die Befehlshaber und eines freien Abzugs der Kanonen und des beweglichen Eigenthums. Vergebens. Hierauf stürmte er drei Tage nach einander, am dritten von der Land- und Seeseite zugleich. Hierauf folgten neue Angriffe von der Seeseite, zuerst auf die Außenwerke. Mit schwimmenden Batterien und Kanonierschaluppen in die Lagunen eindringend, wurde die nahgelegene Insel Wassiladi genommen. Eine Bombe fiel in das Pulvermagazin und zerstörte dasselbe. Die Besatzung wurde niedergemetzelt.

Missolunghi konnte jetzt nur durch Versorgung mit Lebensmitteln, welche fast ganz aufgezehrt waren und durch Entsatz von der Land- und Seeseite gerettet werden. Gegen Mitte Aprils gewahrte man plötzlich Miaulis in den Gewässern, welcher auf seiner kleinen Flotille Munition und Lebensmittel und auch Ver-

stärkungsmannschaft an Bord hatte. Leider aber ward die heldenmüthige, aber durch den schrecklichen Hunger entkräftete Besatzung nur tantalisirt. Miauls fand die feindlichen Schiffe so vortheilhaft postirt und mit einer so großen Menge von mit Batterien besetzten Flößen umgeben, daß ihr weder mit Kriegsschiffen noch mit Brandern beizukommen war. Vergebens machte er einen Versuch, diese furchtbare Linie zu durchbrechen. Rettung von Außen war nicht mehr zu hoffen.

Nach der Einnahme von Wassiladi hatte der Lord Obercommissair auf den Jonischen Inseln, Sir Adams, sich angelegentlich verwendet, den Bewohnern Missolunghi's eine Capitulation auszuwirken. Sie hatten sich dazu verstanden, mit Waffen, Gepäck, Munition, unter Trommelschlag abzuziehen; aber Ibrahim bestand unerbittlich darauf, daß sie als Kriegsgefangene sich ergeben sollten. „Ehe", schwuren Alle einmüthig, „wir uns diesem wilden Feinde ergeben, werden wir uns in die Luft sprengen." Mit angstvoller Sehnsucht blickten sie von Stunde zu Stunde über das Meer nach Miaulis und Kanaris, so wie über die Berge nach den Landtruppen, von denen sie wußten, daß sie zu ihrer Hülfe herbeieiltrn. Sehnsuchtsvolles, aber immer und immer getäuschtes Erwarten! So mußte endlich, hülflos von Außen und Elend im Innern, während der fünften Belagerung Missolunghi unvermeidlich fallen. Aber glorreich fiel es, nach 14monatlicher Belagerung, nicht durch Capitulation, noch durch unmittelbare Feindesgewalt, nur wegen äußersten Mangels an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Am 17. und 18. April starben mehre Frauen, Kinder und Alte den Hungertod; am 19. mehrten sich die Todesfälle dieser Art. Am 20. griff Miaulis nochmals die feindliche Flotte an; vergebens, er verlor sogar etliche seiner besten Schiffe durch das feindliche Feuer aus grobem Geschütz. Was konnte eine nicht große Anzahl kleiner Schiffe ausrichten gegen 6 Hochbordige, 8 bis 10 Fregatten, 90 andere Kriegsschiffe, alle begünstigt vom Wind? Endlich aller Hoffnung auf Entsatz beraubt, deutlich und klar ihren Untergang vor Augen sehend, entschloß sich eine Zahl edler Kämpfer, an 1800, unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht, unter Anführung des kühnen Noto Bozzaris und Zavellas sich durch die Belagerer hindurchzu-

schlagen. Dieser kühne Plan gelang indeß nur theilweise. Alles ordnete sich am Abend, den Tod vor Augen, zum letzten Kampf. Endlich öffneten sich die Thore. Ein langer Zug, die Schwachen, die Weiber und Kinder in die Mitte nehmend, ergoß sich in das feindliche Lager. Man hatte gehofft, den Feind unvorbereitet zu finden, vielleicht im Schlaf, und darauf um so mehr die Hoffnung des Entkommens gesetzt. Allein von einem verrätherischen Ueberläufer benachrichtigt, stand dieser in vollkommener Schlachtreihe, die Heldenschaar empfangend. Ein ensetzliches Blutbad wurde angerichtet und nicht viele entkamen dem wüthenden Gemetzel der Türken. Der Rest der Entkommenen erreichte am andern Morgen den Gipfel des Aracynrhos, wo sie auf 300 von den Ihrigen stießen, mit denen sie Salona und endlich auch Athen erreichten. Mit Ruhm bedeckt, ermüdeten sie nicht fortzukämpfen für die heilige Sache des Vaterlandes.

Jetzt geschah von Seiten der Belagerer ein allgemeiner Angriff. Die Uebrigen, ungefähr 1900 an der Zahl, wurden in die offene Stadt zurückgedrängt und vertheidigten sich als Verzweifelnde von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, sprengten, durch Anzündung der Minen, sich und die Verfolger, ungefähr 2000, in die Luft. Schrecklich auch war das Schicksal der in der Stadt zurückgebliebenen, nicht kampffähigen Einwohner, ungefähr 5000. In dem Dunkel der Nacht, bei dem Schein der brennenden Gebäude metzelten die wüthenden Muselmänner alle nieder, die ihnen aufstießen, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts. Besonders den griechischen Frauen war es unerträglich, lebendig in ihre Hände zu fallen; sie stürzten sich mit ihren Kindern in den großen Stadtbrunnen, und als dieser mit Leichen angefüllt war, in das Meer. Viele rannten in die Bajonette der Feinde oder in die Flammen ihrer angezündeten Häuser; tausend bis zwölfhundert wurden eine Beute der Barbaren. Eine Menge Weiber, Kinder, Greise, Priester, Primaten und kranke oder verwundete Soldaten, die den Wegziehenden nicht hatten folgen können, hatten sich zusammengerottet in das Pulvermagazin und sprengten sich mit demselben in die Luft. Der Knall war so heftig, daß der Erdboden erschütterte und sich spaltete, das Meer Wellen schlug und Ibrahim mit seinen Officieren und Soldaten nicht wagte, vor

Tagesanbruch weiter vorzudringen. Am folgenden Tage wurden noch andere Minen gesprengt.

Von dem feindlichen Belagerungscorps waren kaum 8000 den Seuchen und dem Schwerte der Griechen entronnen. Ibrahims Verlust bei der Einnahme von Missolunghi ward angegeben auf 3 bis 4000. Sogleich nach diesem Ereignisse machte er seine Erndte von Christenköpfen und Christenohren, womit zu Constantinopel die Thore des Serails prangen sollten. 3 bis 4000 Frauen und Kinder schickte er zum Verkauf in die Handelsstädte von Epirus, wo viele von den Philhellenischen Vereinen eingelös't wurden. Ibrahim kehrte darauf mit dem Reste seiner Truppen nach Patras, von hier nach Morea zurück.

Das schaudervolle Ereigniß von Missolunghi erregte in ganz Europa und Nordamerika die lebhafteste Theilnahme. Neue Sammlungen wurden veranstaltet; abermals spendeten reichlich der König Ludwig von Baiern, der Herzog von Orleans (Louis Philipp) und der unermüdliche Eynard in Genf; vornehme und reiche Frauen sammelten Beiträge in Person. Neue Griechenvereine bildeten sich, griechische Waisen wurden in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zur Erziehung aufgenommen, Dichterstimmen erhoben sich auf's Neue zur Begeisterung für die Griechensache.

Seeschlacht bei Navarino, den 20. Oct. 1827. Von den Griechen um Vermittlung dringend ersucht, entschlossen sich endlich England und Frankreich, denen auch Rußland sich anschloß, zu gemeinschaftlichen planmäßigen Maßregeln in der Griechensache. In feierlicher Form beschlossen diese drei Mächte unter sich zu London am 6. Juli 1827 den ersten Haupttractat.

Darin gingen dieselben, alsbaldigen Waffenstillstand fordernd, von dem Vorschlage aus, die Griechen sollten die Oberherrschaft des Sultans anerkennen und ihm einen, ein für allemal festzusetzenden, jährlichen Tribut entrichten. Dagegen sollten sie durch Behörden, die von ihnen selbst erwählt würden, regiert werden, deren Mitglieder sie ebenfalls, doch unter bestimmter Mitwirkung der Pforte, zu ernennen hätten. Die Grenzen des neugebildeten Griechenstaats und die ihm beizufügenden Inseln seien durch Uebereinkunft festzusetzen. Ebenso die Entschädigung, welche den

türkischen Grundbesitzern für ihr Besitzthum zu leisten wäre, welches sie an den neuen Staat abzutreten hatten.

Um die Dazwischenkunft der drei Mächte in den türkisch-griechischen Händeln völkerrechtlich zu rechtfertigen, ward in dem Tractat vom 6. Juli 1827 in dem Eingange Folgendes angeführt:

„Ihre Majestäten von Großbritannien, Frankreich und Rußland sind von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß dem blutigen Kampfe ein Ziel gesetzt werden müsse, diesem Kampfe, der, die griechischen Provinzen und die Inseln des Archipels allen Gräueln der Anarchie preisgebend, dem Handel der europäischen Staaten tagtäglich neue Hindernisse in den Weg legt und zu Seeräubereien Anlaß giebt, welche nicht nur dem Handel der hohen contrahirenden Theile bedeutende Verluste zufügen, sondern überdies auch die Mächte zu lästigen Maßregeln der Aufsicht und Gegenwirkung nöthigen. Zudem haben die Griechen an die Könige von Großbritannien und Frankreich ein dringendes Ersuchen gerichtet, ihre Vermittlung bei der Pforte eintreten zu lassen. Beseelt von dem Verlangen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und den Uebeln aller Art zuvorzukommen, welche ein solcher Zustand der Dinge nach sich ziehen könnte, haben demnach Ihre Majestäten der König von Großbritannien und Frankreich, so wie auch Se. Majestät der Kaiser von Rußland, den Entschluß gefaßt, Ihre Bestrebungen zu vereinigen und deren Wirksamkeit durch einen förmlichen Tractat zu ordnen, dessen Zweck sein solle, den Frieden zwischen den streitenden Theilen mittelst einer Vereinbarung wieder herzustellen, die das Gefühl der Menschlichkeit eben so sehr als das Interesse des Ruhestandes von Europa fordern."

Groß war in Griechenland die Freude über diese Intervention der Großmächte Europa's. Letztere ließen dem Divan durch ihre Botschafter in Constantinopel den Londoner Tractat überreichen, Vermittlung anbieten und bestimmte Antwort binnen einer gesetzten Frist verlangen. Den zu bestimmter Zeit hingesandten Dollmetschern zur Entgegennahme einer definitiven Antwort antwortete trotzig der Reis-Effendi: Seine Hoheit der Sultan werde nicht zugeben, daß irgend eine Macht in einer Angelegenheit intervenire, die ihre griechischen Unterthanen betreffe.

Allein die Botschafter erklärten in einer zweiten Note, daß

der Tractat doch in Vollziehung gesetzt werde, wenn selbst der Sultan seine Zustimmung verweigern würde. Der Reis-Effendi antwortete wieder bestimmt, daß der Sultan zu keiner andern Antwort als die schon gegebene sich verstehen werde. — Den drei verbündeten Mächten war indessen endlich klar geworden, daß auf friedlichem Wege von der Pforte eine Anerkennung ihrer sehr gemäßigten Friedensvorschläge nicht zu erzielen sei. In dieser Lage der Dinge kam ihrer Unentschiedenheit eine höhere Macht zu Hülfe. Von den Türken selbst wurden durch Gewaltthat ihre in dem ägeischen Meere kreuzenden Flotten zu Vernichtung der türkisch-ägyptischen Seemacht gereizt.

Am 7. September 1827 waren die vereinigten türkischen und ägyptischen Flotten in die Bai oder den Hafen von Navarino eingelaufen. An Bord hatten sie 6800 Landungstruppen, darunter 3000 arabisch-türkische, einen großen Vorrath von Munition und Lebensmitteln und eine Million spanischer Piaster. Sie zählten 51 Kriegsschiffe, 20 türkische und 31 ägyptische, darunter waren 2 Linienschiffe mit 84 Kanonen, 12 Fregatten mit 64 Kanonen, 20 Corvetten, 8 Briggs, 6 Brander. Der Transportschiffe waren 41, worunter 11 bewaffnete. Auch fanden sie in dem Hafen eine bedeutende Anzahl von Kriegs- und Transportschiffen.

Am 11. Sept. erschien kreuzend vor dem Hafen ein britisches Geschwader unter dem Viceadmiral Edward Codrington, mit welchem sich ein französisches unter Admiral de Rigny, und ein russisches unter dem Grafen von Heyden, vereinigten. Bestimmt verlangten die drei Befehlshaber von Ibrahim Pascha, dem Anführer der feindlichen Flotte, Einstellung der Feindseligkeiten, wozu die Griechen sich schon verstanden hätten.

Am 19. September ließ Ibrahim eine Abtheilung seiner Flotte unter dem Befehl des Kapitana-Bey auslaufen, vermuthlich um zu erforschen, wie der englische Admiral, der seit etlichen Tagen allein vor der Bai kreuzte, sich benehmen werde. Der Admiral ließ sogleich den Kapitana-Bey zur Rückkehr in die Bai auffordern. Als dieser Schwierigkeiten machte, wendete sich der Admiral beschwerend an Ibrahim in einem Schreiben, worin er demselben die in Folge des Tractats von seiner Regierung erhaltenen In-

structionen eröffnete. Ibrahim ließ durch seinen auf einem Linienschiffe abgesandten Dragoman eröffnen: „Feindseligkeiten werde er nicht anfangen, ohne daß er dazu bestimmte Befehle seines Souverains erhalten habe, deswegen habe er dem Kapitana-Bey befohlen, in die Bai zurückzukehren; aber er selbst werde unverweilt mit seiner ganzen Flotte auslaufen, wenn er dazu Befehl erhalte, und dann werde er ohne Rücksicht auf die vereinigten Streitkräfte der drei Mächte auch die Gefahr nicht scheuen." —

Hierauf eröffneten ihm die drei Admirale in einem gemeinschaftlichen Schreiben, datirt von der Rhede von Navarino, den 22. September: „In Folge ihres Tractats vom 6. Juli seien die drei Mächte übereingekommen, ihre Streitkräfte zu vereinigen, um jeden Transport von Truppen, Waffen und Kriegsmunition nach irgend einem Theile des griechischen Contingents oder den Inseln zu verhindern. Eine bedeutende Macht hätten sie abgeschickt, um jeder möglichen Opposition von Seiten der ottomanischen Befehlshaber vorzubeugen, deren Widerstand nicht bloß ihre eigne Vernichtung nach sich ziehen werde, sondern auch den Interessen des Großherrn sehr nachtheilig sein würde. Ihre Befehle seien so gemessen, daß sie eher es auf das Aeußerste ankommen lassen müßten, als den Zweck aufgeben dürften, für den ihre Souveraine sich verbunden hätten. Sollte bei diesem Anlaß ein einziger Kanonenschuß gegen die Flaggen abgefeuert werden, so werde solcher der ottomanischen Flotte zum Verderben gereichen."

Am 25. September verabredete Ibrahim in Person, bei einer feierlichen Zusammenkunft auf der Küste, mit den Befehlshabern der englischen und französischen Geschwader, für sie und den Befehlshaber des russischen, Waffenstillstand auf 20 Tage. Auf das Bestimmteste versprach er, innerhalb dieser Zeit gegen die Griechen nichts zu unternehmen, unterdessen wollte er Eilboten nach Constantinopel und Aegypten abfertigen, um Verhaltungsbefehle einzuholen; er gab sein Wort, daß vor deren Rückkehr seine Flotte die Bai von Navarino nicht verlassen sollte. Die Admirale versprachen, Lord Cochrane, der in der Gegend von Patras mit seiner Flotte stationire, hiervon zu unterrichten und ihn aufzufordern, daß auch er aller Feindseligkeiten sich enthalte.

Schon am folgenden Tage brach Ibrahim sein Wort. Nach wie vor und jetzt noch grausamer wüthete er in Morea gegen Weiber und Kinder, die er tausendweise fortschleppte in die Sclaverei. Er verbrannte Dörfer und verwüstete die Olivenwälder; was an Lebensmitteln nicht fortzuschaffen war, vernichtete er. Er ordnete einen Heerzug an nach der Maina und ließ sogar innerhalb etlicher Tage zwei starke Abtheilungen seiner Flotte aus der von den drei Befehlshabern blokirten Bai auslaufen, um sich nach einem andern Punkte von Morea, gegen das von den Griechen blokirte Patras hin, zu begeben. Der englische Admiral ließ dem Befehlshaber dieser beiden Abtheilungen bestimmt erklären, daß er Gewalt gegen sie gebrauchen werde, wenn sie nicht, dem Waffenstillstand gemäß, sogleich in die Bai zurückkehren würden. Diese Drohung wirkte, sie kehrten zurück.

Die Admirale sandten darauf ein Schreiben, worin sie Ibrahim wegen seiner vertragswidrigen, seinem eignen Interesse sogar zuwiderlaufenden Handlungen Vorwürfe machten, und liefen mit ihren Flotten, um dem Schreiben einen größeren, drohenderen Nachdruck zu geben, in die Bai von Navarino, in welcher sie also die feindliche Flotte eingeschlossen hielten, ein. Jetzt wurde von Seiten der in Hufeisenform aufgestellten türkisch-ägyptischen Flotte das Feuer gegen die vereinigte Macht der drei Flotten eröffnet und es entspann sich jetzt unter den Augen Ibrahim Pascha's, der von Navarino aus das Ganze übrrsah, eine der mörderischsten Seeschlachten neuerer Zeit. 160 türkische und ägyptische Schiffe wurden in dieser Seeschlacht vernichtet. Viele wurden in den Grund gebohrt, andere auf den Strand gejagt, noch andere unbrauchbar gemacht, manche von den Türken angezündet. Ihr Verlust an Mannschaft stieg auf 7 bis 8000. „Es war, schrieb ein Augenzeuge, das prachtvollste Schauspiel, Feuersbrünste und Explosionen reihenweise auf einander folgen zu sehen.“ Die Seeleute aller drei Mächte wetteiferten in Muth, Tapferkeit und Geschicklichkeit; die Türken zeigten mehr Erbitterung als Gewandtheit. Die ganze Vernichtung der türkisch-ägytischen Flotte war das Ergebniß von 3 bis 4 Stunden. —

Die Seeschlacht bei Navarino, dieses völlig unerwartete, außerhalb jeder Berechnung gelegene Ereigniß setzte ganz Europa

in Erstaunen. Ohne Abrede und Instruction der drei Mächte, sogar gegen ihre Absicht, war es ein Ereigniß, worin die Dreiheit der Mächte der weltregierenden Vorsehung zum Mittel dienen mußte.

Sogleich nach der Schlacht hatten die drei Admirale den dort commandirenden Capitani-Bey (Tahir-Pascha) wiederholt aufgefordert, alle Feindseligkeiten einzustellen. Er hatte geantwortet, mit den ihm noch übrig gebliebenen Schiffen werde er keine mehr ausüben, da er aber über die Landtruppen und Festungen nicht zu gebieten habe, so könnte er sich für dieselben nicht verantwortlich machen. Von Ibrahim hatte man besorgt, daß nach der erlittenen Niederlage seine Wuth gegen die Griechen sich steigern und er aus Rache die noch in seiner Gewalt befindlichen oder darin fallende Griechen, selbst die wehrlosen, vollends niedermetzeln werde. Man hatte sich geirrt. Die Größe des Unfalls hatte das blutgierige Gemüth des Barbaren abgespannt. Zwar führte er bittere Beschwerden gegen die Admirale, aber er ließ verkünden, daß, wer an einen Christen Hand anlegen werde, sogleich am Leben gestraft werden solle. Er beschränkte sich darauf, den Rest der Flotte zu retten, neue Versorgungsmittel herbeizuschaffen und Verhaltungsmaßregeln aus Constantinopel, auf seinen Bericht von der unerwarteten Wendung der Dinge, abzuwarten.

Daher waren die Admirale ernstlich darauf bedacht, der abermals überhand nehmenden Seeräuberei Grenzen zu setzen. Europa war voller Erwartung, welche Wirkung die Kunde von der Schlacht bei Navarino bei den drei Mächten hervorbringen werde, und zu Constantinopel, wo die Botschafter jener Mächte mehre Tage früher als der Sultan von dem Vorfall durch sogleich von dem Kampfplatze für sie abgefertigten Schiffe in Kenntniß gesetzt waren. Während der König von England in einer Parlamentsrede die gewonnene Schlacht als ein verhängnißvolles Ereigniß bezeichnete, so fanden bei Frankreich und Rußland die Verdienste, welche die Befehlshaber durch die Schlacht bei Navarino sich erworben hatten, sprechende Anerkennung. Der König von Frankreich ernannte den britischen Viceadmiral Codrington und den russischen Viceadmiral Grafen von Heyden zu Großkreuzen des Ordens vom heil. Ludwig und den französischen Contreadmiral

de Rigny zum Viceadmiral, und alle Befehlshaber, die an der Schlacht Theil genommen, zu Rittern des St. Ludwigordens. Auch wurden mehre französische Seeofficiere zu höhern Graden befördert, und andere, auch Krieger der niedern Grade erhielten Decorationen. Dem Viceadmiral Codrington schrieb der russische Kaiser: „Sie haben so eben einen Sieg erfochten, für welchen das civilisirte Europa ihnen doppelt dankbar sein muß. Ihr Name gehört der Nachwelt an. Ich fühle das Bedürfniß, Ihnen einen ausgezeichneten Beweis der Dankbarkeit und Achtung zu geben, die Sie Rußland einflößen. Ich sende Ihnen deshalb den Militair-St. Georgsorden." Auch bezeugte der Kaiser in einem Schreiben dem französischen Viceadmiral de Rigny für sich den Dank, welche alle Mächte gleichmäßig ihm schuldig seien für seinen „würdigen Antheil an der ruhmvollen Schlacht von Navarino"; er verlieh ihm zugleich den Orden des heil. Alexander-Newsky. Auch erklärte das russische Cabinet in einer Note, die Admirale hätten, nachdem Ibrahim seine Verwüstungen und Feindseligkeiten fortgesetzt und den Waffenstillstand gebrochen habe, und sie in der Bai von Navarino seien angegriffen worden, durch Annahme einer Schlacht ihrer Instruction durchaus gemäß gehandelt. Nach dieser entscheidenden Schlacht sei die Sinnesänderung des Sultans zu erwarten. Auf jeden Fall sei der Kaiser fest entschlossen, im Verein mit Frankreich und England den Tractat vom 6. Juli in Vollziehung zu setzen.

Fruchtlos blieb diese Erklärung der drei Botschafter. „Nur mit dem Säbel" — sprach die Pforte in einem sehr ausführlichen Hatti-Scheriff, der, als eine Art Manifest am 18. December in Europa und Asien allen Bezirksvorstehern zugefertigt ward — „muß man am Ende auf die Feindseligkeiten der Mächte antworten. Giebt man nach bei den Griechen in Morea, so werden auch die andern Griechen in Rumelien und Anatolien sich empören und in zwei oder drei Jahren würde es ihnen gelingen, über die edelmüthige Nation der Moslims zu triumphiren, am Ende würden sie uns Gesetze vorschreiben. Wider das Verfahren der drei Mächte müssen alle Muselmänner nur Ein Corps bilden, zur Vertheidigung der Religion und des Reichs. Dieser Krieg ist kein politischer Krieg, es ist ein religiöser und nationaler; die Ungläu-

digen gehen darauf aus, den Islamismus zu vernichten und die mahomedanische Religion zu stürzen. Rußland hat die Griechen zum Aufstande gebracht und bei dem geringsten Vorwand ist es von Zeit zu Zeit in türkische Provinzen eingefallen. Diese Macht ist der Hauptfeind der erhabenen Pforte, sie vorzüglich haßt den Islamismus. Die Annahme der Vermittelungsanträge ist untersagt durch Vernunft und Politik, durch Gesetz und Religion."

Griechenland als Königreich. Im August 1828 landete General Maison mit einer französischen Armee in Griechenland und nöthigte Ibrahim Pascha aus Morea sich zurückzuziehen. Der Graf Capo d'Istria, in russischen Diensten stehend, jedoch von Geburt ein Grieche, war schon 1827 zum Präsidenten auf 7 Jahr gewählt worden. Die Londoner Conferenz entschied 1830 über das Schicksal Griechenlands. Man bot aus verschiedenen Gründen dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, damaligen Wittwer von der englischen Prinzessin von Wales, Charlotte, jetzigem Könige der Belgier, die griechische Königskrone an. Allein da man demselben das Land in einer bedeutenden Gebietsverkürzug übergeben wollte, so gab er die schon angenommene Würde zurück. Ueberall zeigten sich, da es schwer hielt, Alles in das geebnete Gleis der Gesetzlichkeit und Ordnung zurückzuführen, die Gräuel der Anarchie. Man beschuldigte den Präsidenten russischer Gesinnungen, so daß zwei Mainotten, Mauromichali, denselben, um ihren getödteten Vater zu rächen, als er in Nauplia den 9. October 1831 zur Kirche ging, ermordeten. Ueberall erhob sich der Geist der Zwietracht und der Unzufriedenheit, bis endlich die Londoner Conferenz am 7. Januar und 8. März 1832 die Wahl eines Königs auf den Prinzen Otto von Baiern leitete, bei dessen Jugend man es für geeignet hielt, daß er sich noch ganz in den griechischen Character hineinleben werde und dessen Vater, König Ludwig von Baiern, sich als ein so warmer Hellenenfreund bezeigt hatte. Eine griechische Deputation, an deren Spitze der Admiral Miaulis stand, ging nach München, um dem jungen Könige und der ihm beigegebenen Regentschaft den Eid der Treue Namens ihrer Nation zu leisten und am 6. Februar 1833 betrat der junge König Otto I. zu Nauplia den griechischen Boden. Die Regentschaft bestand aus

den Staatsräthen Grafen Armansperg, v. Maurer, General Heidegger und Legationsrath Abel. Auch kam ein Truppencorps von 3500 Baiern mit ihm herüber. Die schwierigste Aufgabe bestand nun darin, die verschiedenen, des Gesetzes und Gehorsams entwöhnten Partheien zu unterwerfen und zu versöhnen. Den 1. December 1834 wurde der Sitz der Regierung von Nauplia nach Athen verlegt und der Bau eines prachtvollen Schlosses begonnen und 1840 vollendet. 1835 trat der junge, nun volljährige König Otto I. seine selbstständige Regierung an. Dieselbe nahm eine nationale Richtung; Aufstände und Räubereien wurden durch Waffengewalt unterdrückt und es geschah Alles, um die Nation einer glücklichen Zukunft entgegen zu leiten. 1836 stattete der König von Baiern seinem Sohne Otto I. einen Besuch in Athen ab und 1837 kam dieser selbst nach Deutschland, vermählte sich mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg und kehrte im Februar wieder zurück. Den 27. Mai 1837 wurde zu Athen eine Universität begründet. Der König gab seinem Lande eine freisinnige Constitution.

Türkei.

Schon lange regte sich bei denen, denen die Geschichte des osmanischen Reichs der neueren Zeit nicht unbekannt ist, denen noch die entsetzlichen Thaten und blutigen Begebenheiten, an dem hellenischen Volke verübt, lebhaft vor Augen stehen, die freudige Hoffnung, bald den Halbmond in Europa gänzlich am europäischen, politischen Horizonte untergehen und verschwinden zu sehen. Doch theils die Diplomatik der europäischen Fürsten, die bei dem Verschwinden des Türkenreichs und bei dem Ueberkommen desselben auf irgend einen europäischen Herrscher, das politische Gleichgewicht gefährdet hält, theils das energische und kluge Benehmen des damaligen Großherrn selbst ließen die Erfüllung dieser Hoffnung noch immer zu den frommen Wünschen rechnen. Der Sultan Mahmud II. hatte eine förmliche Regeneration seines Volkes herbeigeführt. Er versuchte durch Einführung europäischer Staatskunst, europäischen Sitten und Gewohnheiten sich zu nähern und hat somit europäischen

Fürsten sich an die Seite zu stellen gewußt. Doch harte Kämpfe erst hatte er zu bestehen, manche Erfahrungen zu Rathe zu ziehen, bevor er sein in tiefer Rohheit und theilweiser Anarchie liegendes Reich zu diesem Standpunkte führen konnte.

Mahmud II., Großherr und Sultan des osmanischen Reichs, der sich Allah's Schatten auf Erden nannte, wurde 1785 geboren und im alten Serail mit großer Behutsamkeit und unter der sorgsamsten Beaufsichtigung erzogen. Als nach seines Oheims Selim blutigem Ende Mahmud's Bruder Mustapha IV. den großherrlichen Thron bestieg, gedachte dieser, um jedweden Thronbewerber aus dem Wege zu räumen, schon daran, seinen Bruder ermorden zu lassen. Ramir-Effendi, der Zahlmeister der Armee, stellte sich indessen an die Spitze von 2000 Albanesen, bemächtigte sich der Person des Prinzen und rettete so dessen Leben. Ja, es gelang sogar, Mustapha IV. selbst zu entthronen und seinen Mordanschlag mit dem Leben büßen zu lassen. 1808 wurde der 23jährige Mahmud mit dem Säbel Osman's umgürtet und bestieg den großherrlichen Thron. Der junge Herrscher, der so plötzlich und unvermuthet zur Herrschaft über ein so weites, mit 25 Millionen Menschen bevölkertes Reich berufen ward, erkannte, daß nur durch strenge, ja blutige Maßregeln er den ihm dargebotenen Thron behaupten könne. Deßhalb ließ er den erst 3 Monate alten Sohn Mustapha's erwürgen und einige Sultaninnen, die zu Hoffnungen berechtigten, in Säcke nähen und sie im Bosporus ersäufen. Fortwährende Kämpfe standen ihm bevor. Besonders waren es die Janitschaaren, welche seinem Herrscherwillen stets widerstrebten und seiner Willkür Fesseln anzulegen suchten. Eins der bedeutungsvollsten Ereignisse der osmanischen Geschichte neuester Zeit war es, daß Mahmud II. 1826 dieses auf jeden Thronwechsel so einflußreiche Corps der Janitschaaren aufzulösen und auszurotten beschloß. Ein von denselben angezettelter Aufruhr bot ihm eine erfreuliche Gelegenheit zur Ausführung seines Plans dar. Bald füllten die Leichen der mit der Gewalt des Schwerts unterjochten Janitscharen die Gewässer des Bosporus. Ihr Blut färbte die Wellen. Stolz selbst noch im Tode, schwammen die Leiber der Enthaupteten, die hohe Brust aus den Wogen hebend, zwischen den im Hafen liegenden Schiffen. Jetzt suchte

der Sultan, nach Ausrottung dieser dem Thron durch revolutionaires Treiben so gefährlichen Menschen, sein Heer auf europäischem Fuße einzurichten, überhaupt sein Reich, so viel wie möglich, europäischen Formen nachzubilden, zu europäisiren. — Welch einen Antheil Mahmud II. an dem Geschicke der Hellenen hatte, welche Maßregeln er zur Unterjochung dieses von ihm so hart bedrängten Volkes anwandte, zeigte die Geschichte Griechenlands. Auch wurden schon die vielen Kämpfe erwähnt, welche Mahmud mit abgefallenen Pascha's, besonders mit Ali Pascha von Janina, Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten u. s. w. zu bestehen hatte. Diese Grenzunruhen, so wie eine vom Sultan unternommene Reise in das Innere seines Reichs, ein Begebniß, welches nie ein Sultan vor Mahmud unternahm und welche wahrscheinlich die Absicht einer genauen Kenntniß des ihm untergebenen Landes, wie eine tiefere Einsicht in die Gesinnungen der Pascha's bezweckte, sind zwei Begebenheiten, welche neben den übrigen europäischen Angelegenheiten als Hauptbegebenheiten sich hervorheben.

Aufstand in Thessalien. Worin die eigentliche Tendenz dieses Aufstandes bestanden, ist mit Klarheit nicht ausgesprochen. Man vermuthet, daß der übergroße Eifer Emin Pascha's, des Befehlshabers jener Gegenden, welcher die Einführung der Militairconscription durchzusetzen sich bemühte, großen Antheil an der Entstehung und Verbreitung des Aufstandes gehabt habe. Außerdem hat schon ein Aufstand in jenen Gegenden eine Art geschichtlicher Bekräftigung erhalten, indem schon die Häuptlinge vom Olymp und von Hellovo seit Jahrhunderten der türkischen Herrschaft bewaffneten Widerstand geleistet haben. Viel scheint aber auch der wilde Tafil Busi an der Insurrection Antheil gehabt zu haben. Dieser kühne albanesische Häuptling, welcher wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit schon einmal vom Sultan bestraft und dann begnadigt worden war, glaubte seine Dankbarkeit nämlich dem Sultan nicht besser an den Tag legen zu können, als indem er die griechischen Ortschaften plünderte, die bis dahin an diesem Aufstande noch gar keinen Theil genommen hatten. Er erschien deßhalb mit seinen räuberischen Albanesen an der Grenze, zog sich übrigens bei Anmahnung der türkischen Behörden und eingedenk

seines früheren Schicksals, bald wieder zurück. Die griechischen, in den wilden Gebirgen und Schluchten hausenden thessalischen Häuptlinge suchten den Aufstand über ganz Thessalien zu verbreiten, um Abfall vom türkischen Joche zu bezwecken, nicht bedenkend, daß bei damaligen Umständen, wo die Pforte mit allen europäischen Höfen in dem besten Vernehmen stand, weder von Außen noch selbst von ihren Brüdern im Königreich Griechenland Hülfe und Unterstützung zu hoffen war. — Obwohl Emin Pascha energische Maßregeln ergriff und versuchte, mit einer ihm zu Theil gewordenen Verstärkung die Rebellen zu besiegen, so entsprach Anfangs dennoch seinen Bemühungrn kein günstiger Erfolg. Griechische und türkische Banden raubten und brandschatzten auf beiden Seiten der Grenze, ohne sich an den Unterschied des Gebietes zu kehren. Mehre Haufen, die in das Königreich einbrechen wollten, wurden von den zur Sicherung der Grenze aufgestellten unregelmäßigen Truppen geschlagen. 150 Gefangene wurden als Räuber den Gerichten überliefert. In der Nähe von Volo liegt die kleine Stadt Portaria, wo ein großer Markt gehalten wurde. Während Käufer und Verkäufer, nichts Arges ahnend, sich drängten, stieg eine 300 Mann starke Bande von dem nahen Othrys herunter, dem Grenzgebirge, welches bei den heutigen Griechen den slavischen Namen Gura führt, fielen über die Wehrlosen her, erschlugen, was Miene machte, Widerstand zu leisten, bemächtigten sich der Waaren, die für sie von Werth waren, und zogen ungestört mit ihrem Raube ab, nachdem sie aus den angesehensten Familien Geißeln ausgehoben hatten. Bald darauf trafen 3000 Mann türkischer Truppen in Volo ein, die den Befehl hatten, den Räubern ihre Beute abzunehmen. Sie waren aber zu klug, als daß sie sich in das Gebirge hineingewagt hätten; sie blieben daher in den Ebenen stehen, und beobachteten das Treiben der Empörer in sicherer Entfernung. Endlich gelang es dennoch den wiederholten Anstrengungen Emin Pascha's, welchem außerdem noch ein Corps von 12,000 Türken zur Hülfe gesandt wurde, sie einigermaßen zur Ruhe zu bringen. Man hat indessen dennoch für zweckmäßig erachtet, ihn durch den frühern Pascha von Adrianopel, Mustapha Pascha, von welchem man sich bei Anwendung gelinderer Maßregeln einen bessern Erfolg versprach, zu ersetzen.

Auch die in Macedonien um sich greifende Flamme des Aufruhrs wurde dadurch, daß man sich der Anführer der bürgerlichen Unruhen und Fehden bemächtigte, erstickt, ehe sie Zeit hatte, weiter um sich zu greifen. — Man vermuthete auch, daß Mehmed Ali von Aegypten wie immer, so auch hier Hand im Spiele gehabt habe.

Reise des Sultans in das Innere seiner Staaten. Die Tendenz dieser Reise bestand nämlich darin, sich an Ort und Stelle von dem Zustande seines Landes zu überzeugen, so wie die vielleicht gelockerten Bande des Gehorsams einiger bedeutenden Paschas durch seine Gegenwart wieder zu festigen. Es glich diese Reise einem Triumphzuge. Ueberall wurde der Sultan mit Enthusiasmus aufgenommen. Augenzeugen berichten, es habe in jenen Gegenden, wohin der Großherr sich begab, solch eine Bewegung sowohl von Türken wie Christen stattgehabt, daß es geschienen habe, als sei die Welt auf der Wanderung begriffen gewesen. — Der Sultan begab sich auf einem Dampfboote von Constantinopel aus nach dem am Schwarzen Meer gelegenen Varna. Seine Prinzen, deren Mutter, so wie ein Theil des Harems hatten ihn bis Therapia, einem Sommeraufenthaltsort vornehmlich der in Constantinopel wohnenden Griechen, begleitet. Der Abschied von seiner Familie soll sehr rührend gewesen sein. Die Frauen des Harems sollen ein förmliches Klagegeschrei erhoben haben, weßhalb denn auch der Führer des Schiffs, der Kapudan Pascha, sogleich zurückeilte, um die Trostlosen durch die erfreuliche Nachricht der glücklichen Ankunft Sr. Hoheit in Varna zu trösten. Nachdem die Fregatte Nusretie, an deren Bord sich der Sultan befand, Anker geworfen hatte, bestieg dieser Monarch nebst mehren Personen seines Gefolges in Uniform die große Barke des Kapudan Pascha, um sich ans Land zu begeben, wo er vom Ajan, von den Imams und den angesehensten muselmännischen Einwohnern der Stadt, so wie von dem griechischen und armenischen Clerus, die sich nebst einer zahllosen Volksmenge auf dem Ufer versammelt hatten, empfangen wurde, und unter allgemeinem Jubelruf den feierlichen Einzug in die Stadt hielt. Der Sultan besichtigte die schöne dortige Kaserne, das Krankenhaus und das Arsenal, und verfügte sich sodann in den Palast des Pascha's,

der zu seinem Empfange hergestellt worden war. An den darauf folgenden Tagen nahm der Sultan die Festung und die öffentlichen Anstalten und Gebäude in Augenschein. Sr. Hoheit zu Ehren wurde von den dort in Garnison liegenden Truppen ein Feuerwerk losgebrannt, so daß der Sultan bei seiner nach einem dreitägigen Aufenthalte stattfindenden Abreise seine vollste Zufriedenheit über seine Aufnahme aussprach und die Moscheen reichlich beschenkte. Der Gouverneur von Varna mußte den Sultan bis Silistria begleiten. Nach einigen Tagen kam der Sultan in Silistria an, wo er bald darauf den beiden Hospodaren der Wallachei und Moldau eine Audienz ertheilte. Bei ihrer Abschiedsaudienz wurden letztere vom Sultan mit Harvanis (Ehrenmänteln) und reich mit Brillanten verzierten Dosen und Shawls beschenkt. Einige Officiere ihres Gefolges erhielten die Decoration des Nischani iftichar. Bald verließ der Sultan Silistria, um sich am Bord des österreichischen Dampfbootes Pannonia nach Rustschuk zu begeben. Während der Ueberfahrt erhob sich ein Sturm, der mit solcher Heftigkeit wüthete, daß die Pannonia ihren kleinen Mast verlor. Dieses Dampfboot kam jedoch glücklich am Orte seiner Bestimmung an, und der Sultan drückte dem Capitain desselben, Johann Eliciah, über die von ihm an den Tag gelegte Geschicklichkeit und Unerschrockenheit seine besondere Zufriedenheit aus. Von Varna reiste der Sultan nach Schumla, wo er um 4 Uhr Nachmittags anlangte. In dieser Stadt sowohl als in Varna und den übrigen Ortschaften, welche der Großherr durchreiste, theilte er beträchtliche Summen unter die Armen, die Wittwen und Waisen ohne Unterschied der Religion aus, so daß diese Reise, deren Kosten durchgehends aus der Privatcasse des Sultans bestritten wurden, als eine wahre Wohlthat für die nothleidenden Bewohner jener Gegenden angesehen werden muß. Der Sultan hielt an alle Ortsobrigkeiten und Oberhäupter der verschiedenen Nationen in Schumla eine denkwürdige Anrede, welche einen neuen Beweis der besondern Sorgfalt Sultan Mahmuds für das Wohl seiner Unterthanen und namentlich der Raja's liefert. Aehnliche Reden und Aufforderungen wurden überall an die muselmännischen Ortsbehörden und die verschiedenen Nationsvorsteher gerichtet.

Der Sultan in Rustschuk. Auf die Nachricht, daß Sultan Mahmud zur Besichtigung einiger türkischen Festungen eine Reise an die Donau zu unternehmen im Begriffe sei, beschloß der Kaiser von Oesterreich, diesen Monarchen bei Gelegenheit seiner Annäherung an die österreichische Gränze bewillkommnen zu lassen. Der im Banate commandirende k. k. Feldmarschall-Lieutenant Graf Auersperg erhielt daher den Auftrag, dem Sultan nach Rustschuk entgegen zu gehen, wo er in öffentlicher Audienz und mit dem herkömmlichen Gepränge das Glückwunschschreiben des Kaisers zu überreichen die Ehre hatte. Dieser Beweis freundnachbarlicher Gesinnung wurde von Seite des Sultans lebhaft anerkannt, und durch ein in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben erwiedert. Die ausgezeichnete Aufnahme, deren besagter General bei dem Sultan sowohl, als auch unterwegs allenthalben sich zu erfreuen hatte, war dem Gegenstande seiner hohen Sendung vollkommen entsprechend, und lieferte einen neuen Beweis der zwischen den beiden Monarchen bestehenden Freundschaftsverhältnisse. — Den aus Rustschuk eingelaufenen Nachrichten zufolge war der Sultan am Bord des österreichischen Dampfschiffes „Pannonia“ von Silistria daselbst angelangt und in dem Palaste Said Pascha's, des dortigen Gouverneurs, abgestiegen. Der Pascha von Widdin, Hussein Pascha, war bereits früher, um seinem Monarchen die Aufwartung zu machen, in Rustschuk eingetroffen. Nach der Audienz, welche der Sultan dem k. k. Feldmarschalllieutenant, Grafen Auersperg, wie oben erwähnt, ertheilte, wurde derselbe von dem Sultan eingeladen, einem Manöver beizuwohnen, welches auf den östlich von Rustschuk gelegenen Feldern von drei Artilleriecompagnien mit zehn sechspfündigen Kanonen ausgeführt wurde und wobei auch 2 Bataillons Milizinfanterie und eine Escadron Cavallerie ausgerückt waren. Der Großherr langte in einem eleganten Phaeton, dessen vier Pferde er selbst lenkte, und welcher von einem zahlreichen Gefolge zu Pferde umgeben war, auf dem Waffenplatze an und nahm die Uebungen der Truppen im Bataillefeuer und Scheibenschießen von einem eigens für diesen Tag erbauten Kiosk in Augenschein, während für sämmtliche Hofchargen und fremde Gäste besondere Zelte errichtet waren.

Des Sultans Aufenthalt in Adrianopel. Hier war dem Sultan der feierlichste und zugleich überraschendste Empfang vorbereitet. Adrianopel hatte durch die Bemühungen des Pascha's dieser Stadt, Mustapha, ein ganz neues Ansehen bekommen. Die Straßen u. s. w. waren neu hergestellt und der Ort hatte das Ansehen einer großen reichen Stadt. Auf dem Wege nach Adrianopel vermehrte sich der Reisezug des Sultans bis auf 6000 Moslims. In dem kurzen Zeitraume von 3 Wochen hatte man eine 50 Stunden lange Straße zwischen Adrianopel und Silistria angelegt. Glücklicher Weise konnte der Pascha einen französischen Ingenieur, der sich in seinem Gefolge befand, zu seinem Zwecke benutzen. Wo man früher Bäche und Strömungen auf der Reise durchschreiten mußte, hatte man Brücken gebaut und die älteren in einen bessern Zustand gesetzt. Zur Ausbesserung der Straßen verwendete Mustapha 30,000 Menschen. Leider konnte Mahmud diese plötzlichen Veränderungen nicht gehörig würdigen, denn seit Jahrhunderten war kein Sultan über Adrianopel hinausgekommen. Es gab aber mehr Mißbräuche, denen man nicht so schnell abhelfen konnte, um sie dem Auge des Gebieters zu verbergen. Der Sultan bemerkte mehre derselben. Er sandte Couriere über Couriere an seine Minister mit Verweisen und Befehlen, schnellwirkende Abhülfe ihm vorzuschlagen. Auch erhielt er zahlreiche Bittschriften und versprach, die Ursachen der darin enthaltenen Klagen, so weit dies möglich, zu entfernen. Der Pascha von Adrianopel stieg so sehr in der Gunst des Sultans, daß derselbe nicht allein die Erlaubniß erhielt, ihn nach Constantinopel zu begleiten, sondern ihm auch später ein bedeutenderer Wirkungskreis angewiesen wurde.

Des Sultans Rückkehr nach Constantinopel. Einige Tage früher, als man es erwartet hatte, kehrte der Sultan in seine Hauptstadt zurück. Er wurde auf das Glänzendste empfangen. Die ganze im Hafen vor Anker liegende Flotte, so wie alle andern Schiffe, hißten die Signalflaggen auf. Die Kanonensalven wurden von der Flotte, sowie den Batterien fünfmal während des Tages wiederholt. Abends war die ganze Stadt, der Bosporus und die türkische Flotte erleuchtet. Von Pera aus betrachtet, nahm sich die Beleuchtung sehr glänzend aus, obwohl in den

Straßen nichts einzeln Ausgezeichnetes zu sehen war. Einen wahrhaft herrlichen Anblick gewährte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, der Hafen und der Bospor, deren Wasserspiegel wie ein mildes Flammenmeer sich ausbreitete. Die schöne Beleuchtung der zahlreich anwesenden Schiffe, worunter sich die österreichische Fregatte „Veloce" durch ihr hellleuchtendes bengalisches Feuer und durch die kunstreichen Raketen, die sie unaufhörlich aufsteigen ließ, auszeichnete, die wiederholten Kanonensalven, die ruhige Atmosphäre, das günstigste Wetter verherrlichten diesen Abend. Doch schien das Fest mehr die Fremden zu interessiren, als Eindruck auf die Türken zu machen, die theilnahmlos zu Hause blieben; kaum waren in den schon um 10 Uhr verödeten Gassen der Stadt hier und da einzelne still ihres Wegs gehende Einwohner zu erblicken.

Zur Feier der Rückkehr des Sultans in seine Hauptstadt sind öffentliche Belustigungen auf der Wiese von Haidar Pascha in der Nähe von Scutari veranstaltet worden, welche 3 Tage fortdauerten. Das diplomatische Corps, welches von Seite der Pforte dazu eingeladen wurde, wohnte denselben bei. Am Ufer waren zu dessen Empfang sowohl vierspännige Wagen als reich gezäumte Pferde in Bereitschaft gesetzt, auf welchen man sich in die Nähe des großherrlichen Kioskes, vor dem ein Circus aufgeschlagen war, begab. Daselbst angelangt, traten die europäischen Minister und ihre Gefolge in die für sie bestimmten Zelte, wo sie vom Fürsten von Samos, Hrn. Vogorides, empfangen wurden. Bald darauf kam auch der Sultan in einem vierspännigen von ihm selbst geführten Wagen an und verfügte sich in das Kiosk. Nachdem das diplomatische Corps dem Großvezier in seinem Zelt einen Besuch abgestattet, begann die dort befindliche Seiltänzer- und Kunstreitergesellschaft der Mad. de Bach ihre Künste zu produciren. In den Zwischenräumen wurde das diplomatische Corps eingeladen, sich in ein anderes Zelt zu verfügen, wo sich ein glänzendes Buffet mit Zuckerwerk und Erfrischungen aller Art befand. Vor dem Weggehen verfügte man sich abermals in das Zelt des Großveziers, bei dem diesmal die beiden großherrlichen Schwiegersöhne, Halil Pascha und Said Pascha und der Großadmiral Ahmed Fewzi Pascha gegenwärtig waren. Said Bey, erster großherrlicher Cabinetssecretair, war mittlerweile beauftragt worden, an das diplo-

matische Corps von Seite des Sultans eine verbindliche Anrede zu richten, auf welche der k. großbritannische Botschafter, Lord Ponsonby, antwortete. Um 3 Uhr Nachmittags kehrten die fremden Minister in ihre betreffenden Wohnungen zu Therapia, Bujukdere und Pera zurück.

Orientalische Justiz. Vor einiger Zeit ließ sich mitten in der Nacht im Quartier Odown Kapussy der Ruf: „Feuer! Feuer!“ hören. Dieses beunruhigende Geschrei wurde bald in der ganzen Stadt wiederholt, und obschon man von den Minarets herab weder Feuer noch Rauch entdecken konnte, strömte die Bevölkerung dennoch von allen Seiten herbei, um dem Umsichgreifen der Feuersbrunst Einhalt zu thun. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr zu befürchten sei, erfuhr man, daß der Schreckensruf von einem Kaufmann, Namens Ali-Aga, ausgegangen war. Als der Kadi diesen um die Ursache befragte, zeigte ihm Ali-Aga ein Paar Schuhe, aber nicht etwa von jenen niedlichen Pantöffelchen, welche die zarten Füße der Frauen umschließen, sondern die derben Mannsschuhe eines Christen, die er in seinem Hause gefunden hatte! „Sehet da, sagte er zu dem Kadi, der Fuß eines Ungläubigen hat meinen Harem verunreinigt. Ich habe diese Schuhe gefunden, als ich in mein Zimmer trat. Der, dem sie gehören, befindet sich sammt seiner Mitschuldigen bei mir; holt eure Wachen herbei, daß man sie ergreife und vor den Seraskier führe, damit die Rechte eines beleidigten Gatten gerächt werden.“ Zum Unglück für das angeschuldigte Paar war die Angabe wahr. „Wir wußten nur zu gut, sagte die türkische Dame, daß unsere Liebe uns den Tod bringen würde. Wir haben es darauf gewagt. Die Gerechtigkeit gehe ihren Gang.“ Das Todesurtheil ward von dem Seraskier ohne weitere Untersuchung gesprochen, und am folgenden Morgen wurden die beiden Schuldigen gehangen — der eine an dem Thor von Parmak-Kapu und die andere an dem von Balekbazar. Jedem hatte man eine Schrift angeheftet, auf deren einer die Worte standen: „Dieß die Strafe, die über jeden Ungläubigen verhängt wird, der die Schwelle des Harems überschreitet“, und auf der andern: „Ein gleiches Schicksal wartet derer, welche dem Beispiel der ungetreuen Gattin Hatidschah folgen.“ Da den Verbrechern in der Türkei die Ehre des Begräbnisses versagt wird,

so wurden die Leichname der beiden Liebenden am folgenden Tage in den Bosporus geworfen. Die Hinrichtungen in der Türkei scheinen indeß, eben so wenig als vor Zeiten in Venedig, ein unfehlbares Mittel zu sein, um die Ehemänner vor der Aufnahme in den großen Orden zu bewahren, den sie so sehr scheuen. An demselben Tage, wo die Leichname der beiden Unglücklichen alle Herzen mit Schrecken erfüllten, wurde ein anderes Paar, desselben Vergehens schuldig, von der Polizei ergriffen. Da sich fand, daß die Dame die Gattin eines angesehenen Mannes war, so befahl der Kadi, die beiden Schuldigen ins Geheim hinzurichten. Der junge Grieche war der Sohn reicher Eltern, und hatte, um die Leidenschaft für seine Geliebte zu befriedigen, kein anderes Mittel gefunden, als bei ihrem Mann als Kutscher in Dienst zu treten. In Folge dieser Entdeckungen hat sich die Eifersucht der Moslemins vergrößert. Bald darauf erschien ein Ferman, welcher befahl, daß alle Frauen um die zehnte Stunde — d. h. zwei Stunden vor Sonnenuntergang — zu Hause sein müssen; und da die türkischen Damen seit einiger Zeit durch den Geschmack, den sie so plötzlich daran fanden, ihre Einkäufe in den reichen und eleganten Läden von Pera und Galata selbst zu besorgen, starken Verdacht gegen sich erregt hatten, so dürfen die Inhaber dieser Magazine fortan keine türkische Frau, welches Alters und Standes sie auch sein möge, ihre Schwelle überschreiten lassen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit dem Ohr an die Thür ihres Ladens angenagelt zu werden. Die häufige Wiederkehr dieser Gräuel im Heiligthum des Harems und die vielen seit Kurzem in der Hauptstadt und den Provinzen vorkommenden Beispiele von dem bisher so seltenen und fast unerhörten Verbrechen des Selbstmords, sind in den Augen der wahren Gläubigen ein sicheres Zeichen von dem nahen Untergange der Welt. Während 14 Tage kamen in der Hauptstadt drei Fälle von Selbstmord von Türken vor.

Aufstand in Klein-Asien. Nachrichten aus dem Lager von Taurus zufolge hatte ein Bruder des Revandus-Bei plötzlich die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, allein Hafiz-Pascha war sogleich vom Sultan gegen die Aufrührer mit einigen Regimentern ausgesandt worden, worauf erstere sich zerstreuten. Dieser R e v a n d u s-

Bei, früher Fürst von Kurdistan, ist einer der merkwürdigsten und kräftigsten Charaktere, der indessen, nachdem er vielfältig der Pforte zu schaffen gemacht hatte, endlich zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit genöthigt wurde. Er kam nach Constantinopel und nahm in diesem Asyle aller Gläubigen seine Zuflucht. Da er nun während seines Aufenthalts in der Hauptstadt, mit Worten und Werken zu erkennen gegeben, daß er sich im Dienste des Sultans geehrt und glücklich fühlen werde, so hat derselbe in Erwägung seines redlichen Charakters und der großen Tapferkeit dieses Häuptlings denselben mit der Würde eines Ferik (Divisionsgenerals) auch die Verwaltung mehrer Sandschake übertragen. Der Sultan ließ den neuen Ferik zu sich kommen und beschenkte ihn mit den Abzeichen seiner Würde.

Folgendes ist übrigens die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Mensch nach dem Tode seines Vaters schon als Knabe Fürst von Kurdistan wurde, und so erlaube ich mir folgendes poetisches Bruchstück beizufügen.

Revandus-Bei.

Wie die Sonne plötzlich sinket von des Blitzes Macht gefällt,
Also sank zum Tode getroffen, kämpfend hin der Kurdenheld,
Doch der Kampf war bald errungen von den Häuptlingen der Kurden,
Die durch ihres Fürsten Schicksal nimmermehr entmuthigt wurden.

Nach dem Schlachtenfeld, wo blutend lag der Fürst von Kurdistan,
Zogen hin die tapferen Schaaren, ihre Häuptlinge voran,
Einen Fürsten dort zu wählen, der an Ruhm dem Todten gleiche,
Der dem Volk ein Vater werde und ein Schutz dem mächt'gen Reiche.

Ernst berathend stehn die Krieger, nennen Namen laut und leis.
Da, die Menge rasch zertheilend, ungestüm in ihren Kreis
Dringt ein Knabe, dessen Wange frisch und roth noch wie der Morgen,
Dessen Antlitz klar und helle, nie gefurcht von Schmerz und Sorgen.

Und er blitzt mit dunklen Braunen rings die alten Krieger an:
Was wollet Ihr noch lang berathen, Helden, Ihr von Kurdistan,
Wollt Ihr einem Andern reichen dieses weiten Landes Krone?
Gebt sie mir, dem Sohn des Todten, Eures Heldenfürsten Sohne.

Finster blicken alle Kurden, ob der Worte keck und kühn,
Doch bald zucken ihre Wimpern bei des Auges Feuersprühn,
Und wie Wetterleuchten glänzt es durch die sonnverbrannten Mienen:
„Glaubst du Thor, daß Kurdenhäupter einem schwachen Knaben dienen?

„Einem Knaben jung von Jahren, wie die Weiber fein und zart?"
„Dessen Kinn noch nicht beschattet eines Mannes Zier, der Bart?"

„Dessen Hüften noch so schmächtig seines Vaters Schwert zu tragen!"
„Dem es noch an Muthe fehlet, siegend unsern Feind zu schlagen?!"
„Zweifelt Ihr an meinem Muthe", ruft der Knabe ehrfurchtsvoll,
Dem bei jener Krieger Rede hoch das Herz im Busen schwoll,
„Nun so will ich denn ein Beispiel geben Euch von meinem Muth",
„Zeigen mich als würd'ger Sprößling aus der Kurdenfürsten Blut."
Und ein Aug' aus tiefer Höhle reißt er sich mit eigner Hand,
Wirft es ohne Schmerzensmienen blutig in den blut'gen Sand. —
Staunend starren rings die Kurden nach dem jungen Heldenknaben,
Stürzen dann zu dessen Füßen, den sie tief verspottet haben.
Und: Revandus!! schallt es wieder auf dem weiten Schlachtenplan,
Und: Revandus! ruft die Menge, „Du bist Fürst von Kurdistan!"
„Du allein nur kannst die Krone Deines Heldenvaters tragen!"
„Du wirst uns mit Kraft regieren, siegend unsere Schlachten schlagen!"

Geschichtliche Uebersicht seit 1827. Das für die Türken so verhängnißvolle Ereigniß der Schlacht bei Navarino den 20. Oct. 1827 entflammte den ganzen Zorn des Sultans, so daß sich namentlich Rußland durch solche Zornesausbrüche und Nichtachtung festgesetzter Bedingungen und Verträge auf das empfindlichste beleidigt fühlte. Es begann, wie wir schon bei Rußland Gelegenheit fanden zu bemerken, ein Krieg zwischen Rußland und der Pforte, der nicht allein in Europa, sondern auch in Asien wüthete. Die das türkische Reich und besonders Constantinopel im Norden schirmenden Festungen, die Uebergangspunkte über die Donau, Widdin, Silistria, Rustschuk und auch die Festung Dschumla fielen nicht ohne kräftigen Widerstand in die Hände der russischen Sieger. Seuchen und Hunger räumten unter beiden Völkern auf. Der Zug ging auf Adrianopel zu. Es fiel, nachdem der Balkan überschritten, und Feldmarschall Diebitsch, von seinem Uebergang über den Balkan Sabalkansky oder Balkanüberwinder genannt, durch milde und freundliche Behandlung die türkische Bevölkerung für sich gewonnen hatte. Er schloß am 14. Sept. 1829 den Frieden zu Adrianopel ab. Die Pforte sah sich nicht allein genöthigt, mehre Theile Asiens abzutreten, sondern auch den Fürstenthümern Moldau, der Wallachei und Serbien bedeutende Zugeständnisse zu machen. Ueberall wurde der Halbmond durch die in allen Gegenden auflodernden Flammen der Empörung bedroht. Das Volk fühlte sich seinem Padischah immer mehr entfremdet. Die schon lange bestandene und stets insgeheim

genährte Zwietracht zwischen dem Sultan und dem Pascha von Aegypten, Mehmed Ali, brach 1831 in offenen Krieg aus. Ibrahim Pascha, der Sohn Mehmed Ali's, der bekannte Verwüster Morea's, zog mit einem Heere nach Syrien, siegte gegen die Türken in der Schlacht bei Konseh 1832 und hatte das Glück, sogar den Anführer des türkischen Heeres, Reschid Pascha, gefangen zu nehmen. Der Sultan Mahmud II. sah sich so aller Hülfsmittel beraubt, so daß er kaum im Stande gewesen wäre, seine Hauptstadt zu schützen. Er lehnte sich an die europäische Diplomatie und durch russische Vermittlung kam ein Vertrag zu Stande, wodurch Mehmed Ali die erbliche Oberherrschaft über Aegypten, Syrien und Creta erhielt. Seit jener Zeit war die Türkei abhängig von dem Einflusse der europäischen Diplomatie! besonders Rußlands. Allmählich mehr gesicherte Staatsverhältnisse ließen den Sultan den Versuch wagen, dem Mehmed Ali die ihm zugestandene Gewalt wieder zu beschränken. In der verhängnißvollen Schlacht bei Nisik am 24. Januar 1839 wurde indessen Hafiz Pascha von Ibrahim Pascha geschlagen. Die erschütternde Nachricht solcher Niederlage traf indessen den Sultan Mahmud II. nicht mehr am Leben. Er starb den 1. Juli 1839. — Ihm folgte sein damals 16jähriger Sohn Abdul Meschid, für welchen indessen Anfangs Chosrew Pascha und Reschid Pascha das Staatsruder leiteten. In dem Hattischerif von Gülhane, den 3. Nov. 1839, gab der Sultan dem Lande eine Art von Constitution, welche indessen auf strenge Vollziehung der Gesetze und Volkserziehung wenig Bedacht nahm. Der greise, unruhige Mehmed Ali nahm stets die ganze Aufmerksamkeit der Pforte in Anspruch. Der Kapudan Pascha spielte demselben sogar die türkische Flotte in die Hände. Da Mehmed Ali jetzt sich weigerte, die ihm durch die Londoner Conferenzen auferlegten Bedingungen zu halten, so erzwang 1840 eine verbündete englisch-österreichische Flotte die Unterwerfung desselben. Nach Chosrew's Sturz wüthete die orthodoxe nationale Parthei auf das empörendste gegen die Christen. Erpressungen und Bestechungen überall! Aufstände, z. B. der Candioten, wurden in Blut erstickt. Bald nachher wurde Chosrew wieder ins Ministerium berufen. Aus allen geschichtlichen Ergebnissen ist indessen ersichtlich, wie das türkische Reich nur durch die Eifersucht der europäischen Großmächte wie in der Schwebe getragen wird.

Die Schweiz.

Im Pariser Frieden 1815 und später auf dem Wiener Congreß wurde die Schweiz als ein aus 22 Cantonen bestehender Föderativstaat anerkannt. Wallis und Genf, welche früher Frankreich einverleibt waren, und Neufchatel, welches von Napoleon dem Prinzen Berthier geschenkt worden war, kehrten wieder zur Schweiz zurück. Das Land wurde von den verbündeten Mächten als neutrales Gebiet betrachtet und die Unabhängigkeit desselben festgestellt. Doch aber blieben Einwirkungen der benachbarten Staaten, so wie Uneinigkeiten aller Art im Innern nicht aus. Politisch entgegengesetzte Meinungen der aristokratischen und demokratischen Cantons gaben zu ernstlichen, bedenklichen Unruhen und Reibungen Veranlassung. Die Cantone Appenzell, Luzern, Waadt und Zürich waren weise genug, zeitgemäße Reformen einzuführen. Die französische Julirevolution, 1830, warf auch in die Schweiz den zündenden Funken. In Bern, Freiburg, Aargau, Solothurn und Schwyz wurden von den Regierungen Concessionen gemacht. In Basel brach indessen ein heftiger Kampf zwischen Stadt und Land aus, also, daß letzteres sich von ersterem trennte. Zu diesen politischen Unruhen gesellten sich auch die kirchlichen und religiösen. Zürich erhielt eine Universität, an welche auch der aus Baiern wegen seiner freisinnigen Ideen verbannte, berühmte Professor Oken berufen wurde. Die Berufung des Professor Strauß, des bekannten Verfassers des Lebens Jesu, nach Zürich brachte die orthodoxe Parthei in solch heftige Bewegung, daß dadurch die bestehende Regierung gestürzt wurde. So wogten die Partheien bis in die neueste Zeit hinein, ohne jedoch besonderes Interesse beanspruchen zu können.

Dänemark.

Friedrich's VI. Regierung, 1808—1839, fiel in ihrem Beginn noch in die Napoleonische Zeit. Da Friedrich VI. als Verbündeter Napoleons sich genöthigt sah, mit Schweden und den Alliirten Krieg zu führen, so mußte er nach Napoleons Sturz, 1814, durch den Kieler Frieden ganz Norwegen an Schweden, so wie die Insel Helgoland an England abtreten. Schwedisch Pommern, welches er als Ersatz erhielt, mußte er 1815 an Preußen gegen Lauenburg und eine Million Thaler abtreten. Die durch die Julirevolution erregten Bewegungen nöthigten den König, dem Lande berathende Provinzialstände zu gewähren, welche auch 1834, den 21. Mai, wirklich ins Leben traten. Schon jetzt versuchte das Dänenthum in den deutschen Herzogthümern um sich zu greifen, dem man sich jedoch aus allen Kräften widersetzte. Friedrich VI. starb den 3. Dec. 1839 und ihm folgte Christian VIII.*) Den Erwartungen, welche die liberale Parthei von ihm hegten, entsprach er keineswegs.

*) Christian VIII., ältester Sohn des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich, Stiefbruders Christian VII., wurde, als Norwegen 1814 durch den Kieler Frieden an Schweden fiel, Statthalter in Norwegen. Er wurde zum Erbkönig gewählt, mußte jedoch schon den 16. August die Krone niederlegen. Die von ihm gegebene Verfassung Norwegens ist die freieste in Europa.

Norwegen und Schweden.

Gustav IV., Adolph, wurde 1809, weil man glaubte, daß er durch sein rücksichtsloses Handeln und seinen Eigensinn das Land ins Verderben stürzen werde, nebst seiner Nachkommenschaft der Regierung entsetzt. Der entthronte König begab sich nach Deutschland, dann nach der Schweiz. Er nannte sich Oberst Gustavson und starb 1837 zu St. Gallen.*) Schon 1812 hatte er sich von seiner Gemahlin getrennt. Seine Tochter, Cäcilie, Prinzessin von Wasa, war die 1844 verstorbene Großherzogin von Oldenburg. Nach Gustavs IV. Entthronung bestieg der Herzog von Südermannland, Karl XIII., den schwedischen Thron. Dieser adoptirte, da er selbst kinderlos war, den Herzog v. Sonderburg-Augustenburg, einen dänischen Prinzen, welcher indessen schon 1810 starb, und darauf den französischen Marschall Bernadotte, den Prinzen von Ponte Corvo. 1818 starb Karl XIII. und Bernadotte nahm den 5. Febr. 1818 unter dem Namen Karl XIV., Johann, Besitz vom Thron.**)

Die vortrefflichen Eigenschaften, welche derselbe schon als Kronprinz entwickelt hatte, erwarben demselben die volle Liebe der ihm anvertrauten Völker. Der Wohlstand des Landes erblühte sichtlich unter seiner Regierung. Wenngleich auch seine Regierung nicht frei war von Widerwärtigkeiten aller Art, so wurde doch die Hochachtung, die er unter allen Ständen genoß, durch nichts bis

---

*) Seine Leiche wurde in Oldenburg beigesetzt.

**) Bernadotte, geboren den 26. Januar 1764 zu Pau, Sohn des Advocaten Bernadotte, diente von unten auf. 1780 war er Grenadier, dann Corporal, Fourier, Adjutant, Lieutenant, Oberst, Divisionsgeneral, französischer Gesandter in Wien, Kriegsminister, Marschall, Fürst von Ponte-Corvo, Kronprinz von Schweden und 1818 König von Schweden.

an sein Ende geschmälert. Er starb den 8. März 1844. Ihm folgte sein Sohn Oskar I.. Derselbe ist vermählt seit 1823 mit Josephine von Leuchtenberg, Tochter des 1824 verstorbenen Herzogs von Leuchtenberg (Eugen von Beauharnais.) Er hat 5 Kinder und somit scheint die Dynastie Bernadotte auf dem schwedischen Thron befestigt zu sein. Schweden geht unter Oskar's Regierung einer fröhlichen, ungetrübten Zukunft entgegen. „Die materielle Wohlfahrt ist gesichert und wo ein Fürst das Ruder führt, der seinen Wahlspruch, Gerechtigkeit und Wahrheit, durch Wort und That bewährt hat, da wird der Baum der Freiheit tiefe Wurzeln schlagen und über Volk und Land seinen kühlen, erquickenden Schatten breiten." —

Staatenbildung des spanischen Amerika.

Das Spanische America bestand zu der Zeit, als Napoleon die große Verwirrung des Mutterlandes varanlaßte, aus 4 Vice-Königreichen, nämlich aus Mexico oder Neuspanien, Neu-Granada oder Sta. Fé de Bogota, Peru und Buenos Ayres oder Rio dela Plata und aus 5 Generalhauptmannschaften: Guatimala, Venezuela, Chili, Havanah oder Cuba und Porto Rico. Die Einwohner waren theils eingewanderte Spanier oder dort von europäischen Eltern geborenen, Creolen, Mastizen und Mulatten aus Verbindung zwischen Neger und Indianer Entsprossenen, Ureinwohnern und Indianern. In den Händen der Spanier lag alle Gewalt und ihrer Oberhoheit unterwarf sich das Land. Ruhe herrschte überall. 300 Jahre währte sie. Die Auflagen waren erträglich. Jeder, der nur nicht die Rechte eines Dritten verletzte, durfte ungescheut jagen, fischen, Flüsse ableiten und Wälder ausroden, Sümpfe austrocknen und Ländereien urbar machen; Niemand hinderte seine Arbeiten. Die erste Aufforderung zum Anschluß an eine neue und scheinbar bessere Ordnung der Dinge ging von Napoleon und Joseph aus. Viele folgten der Lockung, Andere beharrten fest bei dem Könige Ferdinand. Nur sehnte sich die Bevölkerung aus dem Stiefverhältnisse zum Mutterlande und wünschten als wahre Kinder adoptirt zu werden. Sie verlangten nach dem Entwurfe der Constitution von 1812 in Cadix, gleiche Rechte mit dem Mutterlande und legten bei Verweigerung ihrer billigen Forderungen Hand ans Schwert. Erkämpfen wollten sie ihre Volljährigkeit. Die Nation war mündig geworden! Widerstand gegen die Leidenschaft reizt, während vernünftiges Bewilligen der Sache oft minder gefährliche Bahnen anweist. Ferdinand VII., der selbstsüchtige, klügelnde

absolute Monarch wollte bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft (siehe Spanien) keine Zugeständnisse den empörten Töchterstaaten machen. Niederlegen der Waffen war das königliche Gebot, auf Gnade und Ungnade! Amnestie wurde allen Theilnehmern revolutionairer Aufstände angeboten. Man wußte von Spanien her, wie Ferdinand sein Amnestieversprechen hielt. Tod, Einkerkerung oder Verbannung war ihr Loos. Nicht zurückweisen ließen sich die Tochterstaaten. Unabhängigkeit und zwar gänzliche Unabhängigkeit von der spanischen Oberherrschaft war das Losungswort. Ein Krieg auf Leben und Tod begann. Alle spanischen Besitzungen Amerika's zogen die Fahne der Freiheit auf, alle lehnten sich auf gegen die widerrechtlichen Maßregeln des spanischen Königs. So in den Provinzen am la Plata, hier begann der Aufstand; so in Chili, wo Martin de Puyredon, der das meiste Verdienst um die Stiftung des Freistaates sich erworben hatte, zum Oberdirector ernannt wurde; so in Paraguay, wo an die Stelle des früheren Jesuitenstaates eine eigenthümliche, von den Ansichten des Jahrhunderts gänzlich abweichende Staatsschöpfung aus dem Kopfe eines ausgezeichneten Mannes, Dr. Francia, hervorging; so in der Republik Venezuela am Orinoko und Neu-Granada, wo Marino und der Creole Simon Bolivar, ein durch Geistesbildung und militairische Talente ausgezeichneter Mann, der eine der wichtigsten Rollen dieser Zeiten übernimmt, die Angelegenheiten leiteten. Ueberall lodert die Flamme des Aufruhrs. – Am grünen Donnerstag 1812 vernichtete ein verwüstendes Erdbeben, grade als die Einwohner sich anschickten eine Procession zu halten, viele in den Kirchen waren, das Militair aufgestellt und bereit war, die Procession zu begleiten, die Stadt Carácas. 20,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Alles war wie natürlich in der größten Bestürzung. Diese Bestürzung kam den Spaniern zu Statten, sie eroberten diese Länder wieder. Schonungslose Härte machte indessen das Joch unerträglich und schürten das kaum gedämpfte Feuer zum neuen Ausbruch. Da schickte Ferdinand VII. den Henker der Provinzen, Morillo, der, ein zweiter Alba, glaubte, daß es keine andere Radicalcur für Aufruhr gebe als das Schaffot und das Henkerschwerdt. Wohin er kam flossen Ströme von Blut.

Anfangs schien es, als ginge der Stern der jungen Republiken unter. Allein Alles änderte sich bald durch die listige und kräftige Gegenwehr Bolivar's und seines Freundes Mac Gregor. Bolivar schlug Morillo. Morillo sah keinen Weg als Waffenstillstand. Bolivar bewilligte ihn. Beide söhnten sich aus, umarmten sich im Angesichte beider versammelten Heere und schliefen in einem Zimmer. Morillo mußte abziehen und Bolivar wurde zum Präsidenten der Republik erwählt am 1. October 1824. So endete die Unternehmung des Morillo. Durch Bolivar's Beistand kam nun auch das Aufblühen des jungen Staates Chili zu Stande. Unterdessen rissen sich 6 Provinzen von Peru los und nannten sich nach dem Namen des Libertadors oder Befreiers, denn diesen Namen hatte Bolivar angenommen, Bolivia. Bolivar legte indessen bei den vielen Stürmen, die ihn umdrohten, die Präsidentschaft nieder. Allein dieser Schritt lieferte seinen Feinden den Beweis seiner Unentbehrlichkeit. Auf vieles Bitten der Nation und des Congresses übernahm er wieder die Zügel der Regierung. Man hegte indessen fortwährend lebhafte Befürchtungen wegen des Ehrgeizes Bolivar's. Man glaubte, ein zweiter Napoleon, strebe er nach Alleinherrschaft. Seine Feinde ließen ihm keine Ruhe. Man stürmte einst den Regierungspalast in Sta. Fé de Bogota, tödtete den wachthabenden Officier und dessen Soldaten, drang ein, um in dem Blute Bolivar's glühende Rache zu kühlen. Dieser entzog sich der Gefahr durch ein geöffnetes, kleines Fenster und gelangte so in's Freie. Man durchsuchte die Gegend, um den Präsidenten zu finden. Dieser verbarg sich unter einer Brücke, bis an den Leib im Wasser stehend, über welche seine Feinde dahintraben mit dem Ausrufe: Es sterbe der Tyrann! Bald ertönte indessen von der andern Seite der Ruf: Es lebe der Libertador! Es waren seine Freunde. Er eilt ihnen entgegen, sammelt sie unter seine Fahnen und überwältigt seine Gegner. Vielen, denen der Tod zuerkannt wurde, milderte Bolivar die Strafe in Verbannung. So auch seinem heftigsten Feinde Santander.

Auch in Mexico war gleichzeitig der Aufstand zum Ausbruch gekommen. Wohl hätte Ferdinand VII. diese Provinzen in einer minderen oder größeren Unabhängigkeit von sich bewahren können,

hätte er diesen Provinzen einen spanischen Infanten zum Kaiser gegeben oder freiwillig die Unabhängigkeit derselben anerkannt. Er wollte keines von beiden. Sein heftiges Gemüth und sein klügelnder Eigennutz lehnte gegen Beides sich auf. Die Folge der Selbstsucht war auch hier wohlverdiente Strafe. Das Volk wählte sich laut seiner jetzt eintretenden Souveränetät einen Kaiser. Der Oberfeldherr Iturbide, mit Vornamen Augustin, schien die zu dieser Würde geeignetesten Talente zu haben. Er wurde constitutioneller Kaiser am 21. Mai 1822 unter dem Namen Augustin's I. Allein noch zu neu war in Mexico das Freiheitswesen bei den Leidenschaften der Parteien, daß nicht Augustin ein schweres Spiel gehabt hätte. Viele erklarten sich gegen ihn, besonders der später oft zu erwähnende Santa Anna. Nach kaum einjähriger Regierung mußte er schon wieder die kaiserliche Krone niederlegen und in die Verbannung gehen. Er begab sich mit seiner Familie nach Livorno in Italien. Einen Jahrgehalt setzte man ihm aus. Allein der ehrgeizige Mann konnte in seiner Verbannung frühere Zeiten nicht vergessen. Er gedachte vielleicht, so nahe Elba, des französischen Gewaltherrschers, der trotz vielfacher Schwierigkeiten aufs Neue seinen Adler auf den Zinnen der Tuilerien aufpflanzte, er wollte die Rückkehr zu seinen, wie er hoffte, vielen Freunden wagen. Der Warnung, daß, falls er in die Gewalt seiner Feinde fiele, er, damit nicht durch ihn wiederum die Fackel des Parteigeistes in die schon genug verworrenen Angelegenheiten geschleudert werde, den Tod erleiden werde, achtete er nicht.

Sein Fahrzeug lichtete die Anker vor Livorno nach England, von hier nach America. Eine Proclamation zur Entschuldigung dieses Schrittes ging voraus. Seine Anhänger hofften ihn bald in ihrer Mitte zu sehen. Allein die mexicanische Regierung schleuderte das Aechtungsdecret gegen Iturbide, wenn er es wagen werde, den mexicanischen Boden zu betreten. Er landete. Seine Freunde vermochten mit Gewalt nichts für ihn zu thun. Seine Feinde gewannen die Oberhand und nahmen ihn gefangen. Ein Officier, Namens Garza, stellte ihn vor das Kriegsgericht, welches in kurzer und bestimmter Sentenz das Todesurtheil über ihn aussprach. Am 18. Juli 1824 wurde der frühere Kaiser

Augustin Iturbide zu Podilla erschossen. Er starb mit religiöser Ergebung und mit guten Wünschen für sein Volk. Seine Familie wurde nach Columbia verwiesen, und ihr eine Pension ausgesetzt.

Das Hauptaugenmerk der Volkspartei war nun auf die gänzliche Vertreibung der Spanier aus Mexico gerichtet. Der Kampf der Aristokratie mit der Demokratie begann. Die Aristokraten, zu denen sich der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit rechneten, wurden auch wohl Centralisten genannt, weil sie eine Centralrepublik wünschten. Die demokratische oder Volkspartei nannte sich, weil eine Föderativrepublik in ihrem Plane lag, Föderalisten. In den dortigen Freimaurerlogen stellte sich Sectengeist ein. Eine derselben hielt sich zu der Parthei von Schottland, Escoseſos, und dies waren die Aristokraten, Centralisten, eine andere zu der von York, Yorkinos, Föderalisten, Demokraten. Der vielseitige Kampf in den südamerikanischen Staaten geht aus dem Schooße dieser Partheien hervor. Im heftig widerstrebenden Meinungskampfe sehen wir beide Partheien ergriffen. — Zum blutigen Ausbruche kam es bei der Wahl des Präsidenten. Beide Partheien stellten einen Candidaten aus ihrer Mitte auf und wichtig war es, auf wessen Seite die Wahlen sich neigten. Pedraza, der Repräsentant der Escosesos, wurde gewählt, Guerrero, Volksfreund und Yorkine, fiel durch. Aufruhr und heftige Bewegung überall! Man will den Escosesos den Einfluß nicht gestatten. Santa Anna eilt gegen Mexico, um wegen des Mißlingens des yorkinischen Plans Rache zu üben. Mexico wird belagert und erstürmt, Pedraza zur Flucht genöthigt und Guerrero, der Mann des Volkes, besteigt den Präsidentenstuhl. Die Pöbelmasse verband sich mit Santa Anna und 3 Tage dauerte der Kampf in den Straßen der Stadt. Im Rausche des Sieges und noch in der vollsten Wuth des blutigen Kampfes überließ sich die zügellose Menge dem Raube und jeder Ausschweifung; es war, als sei die Stadt von einem fremden Feinde genommen. Die Häuser der Escosesos, der Spanier und vieler europäischer Handelsleute wurden geplündert und zum Theil angezündet. — Guerrero trat seine Präsidentschaft an. Alle Spanier ohne Ausnahme sollten den

mexicanischen Boden verlassen, war, in Uebereinstimmung mit dem Congresse, Guerrero's erstes Decret, und trotz dessen, daß sich 250 spanische Frauen nach dem Regierungspalast begaben, um Milderung dieses Befehles zu erflehen; so gestand doch Guerrero nicht ohne Rührung, daß er eine zum Gesetz erhobene Maßregel nicht willkürlich vernichten dürfe. Es wurde den Spaniern verstattet, den ganzen Werth ihres Eigenthms mitzunehmen. — Kaum war die Schlange der Zwietracht im Innern des Landes erstickt, als auch schon wieder von Außen drohende Wetter aufzogen. Noch immer nämlich konnte Ferdinand VII. den Abfall dieser schönen Provinzen nicht verschmerzen, und lebendige Sehnsucht erfaßte den damals siechen König, sich die verlornen Länder wieder zu eigen zu machen, die besonders wegen der reichen Silberminen dem armen Spanien unersetzlich dünkten. Eine auf Cuba gerüstete Flotte sollte eine Landung an den Küsten Mexico's und alsdann eine Expedition in das Innere des Landes versuchen. Isidor Barredas führte die Flotte. Ueber die spiegelhellen Gewässer des Mexicanischen Meerbusens glitt die Flotte dahin; von heftigen Winden geschwellt und lebhafter Begier zum Siege entbrannt, steuert sie den vor ihnen auftauchenden Hochebenen Mexico's zu. Heftige Stürme indessen, die in jenen Gegenden in unaussprechlicher Wuth sich entfesselten, Tornados genannt, erfaßten die Flotte, trieben sie auseinander und verschlugen eines der bedeutendsten Schiffe nach New-Orleans, wo die erlittenen Beschädigungen wieder ausgebessert werden mußten. Doch landete sie endlich nach schwerem Kampfe mit den Elementen an den sumpfigen und deshalb ungesunden Niederungen der mexicanischen Küste. Viele Menschen wurden ein Opfer der mephitischen Ausdünstungen, die durch die vielen vermoderten Pflanzen in den stagnirenden Sümpfen eckelhafter Lacken erzeugt werden. Welche traurige Aussichten für eine solche, unter mancherlei phantastischen Hoffnungen und Vorspiegelungen unwissender Rathgeber unternommene Expedition! Daß doch anfangs die Sache gut ging, ja Barredas, die Höhen Mexico's ersteigend, die bedeutende Stadt Tampico bewältigen konnte, liefert uns den Beweis der ungeregelten und selbst schwachen Kriegsmacht der Yorkinos. Allein Yorkinos und Escosecos traten in der allgemeinen Gefahr des Vaterlandes zusammen, vergaßen

ihres unheilbringenden und jetzt ihnen allen gefährlich werdenden Zwistes. Santa Anna wurde gegen Barredas gesandt. Glücklich im Kriege, welcher Santa Anna's Element zu sein schien, rückte er bis Tampico vor, belagerte es und angefeuert durch den zu erwerbenden Ruhm, in stolzer Siegeshoffnung sein Heer ermahnend, stellte er sich an dessen Spitze, um den rühmlichen Kampf zu wagen. Ein schweres Ungewitter schien in seinen furchtbar wiederhallenden Accorden in dies allgemeine Brausen der Kanonen einzustimmen, die zuckend herabfallenden Blitze die blutige Arbeit zu beleuchten.

Endlich flatterte die weiße Fahne auf Tampico's Zinnen als Zeichen der Capitulation. Die von Seiten der Mexicaner bewiesene Milde machte ihnen Ehre. Die spanischen Soldaten behielten selbst die Waffen. Barredas schiffte sich nach New-Orleans ein, um dort Fahrzeuge zu besorgen, die Truppen wieder nach der Havana zurückzubringen. Er selbst eilte einen Boden zu verlassen, woselbst ihm das Glück so wenig hold gewesen war und schiffte sich nach Frankreich ein, um dort die Scham über die mißlungene Expedition zu verbergen. — Ruhe war indessen noch jetzt nicht zu hoffen und nach Beendigung dieser Angelegenheit traten die Escoseses und Yorkinos in früherer Erbitterung auf dem Schauplatze wieder auf. Bustamente, das Haupt der Aristokratie, wußte dem Guerrero die so eben erst erlangte Gewalt wieder zu entreißen und Guerrero fand nur in der Flucht sein Heil. Die Escoseses herrschten. Bustamente war persönlicher Feind des Guerrero. Jedenfalls wollte sich Bustamente seines gefährlichen Gegners entledigen, ja er hatte geschworen, durch List oder Gewalt ihn in seine Hände zu bekommen. Wie so oft, war auch hier arglistige Verstellung das Mittel, zum Zwecke zu gelangen. Er bediente sich dazu eines sardinischen Capitains des Schiffes Colombo, Franz Pitalaga. Nach einem mit Pitalaga abgeschlossenen geheimen Vertrage ließ er diesen unter dem Vorwande, als conspirire er für Guerrero, gefangen nehmen und als Spion in das Gefängniß werfen, gab ihn indessen aus Mangel schlagender Beweise wieder frei. Mit einer Abschrift seines Urtheils reiste er scheinbar wuthentbrannt nach Acapulco, dem Aufenthaltsorte Guerrero's, um ihm die Schmach zu schildern,

die Bustamente ihm zugefügt. Er stahl sich dadurch in das Vertrauen und die Freundschaft Guerrero's. Derselbe ging in die ihm gelegte Falle. Beide wurden sehr vertraut mit einander und gaben einander Gastmähler. Eine solche Einladung des Pitalaga auf das Schiff des Capitains an Guerrero und seine Freunde übersandt, wies dieser nicht zurück. Man verbrachte auf dem Schiffe einen frohen Tag. Die Nacht rückte heran. Ein Paar Tassen Caffee nur wollte man noch nehmen, um sich alsdann wieder an's Land setzen zu lassen. Die hereinbrechende Dämmerung benutzte Pitalaga, ging auf's Verdeck, warf die Thüren hinter sich in's Schloß, lichtete die Anker und landete, begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht, wodurch es unmöglich war vom Lande aus die verrätherischen Bewegungen der Brigg zu sehen, mit seinem unglücklichen Opfer in einem kleinen Hafen unfern Cavaca's. Man verwendete sich bei Bustamente für Guerrero. Sein hartes Herz war jedoch keiner Rührung fähig. Voll Freude, seinen Nebenbuhler um die Oberherrschaft in seiner Gewalt zu haben, fällte er das blutige Urtheil. Guerrero wurde zu Cavaca den 14. Februar 1831 erschossen. Den schmählichen Tod dieses Tapfern zu rächen, oder besser, um sich so unter diesem Vorwande die Regierung in die Hände zu spielen, machte Santa Anna sich auf, verband sich mit einem tapfern Officier, dessen Namen an die ersten Gewaltthaten der Europäer auf dem fremden Boden erinnert, den Obersten Montezuma, und eilte nun auf die Hauptstadt los. Bald mußten die Escosesos den Yorkinos weichen und Santa Anna ernannte zuerst, um nicht sogleich seine eigentliche Absicht kund zu geben, den Pedraza zum Präsidenten, welcher aber nach Kurzem seinem überwiegenden Einflusse weichen mußte. Santa Anna selbst bestieg den Präsidentenstuhl. Er wußte es so zu karten, daß bei den Kämpfen der verschiedenen Meinungen er zum Dictator erwählt wurde und verbannte nun seine Feinde. Unter ihnen war besonders Bustamente. — Auch in Mexico brach die Cholera aus und kostete in der Hauptstadt an 20,000 Menschen das Leben. Erdbeben und Ausbrüche der Vulcane verwüsteten Städte und Dörfer. Die Stadt Concepcion verschwand vom Angesicht der Erde und andere kleinere Orte theilten ihr Geschick. Im Mai thaten die Schlünde der

Erde sich auf, das Meer erhob sich zu 80 Fuß hohen Wellenbergen; die ganze Stadt Talcahuane wurde von denselben hinweggespült, so daß man nicht mehr die Stätte finden konnte, wo sie gestanden. Später unternahm Santa Anna noch einen Kriegszug gegen die Texaner, um dieselben, welche sich gegen Mexico auflehnten und den Vereinigten Staaten sich anzuschließen gedachten, wieder zur Pflicht und zur Unterwerfung zurückzubringen. Er hatte sich verrechnet. In einem den Texanern gelieferten Treffen wurde er, da heimlich die Vereinigten Staaten Unterstützung brachten, nicht allein gänzlich geschlagen, sondern auch mit mehreren Officieren seines Stabes gefangen genommen. Bustamente kehrte zurück und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Santa Anna wurde jedoch wieder in Freihtit gesetzt.

Gleiche Gestalt, nämlich politische Zerrüttung, fortwährend glimmendes und oft zum Ausbruch kommendes und dadurch verschlingendes Feuer, die Hyder der Empörung, heftige Kämpfe der Parteien, geleitet von ehrgeizigen Generalen, die um die erste Stelle ringen und sich durch den Lorbeer errungener Siege, die höchste Ehrenstelle zuzusichern streben, Kampf und Sieg, Unterliegen und Sicherheben, ja gleiche Gestalt und gleiche Geschicke bietet uns das Staatengebilde der übrigen Länder: Guatimala, Columbia, Peru, Bolivia, Chili dar. In allen diesen bezeichneten Staaten fand sich eine aristokratische und eine demokratische Partei. — Bolivar, der Libertador, der Befreier, von dem schon oben die Rede war, stand an der Spitze des Ganzen. Er eilte, nachdem er die Nachricht von einem in Peru ausgebrochenen Aufstand erhalten, dorthin, stillt freilich denselben, hat indessen viele, ja ihn ungemein in Anspruch nehmende und oft mit kränkendem Verdruß verbundene Kämpfe zu bestehen. Daß man seinem Ehrgeiz den Vorwurf machte, sich zum Alleinherrscher dieser Staaten aufzuwerfen, hat deshalb nichts Widersinniges, weil er überhaupt in vielen Stücken Napoleon zum Muster genommen zu haben scheint, ob er gleich in seinem ganzen Wirken den Republikaner zu spielen versucht. Wahrscheinlich ist's indessen doch. Seinen vielen Freunden und auch seinem ehrgeizigen Plane entzog ihn glücklich der Tod. Er wurde nur 47 Jahr alt. Sein Geist war vielseitig gebildet, und zugleich mit Freiheitsideen genährt.

Er war gewandt und wußte sich geltend zu machen. Leicht bewegten ihn des Zornes Gewalten, denen er als Creole nicht zu widerstehen verstand. Den Freudengenüssen des Lebens jagte er nach. Er war ein guter Tänzer, ein trefflicher Reiter. Seine Zwecke zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Darin lag seine Politik! Er hatte ein interessantes Aeußere; dunkle Braunen beschatteten das lichte, kluge Auge, welches angenehm die dunkle Bräune seines Creolengesichts belebte. Lockiges Haar bedeckte den Scheitel und sein wohlgeordneter Bart gab dem männlich schönen Gesicht den Ausdruck der Kraft. Melancholie war der Ton, der sich über sein Antlitz ergoß. Er starb am 10. December 1830 zu San Pedro, woselbst seine sterbliche Hülle beigesetzt wurde. Von seinem Vermögen hatte er $^{9}/_{10}$ Theile dem Vaterlande gewidmet und 1000 Sclaven die Freiheit geschenkt. Der Libertador Bolivar war die imposanteste und zugleich volles Interesse in Anspruch nehmende Persönlichkeit in dem Staatengebilde Südamerika's. — Gamarra wurde Präsident in Peru und Santa Cruz in Bolivia. Ohne weitere Bedeutung. — Prieto war in Chili Präsident; unter seiner dem Föderalismus ergebenen Leitung wurden die Wucherpflanzen der Empörung, jedoch nur mit Mühe, erstickt. Es gelang ihm, Ruhe und Ordnung wieder einzuführen. Viel zur Tilgung der Staatsschuld trug die zufällig erfolgte Entdeckung der Gold- und Silberadern bei, zu denen noch die Auffindung eines Diamantendistrikts sich gesellte. — In die Vereinigten Staaten am La Plata oder argentinische Republik kehrte Juan Lavalle, ein eifriger Anhänger des Centralsystems, oder Unitarier, zurück, vertrieb den Manuel Dorrego, der zur Herrschaft sich emporgearbeitet hatte, bekam ihn sogar selbst in seine Gewalt und ließ ihn erschießen. Alsobald machten sich die Freunde des Dorrego, Lopez, der mächtige Gutsbesitzer Rosas, Bustas und andere mit ihrem Heere auf, den wider alles Recht begangenen Mord des Dorrego zu rächen. Sie trieben Lavalle zurück bis nach Buenos Ayres und belagerten die Hauptstadt. Sie wurde endlich nach kräftiger Gegenwehr durch Capitulation eingenommen. Lavalle zog sich in eine freiwillige Verbannung zurück. Allein nach seinem Sturze hatte seine Partei nicht aufgehört, seine Rechte zu vertheidigen und setzte

sich unter der Anführung des grausamen Q u i r o g a im Norden fest. Er wurde indessen geschlagen. Wie sehr indessen das Gemüth, wenn es an tägliches Blutvergießen sich gewöhnt, und durch des Krieges Grausamkeit allmälig gegen alle zartere Empfindungen sich verhärtet, mag nur eine That jenes Quiroga beweisen. Don M a n u e l R i v e r o, glücklicher Ehegatte und Vater von 7 Kindern, gerieth in die Gewalt des Quiroga, der lange schon sich seiner zu bemächtigen wünschte, da er die Parthei der Centralisten begünstigte. Quiroga verurtheilte ihn zum Tode durch die Kugel. Tief erschüttert von dem unglücklichen Geschicke des Vaters, beeilt sich der Sohn desselben, den Quiroga zu bewegen, ihn als Stellvertreter seines Vaters mit dem Tode büßen zu lassen. „Du bist also," sagte Quiroga, „deines Lebens überdrüssig?" — „Ich will, so antwortete der junge 17jährige Rivero, für das Wohl meiner Familie, meines Vaters, meiner Mutter und meiner 6 Geschwister mit Freuden sterben." — Sinnend ging Quiroga im Zimmer auf und ab. Endlich begann er mit teuflischem Lächeln: Nun wohl, ich will Dir einen Vorschlag machen. Ich lasse Dir die Ohren abschneiden, und verziehst Du auch nur die geringste Miene, und legst so Deinen Schmerz an den Tag, so lasse ich Dich todtschießen; bist Du aber standhaft, so schenke ich Dir und Deinem Vater das Leben. — Der Jüngling ging in den Vorschlag ein und ein Henkersknecht schnitt mit der größten Kaltblütigkeit und noch dazu vermittelst eines stumpfen Messers, ganz langsam ihm die Ohren ab, ohne daß das Schlachtopfer auch nur eine Miene verzog. Quiroga, der selbst dieser Execution beiwohnte, rief, betroffen von solch jugendlichem Heldenmuthe, aus: Du bist ein gefährlicher Mensch, und der Vater, der solche Kinder hat, muß es noch mehr sein. Hierauf ließ er im Augenblick beide vorführen und erschießen! — Nach Lavalles Absetzung wurde R o s a s Präsident. Quiroga machte sich durch seine stets sich wiederholenden Grausamkeiten so verhaßt, daß er 1832 ermordet wurde. Plündernde Indianerstämme durchzogen die Gegenden und richteten große Verheerungen an.

B r a s i l i e n, 1500 von Cabral entdeckt, gehörte seit jener Zeit zu Portugal. Don Pedro nahm, wie schon erwähnt, die Kaiserwürde an und resignirte für seine Person auf Portugal.

Er ernannte seine Tochter Donna Maria da Gloria zur Thronfolgerin in Portugal, wie ebenfalls schon angedeutet. Seine schwierige Stellung als Kaiser von Brasilien war nicht zu verkennen. Mit neidischen Augen beachteten die Brasilier jeden Schritt zu Gunsten Portugals, so wie seiner Tochter. Besonders war man darüber unzufrieden, daß er seine Tochter Donna Maria da Gloria aus England nach Rio Janeiro berief, und sie als Königin von Portugal behandelt wissen wollte und ihren nicht unbedeutenden Hofstaat aus der Landeskasse bestritt. Allein jede, wenn auch noch so unbedeutende Ausgabe, welche er den Portugiesen zugewandt, glaubten die Brasilianer sich entzogen. Zugleich mit der Tochter des Kaisers erschien auch auf brasilianischem Grund und Boden des Kaisers Braut. Seine Wahl hatte sich für die Herzogin von Leuchtenberg, Amalia, ausgesprochen. Beide jugendliche Majestäten trafen in England zusammen und landeten ohne Schwierigkeit nach einer nicht sehr langen Fahrt in Rio Janeiro. Am 16. October 1829 sah die Kaiserin zuerst die Hauptstadt ihres neuen Reiches. Rio Janeiro war zu ihrem Empfange auf's festlichste geschmückt. Die üppige Bumenpracht Brasiliens mußte alle ihre Farben leihen, um die Triumphbögen zu schmücken. Der Kaiser fuhr auf einem Dampfboote seiner Gemahlin und seiner Tochter entgegen. Er begrüßte seine junge Gemahlin mit freudiger Herzlichkeit und wandte sich dann zu seiner Tochter, die er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in seine Arme schloß und lange weinend umschlossen hielt. Bei eingetretener Windstille nahm das kaiserliche Dampfschiff die Fregatte, worauf die Kaiserin sich befand, in's Schlepptau und so gelangten sie bald in den Hafen. Die Batterien und Forts desselben donnerten ihnen, vereint mit allen vor Anker liegenden Kriegsschiffen, ihr Willkommen entgegen. 2 bis 300 Schiffe aller Nationen lagen in dem ungeheuren Raume ausgebreitet mit wehenden Flaggen und Menschen erfüllten die Verdecke; überall schmetterte Musik; sebst von den höchsten Masten blickten neugierige Matrosen auf das lebenvolle Gewühl herunter; unzählige, von Schwarzen und Farbigen geruderte, mit Blumen und Bändern geschmückte Barken umschwammen und umjubelten das Schiff der Kaiserin, begierig, einen Blick den hohen Ankömmlingen zu erhaschen. Hinter den Schiffen winkte die herrliche

Stadt, von der tiefblauen See umflossen, und im vollen Sonnenglanze blinkend, mit ihren weißen Häusern, ihren Thürmen, Klöstern und Kirchen, mit ihren reizenden, von Landhäusern und Kapellen bedeckten Ufern und dem grünen Inselkranze, von duftenden Palmenwäldern bedeckt. — Beim Arsenal betrat die Kaiserin, ihren Gemahl zur Seite, und von glänzendem Hofstaate umgeben, den Boden des neuen Vaterlands. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren bedeckt mit den herrlichen Blumen des brasilianischen Himmels. In einem von weißen Pferden gezogenen Wagen befand sich die Kaiserin, in einem andern der Kaiser und seine Tochter und der Herzog August von Leuchtenberg, der seine Schwester begleitet hatte. Dann folgten die Hofwagen. Die ganze Bevölkerung Rio's, mit ihren hundertfältigen Farbenschattirungen, war herbeigeströmt. Alles drängte sich nach den Triumphbögen; eine lebende Ceres und Flora waren aufgestellt, welche Blumen in den Wagen warfen. Ueberall sprach rege Theilnahme sich aus. In einer reich geschmückten Kapelle wurde die Trauungsfeierlichkeit vollzogen. Festlichkeiten, Beleuchtungen, Hoffeste und Vergnügungen aller Art schienen kein Ende nehmen zu wollen. Der Kaiser stiftete den Rosenorden und ernannte den Herzog von Leuchtenberg zum Herzog von Santa Cruz. — Nicht viele schöne und glückliche Tage haben sie indessen hier verlebt. Aufstände aller Art beunruhigten die kaiserliche Regierung und machten dem Kaiser viel zu schaffen. Seine Vorliebe, welche noch immer für Portugal sich aussprach, die Aufnahme verbannter Portugiesen, die er selbst in Brasilien anstellte, sein heroisches Wesen, seine ungezügelte Heftigkeit, sein willkührliches Verfahren, sein hartnäckiges Festhalten an den europäischen Angelegenheiten bereiteten seinen Sturz. Er änderte sein populäres Ministerium und erwählte dafür ein anderes, dem Volke weniger zusagendes. Ein dadurch herbeigeführter Aufstand nöthigte ihn zur Flucht. Seine weiteren Schicksale, seine Ankunft in Frankreich und England, auf Terceira und in Oporto, seinen Sieg und Tod, alles dieses umfaßte die Geschichte Portugal's. Für den jungen Kaiser Don Pedro II. herrschte alsdann in Brasilien eine Regentschaft unter der Oberleitung des Padre Feijo, der mit kräftiger Hand und umsichtigem Blick die Ruhe trotz vielfacher Revolutionen, besonders der Neger, erhielt. Don Pedro II. trat 1841 seine selbstständige Regierung an.

Stadt, von der tiefblauen See umflossen, und im vollen Sonnenglanze blinkend, mit ihren weißen Häusern, ihren Thürmen, Klöstern und Kirchen, mit ihren reizenden, von Landhäusern und Kapellen bedeckten Ufern und dem grünen Inselkranze, von duftenden Palmenwäldern bedeckt. — Beim Arsenal betrat die Kaiserin, ihren Gemahl zur Seite, und von glänzendem Hofstaate umgeben, den Boden des neuen Vaterlands. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren bedeckt mit den herrlichen Blumen des brasilianischen Himmels. In einem von weißen Pferden gezogenen Wagen befand sich die Kaiserin, in einem andern der Kaiser und seine Tochter und der Herzog August von Leuchtenberg, der seine Schwester begleitet hatte. Dann folgten die Hofwagen. Die ganze Bevölkerung Rio's, mit ihren hundertfältigen Farbenschattirungen, war herbeigeströmt. Alles drängte sich nach den Triumphbögen; eine lebende Gerüst und Flora waren aufgestellt, welche Blumen in den Wagen warfen. Ueberall sprach rege Theilnahme sich aus. In einer reich geschmückten Kapelle wurde die Trauungsfeierlichkeit vollzogen. Festlichkeiten, Beleuchtungen, Hoffeste und Vergnügungen aller Art schienen kein Ende nehmen zu wollen. Der Kaiser stiftete den Rosenorden und ernannte den Herzog von Leuchtenberg zum Herzog von Santa Cruz. — Nicht viele schöne und glückliche Tage haben sie indessen hier verlebt. Aufstände aller Art beunruhigten die kaiserliche Regierung und machten dem Kaiser viel zu schaffen. Seine Vorliebe, welche noch immer für Portugal sich aussprach, die Aufnahme verbannter Portugiesen, die er selbst in Brasilien anstellte, sein herrisches Wesen, seine ungezügelte Heftigkeit, sein willkührliches Verfahren, sein hartnäckiges Festhalten an den europäischen Angelegenheiten bereiteten seinen Sturz. Er änderte sein populäres Ministerium und erwählte dafür ein anderes, dem Volke weniger zusagendes. Ein dadurch herbeigeführter Aufstand nöthigte ihn zur Flucht. Seine weiteren Schicksale, seine Ankunft in Frankreich und England, auf Terceira und in Oporto, seinen Sieg und Tod, alles dieses umfaßt die Geschichte Portugal's. Für den jungen Kaiser Don Pedro II. herrschte alsdann in Brasilien eine Regentschaft unter der Oberleitung des Padre Feijo, der mit kräftiger Hand und umsichtigem Blick die Ruhe trotz vielfacher Revolutionen, besonders der Neger, erhielt. Don Pedro II. trat 1841 seine selbstständige Regierung an.

Rundschau

der

neuesten Zeit.

Von Napoleon's Sturz 1815—1848* excl.

Ein historisches Lesebuch

von

Dr. Carl Julius Arnold
(in Bremen.)

---

*Fortsetzung des Panorama's der letzten Jahrzehende 1789—1815. 3 Bde.
Verlag bei C. Schünemann in Bremen.

Leipzig, 1853.
In Commission bei Rob. Hoffmann.

Rundschau

der

neuesten Zeit.

Von Napoleon's Sturz 1815—1848* excl.

Ein historisches Lesebuch

von

Dr. Carl Julius Arnold
(in Bremen.)

* Fortsetzung des Panorama's der letzten Jahrzehnde 1789—1815. 3 Bde.
Verlag bei C. Schünemann in Bremen.

Leipzig, 1853.
In Commission bei Rob. Hoffmann.

…mackers

Geschichten.